

Das
deutsche
Legendenbuch

Gestaltet von
zeitgenössischen
deutschen Dichtern



Herausgegeben im Vieweg-Verlag von
Barthold Blunck und Ernst Adolf Dreyer

Mit freundlicher Erlaubnis wurden wiedergegeben:

- May Mell: Adams Bildwerk.
Aus: Morgenwege. Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig.
- Wilhelm von Scholz: Eine Legende.
Aus: Das unterhaltfame Tagebuch. Verlag Paul List, Leipzig.
- Hermann Stehr: Die Legende vom steinernen Mann.
Aus: Mythen und Mären. Verlag Paul List, Leipzig.
- Will Vesper: Weihnachtslegende.
Aus: Gute Geister. Verlag Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.
- Josef Magnus Wehner: Wie Eva starb.
Aus: Das große Vaterunser. Verlag Max Hueber, München.

ISBN 978-3-322-96145-7 ISBN 978-3-322-96281-2 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-322-96281-2

Titel- und Einbandentwurf: Günther Clausen, Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1786

Alle Rechte vorbehalten

Hinter der Legende steht Gott.

Karl Röttger.

Die Lebenshaltung des deutschen Menschen findet eine ihrer stärksten dichterischen Ausdrucksformen in der Ballade und Legende. In ihnen vermag Tat und Traum, das zum Inneren Erlebnis gewordene Wirken unbedingte, ja erlösende Gestaltung zu werden. Aus der Reinheit heldischer Kraft und geschichtlicher Erinnerung erwuchs der schwere Gesang der Ballade. Aus der wundersamen Macht der Liebe, ihrer göttlichen Offenbarung im alltäglichen Leben ward das heilige Bild der Legende.

Legende ist herzlichster Erweis der religiösen Bindung von Erde zum Weltall, von Mensch zu Gott, ist Erweis, daß das Ganze bezogen ist auf Gott. Kein Wunder, daß die Legende als hoheitliche Dichtung wie als erbauliches Schrifttum vom christlichen und ritterlichen Mittelalter besonders gepflegt wurde und bis heute in Überlieferung und Kult der Volksdichtung einen reichen Quell für ihre Ausdrucksformen besitzt. In keiner weltlichen Gestaltungsweise kann Sühne und Gnade, frohes Leben und Erlösung, eben die Kindschaft Gottes, so überzeugend, so ergreifend vergegenwärtigt werden wie in der Legende. Deshalb ist die Legende wunderbarste Dichtung der Andacht. In ihr erblüht der Glaube wieder — wie am dürren Pilgerstab das Reis. Aus Leid findet sie dennoch die Befreiung. Im Natürlichen faßt sie das Höhere. Im Leben erkennt sie das Walten. Ja, die Legende steht unter einem Ewigen Gesetz. Darum ist sie in ihrer Liebe unwandelbar, und nur Form und Inhalt vermögen reichhaltig zu sein wie das Leben zu den verschiedensten Gezeiten. Diese Innere Beständigkeit der Legende ist ihr köstlichster Teil.

Legende ist Beseelung des Daseins. Mensch und Tier, Pflanze und alle Dinge des Lebens sind im Guten wie im Bösen Kreaturen göttlicher Machtfülle. Aus traumhaftem Erleben wird eine lebensunmittelbare, eine unbedingte Wirklichkeit. Aus Schicksal und Zufall werden persönliche Sendboten eines höheren Waltens. Mag der Rationalist über die naive Gläubigkeit lächeln — letztlich spricht aus der wahren Legende eine Höhere Vernunft. Die Schächte des „seelischen Denkens“ haben die letzte Pforte geöffnet, und der behutsame Zugang zum Geheimnis, den Sehnsucht und Tieffinn der Dichter erbeteten, ist Wahrheit geworden. Grund und Höhe des seligen Lebensganzen leuchten in der so nahen wie weiten Bläue des Himmelsbogens.

Und die Legende erweist, daß die Erscheinungsform des Göttlichen sich im Wunder offenbart, daß das Wunder im Wirklichen den Zwiespalt der Welt erlöst. „In der Legende ist das Schöne das Wunderbare, das Wunderbare das Schöne; aber so, daß das Wunderbare und das Schöne gleicherweise und gleichzeitig das Seelhafte ist – und dies Seelhafte – ‚stärker als der Tod‘ – wandelt das Schicksal und das Schicksalhafte um, zeigt Ausweg aus unrettbar scheinender Stellung, bringt die – ‚Erlösung‘ . . .“ (Karl Röttger). Ja vom Höhenweg des Lebens kündigt die Legende, und ihr Erlebnis wird Andacht, Gnade, erlösendes Gebet. Ihr Ziel ist der Friede der Frömmigkeit.

*

Wir gaben absichtlich keine geschichtliche Darstellung der Legende. Wir suchten nur für Augenblicke ihrem Wesen nachzuspüren. Wenn auch die Legende gegen Sage und Mär, mythologische Darstellung und Gleichnis einigermaßen abgegrenzt ist, so waren wir uns doch bei der Herausgabe dieses Buches bewußt, daß auf legendäre Zwischenformen nicht verzichtet werden konnte. Warum sollten wir wohl in dogmatischer Starre bei einer von Menschen angenommenen Form verharren? Solange nicht das Gesetz betroffen wird, kann nur diesem Gesetz eine Dehnung des Kraftfeldes nutzbar sein. Denn – wir sagten es bereits zuvor in anderem Zusammenhang –: Nicht die Form, allein der Geist sei unwandelbar. Wir glauben ferner, daß mancher lebende Dichter, der nicht minder Wesentliches zu sagen hat, in diesem Buch nicht vertreten ist, weil wir – trotz öffentlichen Aufrufs – nicht von jedermann wissen konnten, ob er Legenden geschrieben hat. Wir haben auch schließlich nur die Profalegende berücksichtigen können, obwohl wir wußten, daß etwa Jakob Rneip, Franz Johannes Weinrich u. a. gute Verslegenden schufen (die Legende äußert sich übrigens ja auch noch in dramatischer Form). Wir wollten jedoch die Prosaform einheitlich bewahren und mußten uns zum andern räumlich so beschränken, daß wir nur eine Auswahl bieten konnten. Wir hoffen, diesen Band in absehbarer Zeit erweitern oder gar um eine weitere Folge bereichern zu können. So würden wir unser Vorhaben noch besser zu erfüllen vermögen.

Barthold Blund

Ernst Adolf Dreyer

Die Kunde

Pfingstlegende. Richard Euringer	11
Legende vom Leben. Christian Jenßen	13
Der Berg der Blumen. Kurt Eggers	18
Legende der Fina. Ina Seidel	22
Meister Mozarts Gleichnis. Friedrich Deml	27
Van Gogh. Heinrich Burhenne	28
Der Tod des Jean Paul. Karl Röttger	32
Die toten Augen. Josef Martin Bauer	40

Tag und Traum

Die Legende vom steinernen Mann. Hermann Stehr	47
Warum die Krippendorfer siebenmal Prozession gehen müssen. Josefa Berens-Totenohl	56
Die Teufelsmühle. Friedrich Alfred Schmid Noerr	58
Die getrennten Brüder. Wolfgang Zentler	71
Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön. Leo Weismantel	73
Der heimliche Helfer. Hans Friedrich Blund	78
Der Schweinsgraben. Kilian Koll	80
Ignaz und der Teufel. Heinz Steguweit	85
Peter. Friedrich Schnack	89
Und gings nicht ums Geld, so wär ich ein Held. Richard Euringer	94
Madonna Amore. Alfons von Czibulka	96
Die brennende Kerze. Otto Heuschele	100

Von den Müttern

Adams Bildwerk. Max Mell	109
Der letzte Mensch. Wilhelm Schmidtbonn	110
Wie Eva starb. Josef Magnus Wehner	112
Morgenstern und Abendstern. Hans Friedrich Blund	117
Von den Sternen. Josefa Berens-Totenohl	119
Die Kanzel der Mutter. Cecile Lauber	120

Natürliches Leben

Der betende Hase. Hans Franck	127
Der Bittgang der Tiere. Hermann Gaupp	130
Die Schnecke, die gern sicher gehen wollte. Paul Gurt	135
Viole. Hermann Eriz Busse	136

Geheiligttes Leben

Der Herr Jesus im Harz. August Winnig	141
Weihnachtslegende. Will Vesper	144
Wallfahrerlegende. Julius Zerzer	148
Das Ave Maria des Mönchs zu Kloster Camp. Erich Bodemühl	151
Die drei heiligen Brüder. Heinrich Wolfgang Seibel	153
Sankt Alderikus. Armin Renker	160
Sankt Beats-Legende. Emanuel Stichelberger	165

Tod und Erlösung

Eine Legende. Wilhelm von Scholz	173
Der tote Bruder. Ludwig Friedrich Barthel	175
Vom trostreichen Auferstehen. Walter Gättke	178
Lazarus. Erich Brautlacht	180

Geheimnis des Seins

Die sieben Worte am Kreuz. Kurt Arnold Findeisen	185
Was ist Wahrheit? Barthold Blumel	186
Seltfame Begegnung. Hans Friedrich Blumel	188
Ein Jüngling unserer Zeit hört Urväter reden. Karl-Borromäus Heinrich	190
Legende von den Säcken. Karl Bröger	195

Die Kunde

P f i n g s t l e g e n d e

RICHARD EURINGER

Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Aber auch der Mensch war bei Gott; denn er lebte in seinem Herzen. Da er sich aber zur Erde sehnte, so schenkte ihm Gott die Erde. Ein Wort aber gab er ihm mit hinunter auf die Erde, damit es bei ihm bleibe und Gott auf Erden sei; das Wort hieß: Liebe.

Auf der Erde fand der Mensch das Leben und den Tod. Er liebte das Leben, haßte den Tod, und fühlte sich einsam. Ja, es dauerte nicht lange, so sehnte er sich zurück ins Paradies der Himmel.

Da neigte sich Gott hernieder zu ihm und sprach: „Du hast die Erde erwählt, so sollst du bleiben auf Erden. Doch will ich eine Leiter bauen aus deinem Fleisch von der Erde bis in den Himmel. Darauf sollen dich auf und nieder tragen Leben und Tod. Auch sollst du nicht sterben, wenn du gestorben bist, sondern bleiben durch das Wort, das ich dir mitgegeben. Tausend Geschlechter will ich zeugen aus deinem Geschlecht, daß eins das andere auf der Schulter trage, bis die Leiter zum Himmel reicht“.

So wurden viele Menschen aus dem einen, dem Gott das Wort gegeben hatte: Liebe. Und da sie sahen, wie viele ihrer waren, freuten sie sich, und sprachen die einen: „Unser sind viel! Viele Hände sind unser und viele Füße. Wenn wir alle zusammenhülfen, das gäbe wohl einen Turm, der bis zum Himmel reicht!“

„Was wollt ihr im Himmel?“ fragten die anderen, „sind unser nun nicht genug, daß wir nicht mehr einsam sind auf Erden?“

Da antworteten die Dritten: „Laßt uns trotzdem den Turm erbauen, daß wir sehen, was wir vermögen! Auf daß er ein Denkmal sei, daß wir zusammengehören!“

„Haben wir nicht das Wort: Liebe? Wozu der Bau?“ fragten die Fünften.

„Wer kann ein Wort sehen, daß es ein Denkmal sei? Wir aber wollen ein Denkmal türmen, das alle sehen!“

Viele aber warnten und schüttelten den Kopf. Und da sie den Bau begannen, wollten die einen nicht Ziegel streichen, die anderen sie nicht tragen. Die Dritten

sagten: „Sollten wir nicht eine Leiter bauen, die keiner sieht? Nun aber bauen sie den Turm!“

Die Vierten sagten: „Mögen sie doch bauen! Kommt, laßt uns weiterziehen! Ist die Erde nicht weit? Sind unser nicht genug, daß wir nicht einsam sind in anderem Lande?“ Und sie zogen davon. Die einen zogen nach Westen, die anderen nach Osten. Und als der Turm anstieg und die Arbeit anfing zu drücken, murrten wieder andere gegen die Aufseher und sagten: „Warum tuen sie nichts?“ Die Aufseher aber klagten bei den Meistern und die Meister beim Bauherrn. Der Bauherr aber drückte die Meister, die Meister die Aufseher, die Aufseher drückten das Volk. Da schrie das Volk: „Wer hat euch zu Aufsehern bestellt? Zu Meistern? Zu Bauherren? Sollen wir schwitzen, damit ihr über unseren Köpfen wohnen könnt!“ Niemand aber wußte Rat gegen das Volk, das so rief, denn sie hatten das Wort vergessen, das sie zu ihren Ämtern bestellt. So kamen sie überein und schlossen sich zusammen, das Volk noch mehr zu drücken, damit der Turm gedeihe. Das Volk aber wußte nicht Rat gegen die Bedrücker; denn es hatte das Wort vergessen, das allen hätte raten können. So schloß es sich zusammen gegen die Herren und sprach: „Laßt uns ein Ende machen! Wozu der Bau?“ Und sie rissen nieder, jeder, was er gebaut, ja, sie erhoben Steine gegeneinander und schlugen zu Tode jeden, der sich widersetzte. Der Turm zerfiel, das Volk zerfiel, nach Norden flohen die einen, nach Süden stoben die anderen. Die aber nicht flüchten konnten, wurden zu Knechten gemacht derer, die sie schlugen; denn keiner erinnerte sich des Wortes, das zerfallen war, ehe der Turm zerfiel, des Wortes, das allen hätte raten können: Liebe.

Ja, je weiter sie sich zerstreuten auf der Erde, um so weniger blieb ihnen die Erinnerung, daß sie eines Stammes seien und eines Blutes. Sie fielen übereinander her, wo sie sich trafen, raubten sich Vieh und Besitz, und schlugen sich tot. Ja, sie vergaßen auch das letzte, das ihnen gemeinsam gewesen, den Laut ihrer Zunge, so daß keiner den anderen verstand.

Gott aber, der dem Menschen die Verheißung gegeben hatte, er werde eine Leiter bauen aus seinem Fleisch von der Erde bis in den Himmel, erbarmte sich. Und schickte ihnen das Wort. Das Wort hieß: Liebe. Und schickte ihnen den Geist. Der Geist hieß: Liebe. Es war aber das Wort und der Geist, durch die er die Welt geschaffen, den Menschen, die Erde und den Himmel.

Und da der Geist ausgegossen ward über die Welt, da sahen sich die Menschen ins Gesicht und erkannten sich wieder. Da sprachen sie Worte, und jeder verstand des anderen Wort. Da reichten sie sich die Hände und waren wieder ein Volk. Waren wieder ein Stamm, und waren wieder ein Mensch in tausend Menschen.

Ja, sie gelobten sich, die Leiter zu bauen, die keiner sieht, und die sie doch alle emporträgt, einen über den anderen von der Erde hinauf durch tausend Geschlechter. Daß keiner sterbe, und wenn er gleich gestorben ist, daß einer den anderen trage auf seiner Schulter. Daß der Arbeiter Arbeiter sei aus Liebe. Daß der Aufseher Aufseher sei aus Liebe. Daß der Meister Meister sei aus Liebe. Wie der Bauherr Bauherr aus Liebe gewesen, weil er die Liebe ist.

Laßt uns das doch nicht wieder vergessen!

Legende vom Leben

CHRISTIAN JENSSEN

Auf einer von Pfirsichblüten umwölkten und von duftenden weißen Rosen eingefriedeten Rampe des Raumes aller Räume verhielt eine einsame weibliche Seele auf ihrem zeitlosen Fluge durch die Seligkeit. Die wunderbare, blütengleiche Schönheit ihres Wesens hatte sich wie eine Strahlfrucht vom Lichtbaume Gottes gelöst, um in den unbegreiflichen Wandlungen der Ewigkeit wie ein Blutkörperchen heimzukehren zum Herzen Gottes. Ein nie gekanntes Sehnen durchklang sie, ein neuer Akkord der alle Seelen gewaltig durchschwingenden Musik des Über-Alls. Gottes unfassliche Liebe sprach sie damit an, und was er mit ihr im Sinn hatte, entfaltete sich zugleich in ihrem Sehnen. So war sie denn auf jene Rampe gelangt, die den Überirdischen den Ausblick in Raum und Zeit verstatet. Welch einen überwältigenden Traum hat Gott mit dem Raume geschaffen, dachte die Seele und jubelte kindlich auf über die leuchtende Pracht der Gestirne, die unendlich klare Hülle des Äthers und die berückend zierliche, den Himmel spiegelnde Mannigfaltigkeit der Natur. Aber indem ihr Blick über den bunten Erdraum glitt, dessen Veränderungen ihr das seltsame Wesen der Zeit offenbarten, indem sie in den Menschen, die gleich allem Irdischen diesen Veränderungen unterworfen waren, ihresgleichen erkannte, wurde sie traurig. Sie erzitterte im Anblick des Leids der Vergänglichkeit, und in ihrer sehnenenden Ratlosigkeit begriff sie zum erstenmal die Trennung von Gott. Gott und sie waren ein Du und ein Ich geworden. Schmerzlich zwiespältig ward das Sehnen der Seele; sie verlangte heim zu Gottes Herzen, mit dem verwachsen sie unermesslich drangvolle Seligkeit durchglüht hatte, und es zog sie gleichwohl zu Raum und Zeit. Es drängte sie, die Menschen in ihrem Leid, in ihrer – wie sie wohl erkannte – blinden Gefangenschaft in der Zeit zu trösten, ihnen von der Seligkeit zu künden, in der sie, wenn Gott den Traum der Zeit aufhob, gleich ihr selber erstrahlen.

So hat denn die Seele aus einem nie gekanntem schwermütigen Verlangen Gott, dessen Nähe ihr unverloren blieb, in den Traum eines Menschenlebens eingehen zu dürfen. Und Gott gewährte die Bitte mit einem Seufzer gleich dem eines Vaters, der sein Kind ins Leben entläßt. Es war aber ein Seufzer der ewigen Notwendigkeit, des erhabenen Kreislaufs der Vervollkommnung, in dem das Geschöpf vom Schöpfer wegstrebt, damit der Schöpfer in ihm sich selbst vergißt; zwischen Auszug und Heimkehr aber hatte Gott die Zeit geschaffen, und aus seiner schöpferfrohen Allwater-Liebe hatte er der Zeit den Raum mitgegeben und hatte ihn mit allem ausgestattet, was dem Geschöpf die Trennung vom

Schöpfer erleichtert, zugleich aber die Vergessenheit zu einer völligen macht. So mußte er auch die liebevollen Hoffnungen der Seele enttäuschen.

„Der Traum des Menschenlebens fängt dich in der Zeit ein“, sagte er. Des war die Seele gewärtig. „Du wirst mich nicht mehr nahe wissen“, fuhr er fort. Das vermochte die Seele nicht zu fassen, nahm es aber hin. „Du wirst vom Leid der Vergänglichkeit unsagbar und ohne Trost ergriffen werden“, sprach die ewige Stimme weiter, und durch die Seele ging das Erschüttern einer ersten Ahnung der wehen und bangen Empfindung des Verlassenseins vom Schöpfer, die dem Geschöpf Grauen vorm Nichtsein einflößt (es ist aber das Unmögliche, vor dem ihm graut, das Scheinbare; denn in Wirklichkeit kann der Schöpfer das Geschöpf nicht ins Angeschöpfte zurückweisen); doch in ihrer weiblichen Liebes- und Duldungskraft hielt die Seele auch unter dieser Ahnung still. Als aber endlich Gott das Schwerste aussprach: „Du wirst die Menschen nicht trösten können; denn du selbst wirst Mensch sein und die Seligkeit vergessen“, da durchbebte die Seele ein namenloses, unbegreifend klagendes und unseliges Weinen; und indem mit diesem schicksalverheißenden Gotteswort das Leid über sie verhängt war, wurde sie mitten im Weinen auf der Erde geboren. Gott aber segnete sie mit der Schönheit des Leibes, mit der Ergriffenheit von der Schönheit des Raumes und mit der Ahnung der Seligkeit auf den Wellenbergen der Zeit. Und dieser Segen erstrahlte auf den glücklichen Gesichtern der Eltern, welche die Seele, mit der sie befehligt im ewigen Kreislauf verwachsen waren, in einem Augenblick, da Zeit und Ewigkeit eins waren, gerufen und in ihr einmütig mit Gottes unerforschlichem Sinn das Sehnen auf der pfirsichblühenden und rosenduftenden Himmelstrampe erweckt hatten.

In der Stunde der Geburt des Mädchens Ursula sah die Mutter in der erdenthobenen Schau jener Sekunde, da sie dem Herzen der Welt am nächsten war, den Tod unergründlichen Lächelns mit einem Stundenglas, dessen hauchfeine Körner soeben in den Hohlraum einzuriefeln begannen, an die Wiege treten. Aus unterweltlicher Tiefe kam ihr Schmerzensschrei, da schwand das Gesicht und war im selben Augenblick vergessen. Friedlich seliges Lächeln schwebte über dem flackernden Erglühen des jungen Seelensternes, und Gatte und Mutter der Mutter neigten sich erschüttert und erlöst über die Mutter und das Kind, die beide, auch die Mutter, wie aus weiter Ferne unsagbar staunend unterm Rosentor der ewigen Frühe in ein neues Sein eingingen.

Das Mädchen Ursula wuchs auf zur lieblichen Entfaltung des Kindseins, behütet von Vater und Mutter, spielend und lernend; Lächeln umblühte ein unschuldreines Gesicht, ihre Augen spiegelten die Dinge der Welt, die ihre Hände erst und dann ein flatterndes Denken begreifen lernten; sie hörte die Glocken, das Vogelzwitzchern und die Stimme der Menschen, sie roch den Duft der Blume und schmeckte Brot und Apfel. Röstlich ahnungsschwere Urlaute und keck erobernde Worte entsprangen ihren Lippen, und erste bunte Träume durchgaukelten glanzvoll ihre sich leise aufschließende Innenwelt. Sie spielten um Vater und Mutter, Haus und Garten, Ball und Puppe, und das Geheimnis der strahlenden Erscheinungen ihres abgeschlossen-umhüteten und doch grenzenlos sich weitenden Lebensraumes offenbarte sich überwiegend im Entzücken ihrer

knospenden Sinne. Kleine Schmerzen durchzuckten den Kindheitsraum blüßhaft, doch still wie fernblutendes Wetterleuchten. Doch als eines Tages ein Fehlgriff ihrer sonst so behutsamen Hände das liebste Puppenkind „Rumpumpel“ ins Nichts versinken ließ, so daß es nach einer quälenden Sekunde zerschmettert am Boden lag, erschütterte ein jäher, unaufhaltfamer Tränensturz ihr Dasein; es stand für einige Minuten in trostlosem Leid am Abgrund der unfassbar dunklen Todeswelt, in den es selber hätte hineingerissen werden mögen. Das Unabänderliche, Zerstörende, Vergängliche türmte sich in geisterhaften Schatten vor ihr auf. Die väterliche und mütterliche Stimme, die ihr Heilung der „kranken“ Puppe versprochen, rissen sie zurück. Aber es war nicht ein Trost, an den sie sich klammerte, es war die elterliche Liebe, die ihren kleinen Daseinsraum, der so erstarrend kalt und finster geworden war, wieder erwärmte und erhellte; indes erschien er ihr nun ganz anders, als er vordem war. Ein Liebes war daraus verschwunden, er war leerer und weiter geworden, und ein Leides geisterte, nur erst geahnt, rundum wie ein dunkler Saum. Immer wieder ist es ja die Liebe, welche die junge Seele wie im Spiel und in erobernder Daseinsfreude über das Weh hinwegträgt, so daß der Daseinsraum von Saum zu Saum sich neu erweitert.

Die dunklen Säume des Leids und dazwischen die breiten hellen Kreise der Daseinslust, des Schaffens und der Liebe — so breiten sich die Wellen der Zeit um ein Leben, das wie ein glühender Stern über dem Wasserspiegel der Unendlichkeit schwebt, von Zeit zu Zeit darin eintaucht und ihn bewegt. So wuchs das Mädchen Ursula heran, unbewußt ihrer selbst; sie nahm mit Sinnen und überfinnlichem Empfinden Natur und Menschenleben als den unergründlich zauberischen und zeugenden Traum Gottes wahr, der den Rhythmus des Wachens und Vergehens in der Welt so mannigfaltig auffluten und verebben läßt, daß der Mensch fremdes Erblühen und Sterben tausendfach bewußter erfährt als das eigene. Doch während so unbewußt das herrliche, strahlend reine Gebilde ihres Leibes sich vollendete, überjagten sie mitunter die Schauer einer untergründigen Erkenntnis, einer zugleich wonnigen und unheimlichen Ahnung des vulkanischen Aufdrängens reißender Seelenfeuer, durch die der junge Leib eines Tages unter Blut und Schmerzen wie eine Knospe aufbricht, das Blut heißer und heftiger die Adern durchpulst und die Glieder bis zur hohen jungfräulichen Anmut schwellen. So unbewußt gleich einer Lilie zu dem unvergleichlichen Wesensduft und dem fast überirdisch weißen Glanz der Anschuld erblüht, begegnete Ursula dem Manne, dessen Stern den ihren überkreuzte und jedesmal, wenn er ins Wasser der Unendlichkeit eintauchte, mit ihm verschmolz. Der Sturm der Liebe, der ihre und des Mannes Seele dahinriß, trug sie immer wieder aus Zeit und Raum empor in die ungeheure und unerahnbare Selbstvergeffenheit des Ewigen, da sie wie hinter einer überweltlichen Wand, doch ganz dicht Gottes Herz pochen hörten und Leid und Vergänglichkeit unter der milde aufbrechenden Gewalt dieses Pochens dahinschmolzen. Doch schon beim ersten Abschied vom Geliebten stand Ursula wieder einen Augenblick am Rande jener dunklen Todeswelt, da ihr die Sinne schwanden unter einem ergebenen Lächeln und sie den Geliebten dahingehen sah wie auf einem schmalen Steg über jenem Abgrund, aber doch — und damit schritt sie über den dunklen Saum in einen neuen hellen Lebenskreis —

unverlierbar für sie in Ewigkeit, da ihre Seelen in der Berührung schwebender Liebe mit Gottes Herzen ineinandergeglüht waren und ihr Einssein schon eine der sehnfüchtigen Seelen des Jenseits in Raum und Zeit gerufen hatte.

Ursula gebat Kinder und sah gleich ihrer Mutter den Tod an der Wiege als ein spukhaft-erschauerndes Bild ewiger Notwendigkeit, sie sah in Gemeinschaft mit dem Geliebten sorgend und pflegend die kleinen Leibseelen aufkeimen, und oft genug entrückte sie der Augenauffschlag eines Kindes, eine Träne, eine der rührend unbeholfenen Bewegungen der Kleinen in eine Versunkenheit, die nahe an die Brücke zum Raum- und Zeitlosen führte und doch ganz in irdisch-mütterliche Freude eingebettet war. Mitten aus dieser Freude mußte Ursula dann eines Tages an ihres Vaters Sterbebett treten, und das trauernde Weinen menschlichen Nichtbegreifens erschütterte sie maßlos. Doch erst als sie heimkehrte in ihren Garten zwischen Bergen und Wäldern und in den Kreis ihrer Kinder, verlor sie einen Augenblick den Boden unter ihren Füßen: sie schwebte haltlos über dem Abgrund der dunklen Todeswelt, und obgleich das Raunen und Erblühen des Frühlings um sie war, die Wälder überschäumten vom jungen Grün, die Wiesen bunt zu leuchten begannen, die Vögel mit heiterem Zwitschern ihre Wiederkehr feierten, erschien ihr die Erde wie leergebrannt, unsäglich trostlos, wie eine finstere Grabstätte der Toten aller Zeiten, ein riesenhaft graufiges Denkmal der Unbarmherzigkeit Gottes. Die Kinder, die an ihrem schwarzen Kleid zupften und ihren Anwillen über das fremde Aussehen der Mutter äußerten, und der Geliebte riefen sie ins brausende Leben und ins häusliche Schaffen und zuletzt in die gnädige Unbewußtheit der Daseinsfreude zurück. Nie bisher stand Ursula ihr Jungsein und Menschsein so deutlich und fordernd vor der Seele wie in den nun folgenden Jahren seligster Gattenliebe, emsigen gemeinsamen Lebensaufbaus, bereichernder und reisender Erfahrungen auf welterschließenden Reisen, im Miterleben von Freude und Leid bei den Nächsten und in der Teilnahme am Werk des Mannes und an den sich zum Eigensein rundenden Geschehen und Mißgeschicken der Kinder.

Wellenkreis auf Wellenkreis flutete aus der Mitte von Ursulas Leben dahin, breite und helle Ringe mit dunklem Saum. Ursula fragte sich zuweilen, was denn Zeit und Raum Leides verhängen könnten, da sie sich mit der Herzmittenzugel so tief im Unerahnbaren verwurzelt fühlte. Aber dann floß wieder der dunkle Saum von ihrem Herzen aus rund in den Raum ihres Daseins, und eine edle irdische Trauer umschattete ihren Sinn. Liebe zum Leben, die Gott seinen Geschöpfen vielleicht als schwerste Prüfung aufgibt und die Ursula in den Stand setzte, das Leben für ihre Lieben wie einen wenn zwar unvollkommenen, so doch von allem möglichen Glück erfüllten Paradiesesraum auszustatten, war zugleich der Quell jener Trauer. Sie umdunkelte Ursulas Seele, als das erste Kind von ihr Abschied nahm, und für einen Augenblick tat sich wieder der Abgrund der Todeswelt auf, der den unausdenkbaren Abschied von der Erde jedesmal mit deutlicherer Mahnung ahnen läßt. Die Geburt des ersten Enkelkindes aber bedeutete ihr dann gleichsam eine Wiedergeburt ihrer selbst, die verheißungsvolle Ankunft des Kindes offenbarte sich ihr als ein zuletzt überzeitliches, mit menschlichem Denken und Fühlen nicht ermessbares Wunder, und sie sah ihrem Tod

entgegen wie einem fernen, unerfüllbar glückvollen Neugeborenwerden. Doch der Tod ließ sie erst noch an einem glückseligen, von Beschwerden des Leibes nur wenig getrübbten Lebensabend zutiefst das Wunder der Zeit erleben, die für jede Alterslage neue Weltgesichte und eine eigene Sinngebung herbeiführt, die aber die wache Seele nicht unter ihr Gesetz zu zwingen vermag, da sie sich schon mit der Erkenntnis des Vergänglichen über das Vergängliche erhebt. Als Ursula auf dem Sterbebette lag und der Gatte ihr in Liebe und Traurigkeit die Hand hielt, wie um sie zurückzubehalten im Leben, sagte sie sehr milde und mit einem Blick, in dem schon die Weite des übermenschlichen Weges der Heimkehr zu Gott lag: „Deine Liebe verläßt mich nicht, wie auch die meine dich nimmer verläßt. Oft bildete ich mir ein, mein Leben sei die Legende eines hohen Auftrages und einer schwachen, wenn auch willigen Erfüllung. Aber nun fühle ich, so wie mich hat Gott wohl uns alle mit einem Auftrag ins Leben geschickt, und wir haben ihn wohl alle so erfüllt, wie wir es vermochten. Vielleicht war ich oft zu glücklich und sind die Unglücklichen Gott noch näher. Doch in meinem Glück mit dir war und bin ich Gott nahe, dessen bin ich gewiß, und darum scheidet mich ohne Wehmut von der Erde; du wirst bei mir sein, und wenn deine Stunde kommt, bin ich bei dir.“

Auf der von Pfirsichblüten umwölkten und von duftenden weißen Rosen eingefriedeten Rampe des Raumes aller Räume verhieß eine einsame weibliche Seele auf ihrem zeitlosen Fluge durch die Seligkeit. Gott hatte die Zweige seines Lichtbaumes in Raum und Zeit gesenkt und hatte die im Leben noch verschönte Seele in herrlicher Gnade emporgehoben in die ewige Wirklichkeit. Raum und Zeit waren nun keine Fragen der Sehnsucht mehr, mit denen die Seele Gott ansprach. Er hatte ihr den Traum gewährt und sie nun daraus erweckt. Doch aus dem Traum blieb das Verlangen nach der unendlichen Vereinigung der weiblichen mit der männlichen Seele und nach der Vereinigung aller Seelen zu einem Aufbruch, den vorzuahnen keine Einzelseele groß genug ist, dessen Beginn aber nach Gottes weisem Ratschluß in der irdischen Liebe erwacht. Dies offenbarte Gott der Seele mit einem milden Hauch seiner größten Seligkeit. Da weinte die Seele eine Glücksträne in Raum und Zeit hinein, die als milder Stern jahrmillionenlang in den wunderbaren Nächten der Liebe am Menschenhimmel erstrahlte.

Der Berg der Blumen

KURT EGGERS

Im Bambustal am Berge Tfulai lebten die sechs Einsiedler, die ausgezogen waren, den Weg in das eigene Herz zu finden. Es waren: Litaipe, der Dichter, Tschen, der Krieger, Laipo, der Lustige, Hu, der Fromme, Büsan, der Schlaue, und Lisan, der Weise. Ihr Leben bestand darin, den vielerlei Stimmen des Innern zu lauschen, und ihre Tat war, der reinsten Stimme zu folgen. Darüber vergingen viele Monate, und ihr Blick wurde freier, ihre Stimme voller und ihr Gang aufrechter.

Wenn die Sonne im Osten aufging und ihr leuchtendes Rot auf den Berg Tfulai goß, stiegen die Freunde zum glühenden Gipfel empor, schauten weit über die Weite und sangen ihr Freiheitslied. Wenn am Abend die Sonne sich ins Weltmeer des Westens barg, standen sie wieder auf dem Gipfel und schickten der sinkenden Sonne ihr helles Glaubenslied nach. Jedesmal aber, wenn das Lied der Freunde verklungen war, erhob sich einer, um eine Legende vom Leben oder vom Tode zu erzählen. Hu, der Fromme, sprach von Laotse, Tschen, der Krieger, wußte manches Neue und Große aus dem Leben kriegerischer Fürsten zu berichten, Litaipe aber ersann sich zumeist selber ein zartes Märchen.

So war fast ein Jahr verfloßen, und die Freunde sammelten noch immer über den Weg ins eigene Herz. Der weiche, lockende Wind des Frühlings hatte die Knospen der Blumen und Bäume erbrochen, so daß das Land unter einer wogenden Pracht von Blüten stand. Der schwere Duft lagerte wie eine süße Wolke über dem Glanz und lähmte den Atem der Einsiedler.

Tschen hatte sein Schwert abgelegt und stützte den Kopf schwer in die Hände. Seine Brust atmete unruhig, und sein Herz sehnte sich heiß in das Abenteuer ferner Kämpfe. Die Sonne war versunken, aber Hu sah ihr verklärten Angesichts nach, als begleitete er sie auf ihrem geheimnisvollen Wege in die Nacht. Laipo war unmutig, weil er die dumpfe Unruhe seiner Seele nicht zu erklären wußte. Lisan lächelte still vor sich hin und freute sich an dem Liebesruf der Tiere im nahen Dschungel. Büsan ging auf und ab, um das stürmische Verlangen seines Blutes zu dämpfen. Nur Litaipe schien keinen Anteil an der geheimnisvollen Erregtheit seiner Umwelt zu haben. Er hatte sich der Länge nach im Gras niedergelassen und hielt die Augen geschlossen, als ob er schlief. Das Lied der Freunde lag wie ein Echo in der Luft.

Hu trat vor Litaipe hin: Mein Freund, die Reihe ist an dir, die Legende zu erzählen!

Litaipe richtete sich auf und wies mit der Hand in den nahen Dschungel: Ich hörte den Tiger fauchen vor Brunst!

Tschen faßte sein Schwert: Er soll nur kommen!

Litaipe winkte ab: Ich dachte an ein Märchen!

Büsan blieb erregt stehen: Im Märchen gibt es weiße Tiger. Die bringen Glück. Wir müßten ausziehen, um den weißen Tiger zu finden! Su unterbrach ihn: Wir sind nicht in die Ferne gegangen, um das Glück zu fangen. Das hätten wir in unseren Dörfern schneller finden können!

Litaipe lächelte: Ich will euch die Legende vom Tiger erzählen! Die Freunde setzten sich im Kreise um ihn. Und während die Nachtvögel einherstrichen und matt leuchtende Falter einhertaumelten, erhob Litaipe seine Stimme und sprach:

Es war einmal ein König, der wohnte am äußersten Rande des Westens. Sein Palast stand dicht bei Sonnenuntergang, so daß die Leute, die seine hohen Zinnen von ferne leuchten sahen, sagten, er sei von Blutstein erbaut. Der König hieß Miaochuang, und seine Frau war die schöne Miaoteh. Das Volk liebte den König, weil er gerecht herrschte und auch gegen sich selbst streng zu sein vermochte. Man hatte ihn noch nie lachen, aber auch noch nie zürnen gesehen, darum sagte man, daß sein Herz nicht aus Fleisch und Blut, sondern eine Kapsel sei, in die ein Gott das Buch der Gesetze gelegt habe. Miaoteh, die Königin, war von einer milden und sanften Schönheit. Nur ihre Augen schienen von einer schweren Trauer überschleiert zu sein. Wenn um ihren Mund ein Lächeln stand, so grub das Leid die Schriftzeichen der Entsagung in ihre Lippen. Die Königin war in ihrem Leid zu stolz, als daß sie ihr Herz einem Fremden offenbart hätte, und so kam es, daß das Leid auf ihrem Gesicht Furchen eingrub. Der König gewährte es und sprach zu ihr: Meine Macht ist so groß, daß sie vom Westen bis zum Rande des Ostens reicht. Alle Welt fürchtet meinen Zorn, obwohl ich mich nicht zornig gegen sie zeige. Was soll mir aber alle Macht der Erde, wenn ich nicht einmal diesem Leibe gebieten kann? Die Königin seufzte, denn auch sie litt darunter, daß ihre Ehe nicht mit Kindern gesegnet war, obwohl sie alle Zaubermittel in Heimlichkeit angewandt hatte.

Der König fuhr fort: Ich habe alle Wahrsager und Traumdeuter aufgeboden und ihnen die Hälfte meiner Macht versprochen, wenn sie den Segen des Himmelsgottes auf unseren Leib herniederziehen können. Sie haben viele Monate hindurch nachgedacht, aber kein Mittel gefunden. Sie können auch nicht erklären, wodurch wir den offenbaren Zorn der Götter auf uns gezogen haben!

Die Königin schwieg, denn der Schmerz preßte ihre Lippen zusammen. Nach geraumer Zeit erhob sie sich wie im Fieber und schritt hinaus, um sich zur Ruhe zu begeben.

Da befahl sie ein wunderbarer Traum. Sie vernahm deutlich eine Stimme, die ihr zurief, sie solle ungesäumt sich auf den Weg machen und zum Berg der Blumen wandern!

Als sie erwachte, hatte sie den Klang der Stimme noch vernehmbar im Ohr. Sie eilte zum König und erzählte ihm dieses Wunder. Am anderen Tage machten sich der König und die Königin in aller Heimlichkeit auf, um den Berg der Blumen zu finden. Es dauerte eine geraume Zeit, bis sie erfahren hatten, daß der Berg weit im Osten hinter den Grenzen des Reiches lag.

Mühevoll war die Wanderung, und oft gerieten sie in die größte Gefahr, ihr Leben zu verlieren. Aber die Stimme des Traumes ging der Königin voran,

daß sie nicht müde wurde, weiterzuwandern. Als sie die Grenzen des Reiches überschritten hatten, sahen sie fern den Gipfel des Berges der Blumen aufleuchten. Mit ausgebreiteten Armen erstiegen sie ihn und gewahrten zu ihrer großen Überraschung auf dem Gipfel ein wunderbares Götterbild, das inmitten herrlichster Blumen stand. Erschöpft ließ sich die Königin in das Blumenbett sinken, und im Traume umfing sie ihren Gatten.

Acht Tage blieben sie auf dem Berge und gaben sich im Angesicht des Götterbildes ihrer Liebe hin. Danach fühlte die Königin eine süße Mattigkeit in ihren Gliedern, und sie verlangte, in den Palast zurückzukehren.

Neun Monate darauf wurde unter freudiger Anteilnahme des ganzen Volkes die Geburt der ersten Tochter gefeiert. Das Kind war schön wie der junge Tag und das Volk verglich es mit dem ewigen Blühen auf dem Berg der Blumen.

Wiederum neun Monate später gebar die Königin ihre zweite Tochter. Von der sagte das ganze Volk, daß sie schön sei wie das Schimmern des Mondes auf dem Berg der Blumen.

Als sich abermals neun Monate erfüllt hatten, drückte die Königin ihre dritte Tochter ans Herz. Die war so schön, daß das Volk sie nur zu vergleichen wußte mit dem Glänzen der Sonne, die den Berg der Blumen vergoldet, und mit dem Wind, der den Duft der Blüten über den Berg der Blumen weht.

Diese Tochter erhielt vor der Welt den Namen Miaoschan. Der Ruhm ihrer Schönheit ging über das Land, und das Volk war stolz, allein wegen der Schönheit der Königs-Tochter gepriesen zu werden.

Aus den Reichen der vier Winde kamen die Freier und bewarben sich mit den erlesensten Geschenken um die Königs-Töchter. Es dauerte auch nicht lange, bis die beiden ersten Töchter ihre Hand an erlauchte und mächtige Fürsten vergeben hatten. Nur Miaoschan zog sich traurig zurück, wenn ein Freier im Palast gemeldet wurde und wollte in keine Heirat einwilligen. Ihr Herz erzitterte vor Weh, als sie sah, daß sich um ihretwillen junge Ritter im Zweikampf maßen und ihr Blut für sie vergossen. Da sie den Kummer des Vaters und den Schmerz der Mutter fühlte, entfernte sie sich eines Nachts aus dem Palaste und lief, einem unerklärlichen Zwange folgend, dem Osten zu.

Als sie schon von weitem den Berg der Blumen gewahrte, traf sie ein Kloster an, in dem sie einkehrte. Die Einsiedler sahen sie mit mißtrauischen und feindseligen Blicken an und berieten, was sie mit ihr beginnen sollten. Auf den Rat des Ältesten endlich fielen sie über sie her, hüllten ihren Leib in garstige, freudlose Gewänder, schnitten ihr das Haar ab und streuten Asche auf ihre pfirsichfarbenen Wangen. Dann zwangen sie Miaoschan, Gesänge und Gebete zu erlernen und den Wandel der Klosterleute anzunehmen.

Das Mädchen weinte Tag und Nacht und sehnte sich aus dem Kloster fort auf den Berg der Blumen. Die Mönche aber ließen sie nicht entweichen, weil sie befürchteten, entdeckt zu werden.

Allmählich aber verbreitete sich das Gerücht über das Land, die schöne Miaoschan sei am Berg der Blumen von Mönchen in einem verborgenen Kloster gefangen und müsse den Dienst der Klosterleute versehen. Eines Tages kam das Gerücht auch vor den König. Der sprang sofort auf, bewaffnete eine Abteilung

Krieger und ruhte nicht eher, als bis er den Schlupfwinkel der Mönche ausfindig gemacht hatte. Die Mönche hatten aber, als sie den König und seine Krieger heranreiten sahen, Miaoshan gefesselt und versteckt und logen, sie sei nicht mehr bei ihnen.

Da ergrimmte der König und befahl, das Kloster der verräterischen Mönche an den vier Ecken anzuzünden, denn er meinte, die Tochter habe ihr Herz den Einflüsterungen der Mönche nicht verschlossen und verberge sich nach geheimer Abrede mit ihnen vor seinem Zorn. Als das Kloster hell brannte, vermochte das Mädchen mit großer Anstrengung, sich der Fesseln zu entledigen. Sie fürchtete sich sehr vor dem Flammentod und stach sich die goldene Nadel, die den Blicken der Klosterleute entgangen war, durch die Kehle. Das Blut spritzte zum Himmel auf und als es, dem Regen gleich, zur Erde niederfiel, löschte es die Flammen des Feuers. Sie aber blieb auf geheimnisvolle Weise am Leben. Dann floh sie aus den Trümmern des Klosters und eilte auf den Gipfel des Berges der Blumen. Dort ernährte sie sich sieben Tage vom Honig der Blüten und trank den Tau des jungen Tages. Am achten Tage aber waren die Blüten verdorrt.

Dann fanden sie die Boten des Königs und führten sie zurück in die Heimat.

Der König war über den Ungehorsam und die Flucht der Miaoshan so erbost, daß er sie zu töten befahl. Vergebens warf sich die Königin ihm zu Füßen und bat für das Leben der Tochter. Umsonst boten die Edelsten des Landes ihr Leben für das Miaoshans. Der König nahm den Befehl nicht zurück, denn er wollte dem Volk einen Beweis geben, daß sein Wille oberstes Gesetz des Landes zu sein habe. Zwei Henker gaben sich, als sie sahen, daß der König unversöhnlich war, selbst den Tod, weil sie nicht Hand an Miaoshan legen wollten. Der dritte band sich ein seidenes Tuch vor die Augen und schlug mit dem Schwert nach ihrem Haupt. Jedoch das Schwert zerbrach wie an einer unsichtbaren Mauer.

Miaoshan blickte mit traurigem Lächeln um sich und der flehende Ausdruck ihrer Augen griff dem Volk so sehr ans Herz, daß es weinend zum König um Gnade für die Königstochter flehte.

Der König hatte sich in eine solche Wut gesteigert, daß er nicht auf die Götterzeichen achtete, die das Leben Miaoshans retten wollten. Er dachte nur daran, seinem Willen Gerechtigkeit zukommen zu lassen und stürzte sich in sinnlosem Zorn auf die eigene Tochter und erdroffelte sie.

Raum aber war das letzte Köcheln dem Munde Miaoshans entflohen, als sich ein gewaltiger Sturm erhob, der die Äste von den Bäumen und die Dächer von den Häusern riß. Die Zeugen der furchtbaren Tat flohen entsetzt von dannen.

Aus der Sturmwolke sprang ein Tiger, packte Miaoshan und entführte sie in die Unterwelt. Der Tiger aber war der Abgesandte des höchsten Himmelsgottes, der nicht wollte, daß der Leib Miaoshans verdürbe. Als Miaoshan in der Unterwelt war, sah sie schreckliche Bilder, die ihre Seele fast erstarren ließen. Sie sah, wie in Teichen von flammendem Feuer und auf Bergen von glühendem Eisen die Strafen an feigen Königen und meineidigen Priestern vollzogen

wurden. Da bewegte das Mitleid ihr Herz mit solcher Macht, daß sie zu weinen begann.

Ihren Tränen entsprossen, sobald sie den Boden berührten, die herrlichsten Blumen, ähnlich denen, die auf dem Berg der Blumen im Lande des Ostens wuchsen. Bald war der Ort der Qual in der Unterwelt verwandelt, so daß er einer blühenden Wiese glich. Die Verbrecher fühlten sich von der Strafe befreit und begannen dankbar Miaoshan zu preisen.

Der König der Unterwelt aber sah, daß durch das Mitleid der unschuldigen Königstochter die Schuldigen ohne Verdienst erlöst wurden, und fürchtete um die Ordnung des Schicksals. In größter Bestürzung eilte er zum Thron des höchsten Himmelsgottes und berichtete ihm von der großen Wandlung, die durch die Tränen Miaoshans in der Unterwelt vor sich gegangen war.

Der Himmelsgott erkannte die Gefahr für die Welt, wenn die Schuldigen befreit wurden, und gab die Erlaubnis für die Wiederkehr Miaoshans auf die Welt. Er befahl ihr aber, auf der Insel der Heiligen zu wohnen und die Welt nie wieder zu betreten, damit die Ordnung der Menschen nicht mehr gestört werde. Als Diener nahm Miaoshan zwei Tiger zu sich. Als sie ihre Hand auf sie legte, begaben sie sich ihrer natürlichen Wildheit und wurden zutraulich wie Katzen. Seitdem ist der Tiger ein Tier mit zwiefacher Seele!

Litaipe hatte die Legende beendet, aber seine Worte blieben eine Weile über den Freunden stehen, daß sie ihnen nachsannen. Nur Su erhob sich feierlich und sprach den Satz: Die Welt soll nicht vom Natürlichen ins Unnatürliche erlöst werden!

Legend e d e r F i n a

I N A S E I D E L

Als Fina ein Kind war, hütete sie die Ziegen am Abhang des Hügels. Und sie liebte den Teppich des kurzen graugrünen Grases mit den kleinen Sternen der gelben Blumen darin. Sie liebte den Himmel, die Wolken und den Wind, sie liebte die jungen silbernen Obstbäume und den gütigen Feigenbaum. Mehr als das Stumme, das Stille, das Schweigende aber liebte sie die Tiere: denn deren Haut war warm, deren Odem feucht, deren Augen blickten. Und sie liebte vor allem die Vögel, die zu ihr

kamen und sich nicht vor ihr fürchteten. Sie öffnete ihr Gewand, und ein Böglein nahm sie, und seine flaumige hielt sie zart an die eigene, bräunliche, bebende Brust.

Nachts aber schlief sie im Stall, und sie bettete sich an die atmenden Flanken der weißen Zugochsen, deren Fell bei Tage rosig durchglommen von Blut war.

Zur Zeit der Weinlese, da sie zwölf Jahre alt war, tanzte Fina zum erstenmal im Rebengarten der schweigenden Mönche am Berge. Durch die Hecke war sie hineingeschlüpft, um ein entlaufenes Böglein zu fangen: nun fand sie's grasend unter dem Feigenbaum, wo die Hütte des Wächters steht. Und als das Tier die Hirtin erblickte, begann es spielend zu stoßen, als sähe es ein anderes Geißlein. Und Fina sprang ihm entgegen und wich ihm wieder aus, schnellte sich empor und jagte es neckend im Kreise herum, bis die Lust des Wirbels sie überkam und sie nicht aufhören konnte. Sie war aber nackt und hielt mit den Händen eine gestohlene Traube gegen die Brüstlein gepreßt, und der rote Saft triefte ihr über die feinen, springenden Schenkel.

Zwischen den Weinstöcken stand in weißer Kutte still ein schweigender Mönch und sah auf sie und zählte die Kugeln des Rosenkranzes.

Fina lag mit dem Hirtenknaben am Abhang. Sie lagen bäuchlings im Grase, der Himmel war blau, und im Olivenhain silberte sanft der westliche Wind. Der Knabe hatte einen langen Grashalm zwischen den Lippen, und spielend griff Fina danach, zupfte daran, und da der Knabe die Lippen zusammenpreßte, faßte sie lachend den Halm mit den eigenen schimmernden Zähnen. Da zog der Knabe ihn mit saugenden Lippen und Zähnen tiefer in seinen Mund, und Fina tat das gleiche. Sie sahen sich in die Augen, verhielten das Lachen und rückten sich näher und näher. Bis Haut spürte den Anhauch der anderen sommerlich blühenden Haut und Mund lag endlich auf Mund, so lang als ein Herzschlag währt. Dann ließen sie los, und der Knabe überschlug sich lachend, rollte den Hang hinunter und tollte den Ziegen nach.

Fina aber blieb, und auf die Grasnarbe drückte sie schauernd den glühenden Mund.

Fina verließ ihre Herde und ging fort von der Stadt ihrer Kindheit und lief die Straße nach Osten. Die Mandelbäume blühten am Wege, und Fina war froh. In dem braunen Rittel der Hirtin, der zum Rittel der Pilgerin ward, kam sie vor die große Stadt und rastete zwischen den Mauern der Gärten. Mario aber, dem der Garten gehörte, vor dessen Pforte sie lag, sah im Vorübergehen die Fesseln ihrer ruhenden Füße. Und er sprach: „Tänzerin, sei gegrüßt!“ Und er schloß die Pforte auf, beugte sich nieder, ergriff Fina bei der Hand und führte sie in seinen Garten. Es kamen aber Gäste zur Nacht, und beim Scheine der Fackeln hieß Mario Fina tanzen. Und sie tanzte schön. Danach fragten die Gäste staunend: „Was war es, das du getanzt hast — Liebe, Glück oder Hoffnung?“

Und Fina antwortete: „Wind um den Stamm der Zypresse.“

Da sprachen sie: „Tanze den Sang der Zifade!“ Und Fina tanzte den Sang der Zifade.

Und sie sprachen: „Tanze den steigenden Neumond!“

Und Fina tanzte den steigenden Neumond.

Als aber die Gäste gegangen waren, sprach Mario: „Sirtin, tanze dich selbst!“

Und Fina tanzte sich selbst, und einen Mond lang tanzte sie für niemand als Mario.

Als der Mond wieder schmal war, legte Fina die silbernen Gewänder ab, die Mario ihr gegeben hatte, und tat ihren braunen Kittel um. Und Mario küßte ihr die Füße und sprach: „Du kehrest nicht wieder.“ Und Fina ging in die Welt, und ihr Herz war gelöst, und sie leuchtete von ihm, und wer sie gehen sah, der folgte ihr, und wen sie ansah, der lächelte, und wen sie berührte, verfiel ihr. Fina aber tanzte auf den Plätzen um ihr tägliches Brot und rastete beim Brunnen unter dem Lorbeerbaum. Und die Sünglinge kamen zu ihr und dienten ihr. Der Knaben einer aber wich nicht von ihr, und sie duldeten ihn. Und er ward ihr vertraut wie einst die Tiere der Herde und der heiße Thymiangrund. Als er sie aber zum Weibe begehrte, hieß sie ihn gehen. Und er ging und stürzte sich in das Meer.

Über dem konnte Fina nicht wieder froh werden. Und sie ging ins Gebirge. In die Herberge, wo sie rastete, kam des Abends der Wanderer zu Gast. Da sah Fina den Wanderer zum erstenmal, und sie erkannten einander über Brot und Wein. Und sie löste ihm die Bänder an seinen Schuhen und wusch ihm die Füße. Der Wanderer aber sprach bis zum Morgengrauen von den Ländern jenseits der Erde. Und Fina zog mit ihm über die Pässe, bis hinauf, wo im Fels kein Baum mehr wurzelt, und wo im Äther der Adler schreit: Dort blieben sie, und sie diente ihm, und ihr Herz wurde still.

Aber gegen das Frühjahr wurde sie unruhig, und er fragte sie: „Was quält dich, Fina?“

Und sie sprach: „Einsamkeit —“

Er antwortete: „Ich bin bei dir.“

Doch Fina sagte: „Deine Einsamkeit . . .“

Und er nahm sie bei der Hand, und mit den jungen Strömen, die zu Tal sprangen, führte er Fina hinab. Und am Kreuzweg sprach er: „Siehe hin!“

Und Fina weinte.

Dann aber lief sie, und da sie sich einmal wandte, stand am Kreuzweg der Wanderer mit ausgestreckter Hand.

Und sie sah nicht mehr zurück.

Freude herrschte in der ersten Stadt, die Fina betrat, denn sie feierten das Fest der blühenden Bäume. Und das Volk erkannte Fina am Gang, und die Knaben und Mädchen folgten ihr singend zum Markt. Und Fina tanzte die Heimkehr vom Tode und tanzte den erblühenden Pfirsichbaum. Und ihr Tanz

war mehr als Sprache und mehr als Lied und mehr als die Tafeln der Maler, so daß alle vor Staunen verstümmten. Und Fina tanzte jedermanns Herz. Ein Alter aber erhob seine Stimme vor allem Volk und sprach: „Gelobt deine Füße und Hände und dein weidenbiegsamer Leib! Denn wie Gottes Gedanken die regenbogenfarbenen Schwingen der heiligen Engel bewegen, so atmen sie im Schreiten deiner Füße, im Spreizen der Finger, im Biegen der Gelenke, in der Schultern Neigung, im Beugen der Knie“.

Und Fina lächelte, aber ihr Herz war traurig. Und Jünglinge und Mädchen folgten ihr nach. —

Fina ruhte mit ihrer Schar in den Olivengärten eines Tales. Und sie saß abseits, und mit einem Weidenstab zeichnete sie die Figuren eines neuen Tanzes auf den Grund. Und Giovanni stand nahe dabei, an einen Baumstamm gelehnt, und war traurig. Fina sprach: „Komm zu mir, Giovanni, und rede!“ Giovanni kam und sprach: „Ich lebe durch die Wonne meiner Augen und will ein Maler werden. Aber mein Vater will mich zum Kaufmann machen“.

Und Fina ließ ihn reden, und sein Haupt lag in ihrem Schoß, und sie streichelte sein Haar und küßte seine Stirn. Und als er aufstand, war er froh. Und Benedikte kam, eines Kaufherrn Tochter aus der reichen Stadt, und sie sprach: „Oh, Fina, was soll ich tun? Meine Eltern haben mich von meinem Geliebten getrennt, weil er arm ist“.

Und Fina behielt sie bei sich und ließ sie sich dienen. Und Benedikte schlief des Nachts zu ihren Füßen und weinte nicht mehr.

Dann hörte Fina in einer Stadt einen Geiger spielen, der hieß Florian. Und sie ließ ihm sagen: „Florian, spiele für mich!“ Und sie tanzte, was Florian spielte, Florian aber spielte fortan nur, was Fina tanzte, und wußte nichts anderes mehr.

Und so, wie dem Giovanni, der Benedikte und dem Florian erlöste Fina vielen das Herz. Und sie liebte das Lächeln, das unter ihrem Blick aufging, sie liebte Blut, das heiß ward unter ihrer Hand, und den Glanz der Augen im Licht ihrer Nähe.

Und Fina tanzte der anderen Inbrunst vor Gott.

Fina zog mit den Ihren durch die Täler der kleinen Flüsse, wo auf planem Grunde die Pappeln stehen und auf niederen Hügeln Klöster liegen und weiße Häuser, von Zypressen bewacht. In einem Dorf aber saß auf den Stufen zur Kirche ein Bettler, und Fina blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn.

Der Bettler sprach: „Fina, was ist das: eine Taube flieht vor dem Habicht und stürzt herab und birgt sich in der Rutte des Pilgers?“

Und Fina erkannte den Wanderer und wandte sich ab und sagte leise: „Noch nicht“.

Und sie zog weiter und wußte nicht, daß sie weinte.

Giovanni aber haßte den Florian, und alle anderen Jünglinge der Schar lebten in Hader um jeden Blick, den Fina einem von ihnen gab, um jedes Wort

und jeden Dienst, den sie forderte. Die Mädchen aber verfolgten Benedikte mit Neid, und Benedikte schwand dahin, weil sie nie allein mit der Führerin war. Und eines Tages verlangte Florian von Fina, sie sollte die anderen entlassen und allein mit ihm ziehen. Da fiel Giovanni mit dem Dolch über ihn her, der doch einst sein Freund und Bruder gewesen war. Und Fina verstieß den Giovanni.

Drei Tage später aber kamen die Knaben zu ihr und sprachen: „Wir wollen, daß du einen wählst und nicht uns alle mit Süße vergiftest!“ Und Fina sah sie voll Staunen an. Und sie stand auf und tanzte vor ihnen und zog den einen in ihre Kreise so gut wie den anderen. Am Ende aber drehte sie sich einsam inmitten der vielen und raste um sich selbst und schleuderte zum Himmel sich selbst und vertanzte in Demut sich selbst für sich selbst, wie ein Springbrunnen aufsteigt und fällt. Sie fragten: „Was heißt das?“ Sie sagte: „Alle und keiner. Alle und keiner“.

Da ging die Schar auseinander mit Zorn, und sie beschimpften Fina im ganzen Land. Einzelne aber folgten ihr heimlich nach und suchten sie auf und bedrängten sie. Aber Fina schickte sie fort. Und sie tanzte nicht mehr und sprach auch nicht mehr. —

Fina ward krank, und Benedikte war bei ihr. Fina sprach: „Bring' mich heim“. Aber Benedikte wußte den Weg nicht, und nach dreier Tage Wanderung waren sie abends zwischen den Weinbergen verirrt. Und sie saßen in der Dunkelheit am Wege, und Benedikte hielt Finas Haupt in ihrem Schoße, und Benediktens Tränen fielen auf Finas Stirn. Da kam ein Schritt und ein klingender Stab durch die Nacht, und Benedikte rief: „Bruder, geh nicht vorbei!“ Und der Mann trat zu ihnen, wie eines Baumes Schatten tritt vor den Mond, und er rührte Fina bei der Hand. Da stand Fina auf, als träumte sie, und sprach: „Führe mich du“. Und sie wanderten. Und um Mitternacht fragte Fina: „Wann kommt der Tag?“ Und er sprach: „Wenn der Kreis sich schließt“. —

Als aber die Sterne blaß wurden, hörte sie seinen Schritt neben sich wie das Rauschen von Schwingen, und sie lehnte sich in seinen Arm und ging mit geschlossenen Augen, denn sie fürchtete, er möchte sie plötzlich verlassen. Er aber sprach: „Sieh mich an!“ Und Fina tat die Augen auf, und die Sonne ging auf, und Fina erkannte den Wanderer. Und er lächelte und sprach: „Du bist zu Hause“. Und Fina sah vor sich die Stadt ihrer Kindheit, mit den eckigen Türmen auf dem silbernen Ölberg.

Als Fina starb, stützte ihr Benedikte das Haupt und ihre Mutter die Füße. Florian aber hielt ihre Hände und weinte laut. Und als sie auf der hölzernen Bahre lag, kamen Jünglinge und Mädchen aus dem ganzen Land, wehklagten und sprachen: „Wer löst uns die Füße, wer lehrt uns wandeln, wer tanzt unsere Sehnsucht ins Licht?“

Und sie bekränzten die Tote und küßten ihr die Füße, und sechs Jünglinge trugen den Sarg, und andere hielten die Enden des Bahrtuches gefaßt. Und die Mädchen streuten Veilchen auf den Weg und Olivenzweige in die tiefe Mulde des Grabes. Und die Sonne schien auf die Hügel, und der Südwind bewegte das Land, und nun liebten alle einander, weil Fina sie alle geliebt. —

Meister Mozarts Gleichnis

FRIEDRICH DEML

Folgendes hat Mozart in einer gelösten Stunde erzählt, einigen seiner Freunde, die ihn priesen, zum Nachdenken. „Ihr sprecht von meiner Heiterkeit. Wohl, ich will euch eine Begegnung berichten, damit Ihr wisst, woher dieser selige Drang aufbricht; denn von Natur bin ich schwermütig und trübe. Das Unglück und die Anvollkommenheit der irdischen Dinge haben mich gar oft niedergedrückt und mein Gemüt verbittert.

Ich sehe, Ihr lacht, Ihr wollt es besser wissen; meine Musik zeuge wider mich und meine Behauptung; nun — gemacht — aus Trauer fließt wunderbarer Trost, und das Dunkel muß das Licht gebären.

Einmal — vor Jahren wars — in Salzburg — ging ich zur Vollmondzeit im Garten Mirabell spazieren. Ich hatte bis Mitternacht in Tönen geschwelgt und war doch noch nicht erlöst worden von meiner Anruh. Das Blut drängte seltsam. Ich stand an der Schwelle des harten Mannesalters und nahm widerwillig Abschied von der Jugend. Ich hätte gerne das Rad der Jahre zum Stillstand gebracht. Unbefangenheit und Hoffnungstorheit meiner frühen Kunst wichen einer großen, schweren Schau in die Zukunft. Ich hielt Rast auf einem Vorberg, der wenig Schweiß, nur süße Mühe gekostet hatte und sah auf eine eisige Gebirgskette, die es zu erstürmen galt; dort auf den Gipfeln vielleicht lag die Unsterblichkeit.

Aber, wie gesagt, ich war zage und weich, den Stimmungen hingegeben; selbst diese schöpferische Nacht hatte mich nur tiefer mein Elend fühlen lassen, ohne daß ich mir Rechenschaft geben konnte, aus welchen Gründen dies Wesen wuchs. Genug! Ich war trunken gewesen und nun erwacht und fieberte. Ich hatte im Spiegel die ersten graue Haare an der Schläfe entdeckt.

So floh ich, meine Sehnsucht zu kühlen, aus dem schwülen Zimmer hinweg in den atmenden Park. Es war Frühsommer. Die Brunnen plätscherten achlos ins Becken, die Statuen schimmerten bleich und ein Sunkäfer stieß knarrend in mein Gesicht. — Ich wurde hingezogen durch blühende Alleen; der Duft aus Rabatten und Beeten gerann zu farbiger Wolke; man mußte durch seine Schwaden hindurchstoßen, um nicht betäubt zu werden. Ich war wie im Traumzustand.

Endlich kam ich leise schwankend zu einer Nische, die von Larusmauern umgeben, ein hübsches Naturtheater bildete. Einige Steinbänke standen vor der umgrenzten Fläche. Man konnte sich niederlassen und auf die Hochzeit der Glühwürmchen achten, die aus den Büschen lautlos sickerten.

Auf einmal, während meine Blicke noch im grünen Dämmer hingen, stieg der Mond hinter der lebenden Wand empor wie eine weiße Hostie. Er blendete; ich schloß die Augenlider. Als ich sie wieder öffnete, glaubte ich einen Spuk zu sehen.

Auf der Bühne des kleinen Theaters hockte ein silbernes Gerippe, mit gekreuzten Beinen und blies auf der Flöte; in derselben Haltung wie man auf antiken Bildern einen Hirtenknaben darstellt. Ich starrte entsetzt und horchte gebannt auf die Töne, die dem schlanken Rohr entquollen. Seiterkeit strömte aus dem Munde des Todes. Ich zitterte vor Freude; je länger ich lauschte, desto vertrauter wurde die Melodie. Hatte ich sie einstens selber gefunden und war sie verloren gegangen?

Und das Wunder geschah: um das dürre Gebein wuchs blühendes Fleisch. Ein junger Gott spielte ins All. Der Reigen der Sterne drehte sich nach seiner Musik.

Mein Blut in den Adern funkelte; ich hatte das Lied der Erde gehört. Und der Tod hatte sich gewandelt in Leben und die Wehmut in Seligkeit.

Als ich mich erhob, um den Zauber zu greifen, zerfloß er zu Nichts, zu Mondlicht und schönem Wahn.

Da ging ich getröstet nach Hause."

Nachdem Mozart dieses berichtet hatte, mit anmutiger Gelassenheit und sparsamen Gebärden, dachten die Freunde eine Weile nach. Endlich nahm einer das Wort und sagte:

"Verehrter Meister; Ihr habt ein Gleichnis erzählt; ein Rest Undeutbarkeit bleibt; wenn wir auch ahnen, daß Leben und Tod sich aufheben in rätselhafter Weise; wenn wir auch staunen, daß der Quell der Freude dem leidenden Herzen entquillt".

Mozart nickte und wiederholte: „Ja, Ihr Lieben, Rätselhaftigkeit bleibt. . .“

Van Gogh

HEINRICH BURHENNE

Als Vinzent van Gogh noch Schullehrer war, saß er in einem weißgetünchten Schulzimmer vor den Kindern. Die Kinder malten mit bunter Kreide auf Blättern und Tafeln. Da geschah es, daß ein Gewitter heraufzog und alle im Zimmer in eine düstere Stille versenkte. Alle malten ernster als sonst — als sähe ihnen eine große Macht zu.

Van Gogh spürte durch die Fenster die unerhörte Atemlosigkeit der Natur vor dem Ausbruch.

Er ging zum Fenster und öffnete es.

Weich lag der Weg, die Hecke, die Wiese, dunkelüberdroht ein kleiner Busch auf einem niedrigen Landrücken in der Ferne. Dies malen, dachte er und spürte einen Drang, es zu meistern. Da grollte der Donner auf: Er sah seine Farbe, er fühlte die Pinselbreite, die er führen mußte, um die Drohung in Schwarz, Violett und Gelb festzuhalten. Da zuckte ein Blitz auf, das Signal für die Erlösung. Und erstes Wehen, erstes Bewegen der Blättchen war an den Hecken. Ein paar Tropfen Regen verschwanden im Staub des Weges. Er fühlte ein neues Bild in sich; dies erste Bewegen zu malen.

Gequält wandte er sich ins Zimmer, ging auf und ab und sah die Kinder nicht. Der Regen rauschte, und man spürte es erfrischend in den Adern.

Die Kinder wurden lauter, einige standen auf.

Er ließ die Fenster öffnen, und in die verbrauchte Zimmerluft strömte der herrliche Atem der Natur. Düfte wurden hereingeweht, und van Gogh fühlte mit leiser Trauer: Ich bin kein Lehrer, ich liebe die Farbe zu sehr. Ich muß sie halten.

Er ging hinaus.

Er sah eine Reihe Apfelbäume in voller Blüte stehen gegen das große Dunkel der Gewitterwolke, die hinter ihnen abzog, sah die schwarzen, starren und doch lebendigen Astearme und war in dem Rauschen des Regens und in dem Rauschen der Farben wie betäubt.

Er lief im Regen zu den Bäumen hin, ging atmend und erregt unter ihnen her.

Von dort holten ihn die Kinder fröhlich lärmend zurück in das Schulzimmer.

„Kinder“, sagte er hier, „ich kann nicht lange mehr bei euch bleiben.“ Die Kinder erschrafen, denn sie liebten ihn sehr. „Ich muß fort.“

Da wurde es so still, daß er die Stille sah — leise violett stand sie hinter den Köpfen der Kinder — hinter ihren Augen, die er nun sah in ihrem schönen Ausdruck der Liebe, des Erschreckens. Nun sah er auch diese Schönheit, und es drängte ihn, auch sie zu halten in Werken, die er schaffen wollte. Er sah all die Augen auf sich gerichtet — sah hinter ihnen den Himmel, dunkelblau mit den Sternen der Ferne. Er dachte: dies alles schaffen, den Himmel dieser Augen und die Augen des Himmels. O, wer hat je den Sternenhimmel gemalt?

Als nun der Regen aufgehört hatte, ging der ganze Kinderschwarm mit ihm hinaus und wollte sich nicht von ihm trennen. Er sprach: „Ich gehe nicht gerne, ihr lieben Kinder. Ich muß Werke schaffen.“ Er lächelte ein wenig. Die Kinder verstanden ihn nicht, aber sie fühlten, daß hier nichts zu ändern war.

Nicht lange danach reiste van Gogh in einer Landkutsche zur Stadt, wo das Schiff lag, das ihn in die Heimat bringen sollte.

Als er in seiner Heimat ankam, wollte er einen Tag lang zu Fuß wandern durch all die Farben- und Linienschönheit. Er fühlte sich frei in diesem Sichfüllendürfen mit Spannung. Zwischen dem Weißgrün der jungen Felder lag in wundervollem Rosa junggepflühtes Land. Ein Landmann pflügte ein anderes um. Der Schimmel dampfte leise, und schwarze Stare nickten hinterher. Tiere, Pflug und Bauer waren so form-eins, so unaussprechbar echt in ihren Bewegungen, in ihren Farben, daß van Gogh dachte: Die Natur ist Meisterin —

dies hier ist nicht zu sagen. Mir ist es gegeben, zu malen. Aber ich möchte auch dieses Schimmels Lust mitfassen, sieh doch, wie fröhlich er die Knie hebt, als wollte er tagelang so gehen — wie dem Bauer das väterliche Gefühl für seinen Acker im Gesicht, in den Händen, im Gang liegt!

Er war stehn geblieben. Da sprach neben ihm eine volle, warme Männerstimme: „Die Erde ist schön, wir müssen sie lieben, ob wir wollen oder nicht“ . . . Van Gogh sagte aus vollem Herzen, indem er dem Fremden die Hand reichte: „So ist es . . . Meine Augen füllten sich eben mit ihr . . . und mich sehnt es, sie (durch mich) noch einmal zu schaffen. Nicht, wie sie da draußen ist, sondern wie sie durch mich neu wird.“

Der Fremde sprach: „Ich weiß, du bist ein Maler. Du siehst die Herzfarben der Dinge und stellst sie in liebendem Feuer heraus.“

Van Goghs Augen glänzten mit dem Widerschein inneren Feuers. Dann sah er den Fremden eine Weile an und sagte leise: „Und doch wundert mich, daß du so von den Dingen der Kunst sprichst.“

„Meinst du“, sprach der andere, „daß es Dinge geben könnte, die höher sind denn die Kunst?“

„Eben dies dachte ich“, sagte erstaunt van Gogh, da der Fremde seiner unbewußten Trauer Grund erkannt hatte.

Der Fremde sprach: „Siehe, ich liebe wie du Farbe, Linie, Ton und Gestalt — aber sie füllen mich nicht so aus, wie dich Liebe und Leidenschaft zum Schaffen in Linie und Farbe ausfüllt. Denn ich arbeite in lebendigem Fleisch.“

Da erkannte van Gogh Christus und beugte sich vor ihm.

Christi Stimme aber sprach: „Selig, wen die Sehnsucht treibt, Werke zu schaffen aus dem Herzen. Er schafft durch sie den Menschen das Auge, zu sehen das Wirkliche, das in den Dingen liegt.“

Tief bewegt war van Goghs Stimme: „Seliger, vielmal seliger, der wie du schafft in lebendigem Fleisch. O auch danach trage ich eine Sehnsucht. Und es schmerzt mich, daß ich zu schwach bin zu solchem Leben.“

„Gehe du deiner geheimsten Sehnsucht nach, denn wir sind doch alle Brüder zu schaffen das Edle.“

Danach war der Fremde verschwunden. Van Gogh stand in der Morgensonne verwirrt.

Ist es eine Versuchung, sagte er leise zu sich, mich abzubiegen von meinem Wege?

Es wollten ihm aber seine eigenen Worte nicht aus dem Sinn: Vielmal seliger, wer wie du schafft in lebendigem Fleisch. Er sprach zu sich: So will ich auch dies Schwerere tun, denn es ist meine geheimste Sehnsucht.

Bergleute, die zur Arbeit gingen, holten ihn ein, als er weiterging. Mürrisch und bleich war ihr Ausdruck. Sie sahen alle zu ihm hin. Zwölf Augenpaare bohrten sich in ihn hinein. Er sah ihnen bis auf den Grund. Dort lag die Freude erschlagen. Es traf ihn so sehr, daß ihn sein Farbenauge verließ — er sah tiefer. Da wußte er, daß er ihnen wie Christus vorleben wollte an sich selber unter ihnen das wirkliche Leben.

Langsam und festentschlossen schritt er hinter den trüben Menschen her. Es wogte in ihm die Liebe zu diesen Menschen über seine Malerseele hinweg.

So ward van Gogh Prediger unter den Arbeitern. —

Van Gogh lag heiter mit der Todeswunde, die er sich selbst gegeben, in einem hellen Zimmer der Nervenheilanstalt Auvers sur Oise. Er rauchte aus seiner Tonpfeife, sein Blick war klar, seine Seele sonntäglich leuchtend und still. Er sah dem Rauch nach, der sich schön ballte, in hellem Blau, und vom Pfeifenkopf in violetter Säule ruhig aufstieg.

„So still brenn ich nun aus“, dachte er lächelnd, und sein Auge sank über den weiten Weg seines Lebens zurück in die Tage des Vergangenen.

Es ging vorüber an manchem Werk: Wie flammend die Zypressen hier, lebendiger Saft in den Wolken dort. Er sah sich selbst, wie er sich gemalt mit der Getriebeneheit im dunklen Auge, sah den lebendigen Stuhl, sah den unwirklich bleichen Taumel des Übernächtigtseins im Nachtkaffee — sah die Festigkeit des Bodens unter rotem Laub, sah den Wellentanz der Sonne über Furchen und Feldern — kam bis hin zu den Bildern seiner stillsten Sehnsucht.

„Ich wollte doch die Sterne malen, ich wollte Heilige malen mit der Nähe dieser Zeit und der Unnahbarkeit aus den Tagen der ersten Christen, aber . . .“

Er rauchte stärker. Die Wunde brannte. Er dehnte sich und schloß die Augen.

Als er zur Tür schaute, öffneten sie sich leise. Der Fremde, der ihm an jenem Morgen begegnet war, trat ein und ging freundlich auf ihn zu.

„Ah, du bist es . . . Das ist schön. Setz dich . . . Du weißt, daß ich sterben will.“

„Ich weiß.“

„Sieh, ich habe es nicht ausgehalten unter den trüben Menschen. Es bedrückte mich immer, daß ich doch wieder in die Kunst fliehen mußte.“

Der Fremde wehrte ab: „Still, sage nicht fliehen . . . Es war dein Schicksal, daß du malen mußtest — es war dennoch deine stärkste Sehnsucht.“

„Ja“, sagte van Gogh, „meine stärkste war es — aber das ist mein Schmerz, oder meine Wehmüt: Es war nicht meine letzte, geheimste.“

„Die geheimste Sehnsucht liegt immer auch in der stärksten. Du willst, wie ich, daß das Edelste leibhaftig werde auf Erden.“ Van Gogh nickte.

„Es wirkt durch eure Werke, die ihr herausstellt unter die Menschen. Ihr tragt sie ja hinaus, auf daß sie Edles entzünden und stärken zum Leben im Alltag.“

Van Gogh sprach: „So weiß ich nun, es ist nicht dein Weg größer, denn meiner, er ist nur anders“.

„So ist es, der schöpferischen Wege sind viele. Und so sie inbrünstig gegangen werden, führen sie ins Ewige.“

Van Gogh taten diese Worte unendlich wohl. Er sah bei dem Schein der untergehenden Sonne Christi Antlitz rot überglüht. Wie ein großer Dank des Himmelslichtes ging es in van Goghs Auge, dies Leuchten des Antlitzes Christi. Das ganze Zimmer füllte sich mit rotem Licht, also daß van Goghs Augen in der Seligkeit dieses Lichtes glücklich glühten. Er hielt seine Pfeife in der Linken.

Da fühlte er seine Rechte warm und fest gedrückt, und mit einem Lächeln sank er tot ins Kissen.

Der Tod des Jean Paul

KARL RÖTTGER

In den letzten Apriltagen des Jahres 1825 ward dem Dichter Jean Paul in Bayreuth von fremder Hand ein schöner Zweig Mandelblüten (der Art, die keine Früchte tragen) ins Haus gesandt, mit einer Karte, darauf der Name Theophilus Blütenreis stand, nebst mündlicher Bestellung, ob der Fremde auf den Nachmittag eine kurze Stunde vorsprechen dürfe . . . Frau Karoline brachte es selber herein, stellte den Zweig in ein schlankes Glas und stellte es dem Dichter nahe vor die Augen, die schon begonnen hatten, dunkel zu werden, und las ihm den Namen der Karte vor. Da mußte der Dichter lachen, und er meinte, ob das nun ein Spaßvogel sei — aber da er einen Sinn für merkwürdige Namen hatte und ihm die Zusammenstellung Theophil und Blütenreis gefiel, sagte er zu, fragte aber noch hinter der Gattin her, von wo aus denn der Fremde gesandt habe. Die wußte es nicht, ging aber dann, die Magd zu fragen. Die sagte, es warte ein Bote an der nächsten Straßenecke. Da befahl Jean Paul, den Boten zu fragen, wo der Herr, der ihn sende, wohne oder sei. Der Bote gab Antwort, wo der Herr wohne, das wisse er nicht; er habe ihn mit der Antwort nach draußen bestellt, ober der Straße, an eine Biegung der Schloßallee.

Da bestellte der Dichter den Fremden auf den Abend; er solle kommen, bevor es zu dämmern beginne, so gegen sechs . . .

Es war ein milder Tag, warm beinah, und man konnte die Fenster offen haben. Jean Paul dachte einem Gedanken nach: wie vieler Tage Einzeltun und Vieltun und Rast dazwischen — aber doch im ganzen ein Unermüdlchtun — ein Leben und eines Lebens Werk ausmache. Fragte aber gleich danach (der des Gedankens Spielender war), ob denn auch eines Werkes Leben dabei herauskomme?

Da kann man viel fragen, antwortete er sich selber, und knöpfte den Rock zu, wie um eine Blöße zu bedecken. Man ist wehend und schwank und weich und ohne Festes da innen, solange man jung ist; man festet sich, man wird reif und gewinnt eine Form, die dennoch wächst und lebt. Und bekennet sich selber am Ende: daß man nicht wisse, wozu es sei. Frau und Kinder haben und gehabt haben, war immer noch das beste. Das Werk? Wo? In den Büchern? Irgendwie auch da; ob auch in den Hirnen und Herzen der zehntausend Leser? Die doch nur vielleicht daran nippend gegangen waren, wie Hummeln an Kleeblüten . . . Blüte im Feld und Blütenzweig waren wohl nicht Minderes als eines Buches Schönheit.

Was aber war die Schönheit? Ach, eines Herzens Unausdenkbarkeit . . . Der Jugend Überschwang? Die echte Wirklichkeit einer Ehe und Gemeinschaft mit Kindern? Woher dann die Schwermut des Alterns?

Jean Paul saß am Fenster, sah blasse Undeutlichkeit eines Frühlingwerdens und versiel in eine Traumstimmung, darin doch kein Traum, keines Traumes Bildhaftigkeit ist, ward schwermütig, fast traurig, und schlief zuletzt ein . . .

*

Der Fremde, der zu Jean Paul ins Zimmer trat, war schlank, über Mittelgröße, trug das Haupt frei und hoch, doch nicht hochmütig; sein Haar schien sehr dunkel; in dem blassen Gesicht (die Stirn vor allem hoch und weiß) stand ein zartes Rot der Wangen; die Nase stark vortretend, aber nicht klobig, dazu ein nicht zu kleiner Mund, um den ein Zug war — wie von Ernst, in den sich manchmal der Sonnenschein eines behutsamen Lächelns mischt . . . Er trug dunkelbraunen Gehrock und setzte einen schlanken Spazierstock langsam in die Ecke.

Jean Paul, dicht vor dem Fremden, deutete auf einen Sessel, ließ sich nieder und fing das Gespräch damit an, daß er immer weniger sehe, dadurch immer mehr am Arbeiten wie am Menschenverkehr gehindert sei und hier, heute, nun eigentlich eine Ausnahme mache.

Ganz recht, sagte der Fremde, er habe davon gehört, und es sei gewiß schmerzlich für einen solchen Geist.

Jean Paul wollte mit der Hand winken und machte Ansaß zu einem Wort, der Fremde möge sich zu keinerlei Schmeichelei verpflichtet fühlen, da fuhr der Fremde schon fort: er danke dem Dichter für seine Bereitwilligkeit, ihn zu empfangen, und wenn es genehm sei, könne man in die Diskussion eintreten und versuchen, den — Befund aufzunehmen . . .

Jean Paul beugte sich überrascht vor und fragte, ob der Fremde etwa ein Arzt sei?

Es sei schwer zu sagen, was er eigentlich sei. Es werde sich vielleicht etwas davon im Laufe des Gespräches herausstellen . . .

Jean Paul sagte, er sei all sein Lebtage ein solcher Freund des Absonderlichen gewesen, daß ihn solch ein absonderliches Gespräch weiter nicht beunruhige. Vielleicht vermöge es der Fremde, den Mechanismus des Gespräches etwas mehr in Gang zu bringen . . .

Ein Gespräch sei kein Mechanismus, wenigstens nicht, wo zwei lebendige Menschen sich — besprächen.

Jean Paul hob ein wenig den Kopf, überrascht, daß der Fremde so überlegen tue; der aber fuhr fort: wo zwei wirkliche Menschen zusammenkämen, keine Gespenster, da werde auch ein Gespräch erzeugt, das wirklich sei, wie ein Kind, das zwischen Gatten erzeugt werde. Und nur zu einem solchen sei er hergekommen, nicht zu einem Austausch von Phrase und Worten, die nichts auf sich oder in sich hätten . . . Apropos, wo er denn herkomme, fragte der Dichter. Es sei aus der Sprache nicht zu entnehmen.

Er sei der Geschäftsträger eines andern und sei für längere Zeit damit beauftragt, die Gefilde der Seele des Jean Paul, zurzeit in Bayreuth, zu be-

reisen. Er komme vom Garda, von Isola bella — und werde von hier weiter machen ins Herz Deutschlands; Maienthal und Blumenbühl winkten ihm, und es freue ihn heute schon, des Dichters Orte — —

Aber der Dichter sagte aus mattem Lächeln: Wozu die Späße? Saget mir aufrichtig —

Ich bin aufrichtig, sagte der Fremde, aber forget darum, daß Ihr aufrichtig gewesen seid. Denn ich soll berichten, ob Euer Herz ein richtiges war und kein Phantasma.

Was das angeht, sagte der Dichter stolz, da hättet Ihr meine Zeit nicht mißbrauchen sollen; haltet davon, was Ihr wollt. Es sind Leute bei mir gewesen und haben mich sehen wollen, haben aber nichts an mir gefunden, was sie nicht an Bürger irgendwem da draußen auch finden. Kann also ich dafür, wenn Ihr nicht findet, was meines Herzens Wirklichkeit war?

War sie's? Nun wohl, wollen wir also nicht darum streiten. Aber erlaubt, Euch ein wenig zu examinieren.

Ihr seid anmaßend, sagte der Dichter . . . Wer meines Alters ist, ist vom Dasein und der Menschen Unverstand so sehr examiniert, daß ihn kaum nach mehr verlangt.

Der Fremde lächelte und sagte, der Dichter gewinne an Laune, es sei gut so . . . Also, ob es wahr sei, daß er der Mann sei, der gesagt habe, auf seinem Grabstein solle einmal stehen, er sei der Dichter, der die meisten Vergleiche gemacht habe?

Dieser hybride Wunsch sei sein gewesen; und er sei heute noch überzeugt, daß kaum einer ihm in der Findung von Vergleichen, Parabeln und Symbolen gleich komme; aber es liege ihm daran nichts mehr, das festgestellt zu sehen.

Schön! Es sei ihm eine Freude, zu konstatieren, daß der Dichter genau so spreche, wie er's aus seinen Werken erwartet habe. Nun möge er ihm ein paar Vergleiche davon sagen, was das Leben sei und bedeute, dem, der in seiner, Jean Pauls Höhe stehe . . .

Er wisse nicht, ob er in einer Höhe stehe, noch in welcher.

Ob er's denn nicht wissen wolle?

Nein, denn an der Höhe Gottes gemessen, sei alles Menschliche klein.

Gut! Das sei schön gesagt.

Ihn, den Dichter, irritiere dies Examinatorische.

Das mache gar nichts. Er möge sich gar nicht fürchten. Wenn er aber so denke, warum er dann über andere Dichter geurteilt habe, bewertet und verworfen habe?

Er sei kein Rezensent; er schaue in das Herz der Menschen und erkenne da Flamme oder Dürsterheit . . . Auch der Verstand sei letztlich so eine Art Dürsterheit, und darum, wer aus dem Verstande dichte, den verwerfe er . . .

Nicht übel, meinte der Fremde, ob das nun kein Sicherheben sei?

Hier wollte ihm der Dichter einen Vergleich sagen: wenn er den Wirt zu den drei Rosen fragen würde, ob es Überheblichkeit sei, wenn er einen gewachsenen Wein von einem Destillat zu unterscheiden sich getraue, so werde er dort eine Antwort finden, die weder Hörner noch Zähne habe, mit Luthern zu reden . . .

Der Fremde lachte und rief: Ausgezeichnet! Nun solle er ihm aber schnell noch einen Vergleich machen vom Menschen — jedem, auf seiner Höhe.

Da ging ein Ruck durch Jean Paul, und er setzte sich grad an den Tisch und sah vor sich ins Unbestimmte . . .

Wenn Ihr so sprecht, sagte er leise, so sagt Ihr es richtig . . . Ich füge noch etwas hinzu: der Mensch auf seiner Höhe, der nicht flach war noch flach ist, und der in sich selbst geblieben und der, ohne vom Allgeist sich zu lösen, doch eine Distanz zu den Menschen sich schuf — — Aber nein doch, was red' ich? Wen kenn' ich von Menschen? Ist nicht all meine Kenntniss die von den Dichtern? Also von den Dichtern dies Gleichnis: sie bewerfen einander mit Steinen all ihr Lebtag, mit Steinen und Staub; einer den andern mit Steinen und Staub; fällt einer hin und gibt den Geist auf (wollt diesen Ausdruck beachten!), so kommen sie alle daher und helfen ihn begraben, wieder mit Sand, Steinen und Staub; schaufelweise schütten sie's ihm nach, und die Zuschauer können meinen, es sei Freundschaft . . .

Der Fremde schlug sich aufs Knie: Schau an, so sagt ein Dichter, der wie kaum je einer geliebt wurde . . .

Was wißt Ihr davon? sagte der Dichter. Hab' ich in Weiberherzen gespuckt oder in Männerköpfen geirrlichert — wenn ich wüßte, ob es Widerscheine einer toten Sonne waren . . . Welcher Dichter hat sich nicht ausäßen wollen als ein tausendfaches Samenkorn, um aufzuerstehen und Blüten zu tragen in menschlichen Gemütern?

Der Dichter schwieg eine Weile und fuhr dann leiser fort: Ihr spieltet, als Ihr's offen ließet, ob Ihr ein Arzt wäret. Aber seht, wenn Ihr ein Arzt der Art wäret, die nicht zu Menschen kommen, würdet Ihr mir sagen können —

Was?

Was dies sei: daß, während ich scheinbar erblinde, die Welt anfängt, mir schal zu werden.

O, o, sagte der Fremde. Herr Dichter, lästert nicht . . . Saget mir eines: Ihr hattet Gesichte. Waren es Euch — Gesichte — oder nur Parabeln?

Lästert nicht, sagte Jean Paul.

Gut, sagte der Fremde. So waren es keine Parabeln, waren es Gesichte. Die waren den Alten heilig; und also könnt Ihr jest nicht am Ende sein.

Ich hoffe auch noch zu leben, sagte Jean Paul aus einem Schweigen heraus. Nächstes Frühjahr hofft mir der Arzt den Star stechen zu können, und dann ist mir die Welt wieder geschenkt.

Der Fremde sagte sehr langsam: Ihr vertrauet auf das Starstechen eines Arztes, irgendwelchen Arztes — wo doch alles dies mit Euerm innersten Menschen zu tun hat. Hat Jean Paul, der in die innerste Seele des Menschen grub, sein eigenes Herz nicht gesehen?

Ich weiß nicht, was Ihr meint, sagte der Dichter.

O, machte wieder der Fremde, und doch muß es in Euch liegen, wenn auch schlafend, wie ein Keim vor dem Aufwachen. Was denn war Euer Tun in der Welt?

Da durchzuckte es Jean Paul, daß er dieses sagte, seinen schmerzlichsten Vergleich: Der Mensch steht auf einem Weltkörper, darauf es außer viel Kälte auch manchmal Wärme gibt. Ich habe auf dieser Erde gestanden und, erst im Uberschwang, dann in Reife, aber immer mit großer Kraft, gegen die aus dem Weltraum und aus den Herzen der Menschen strömende Kälte die Flut meines Herzens geworfen . . . Immer dagegen angeworfen . . . Die Pfaffen haben mit Wasser getauft, ich aber, wie der Christ, mit Feuer und Geist . . . Wozu? Die Herzen in die große Trunkenheit zu tauchen, darin kein Frieren ist. Ist es nun närrisch, gegen den immer wieder einsetzenden Frost der Herzen und Welten sich wenden zu wollen? Ist solche unendliche Mühe vertan, die nicht einem Tagelohn und einer Bürgerlichkeit nachgeht, sondern der Berufung zur Trunkenheit im Geiste? Die, rasenden Eifers voll, schreibt, schreibt, Werk auf Werk hinaus-schleudert, um in der Welt jenen Zustand zu erreichen, aus dem solche Bücher geschrieben wurden, den holdseligen Wahnsinn? Eben jenen Zustand, auf dem die nächsthöheren Wesen leben müssen. Und Ihr fragt mich, wer und was ich bin? Ach, müde bin ich ein wenig . . .

Ein wenig müde, sagte der Fremde leise.

Wißt, sagte Jean Paul weiter, es war ja groß und schön. Mit jedem neuen Werk glaubte man, nun sei der Sieg der Sonne und ihrer trunken machenden Wärme gesichert. Aber es wurde immer wieder Winter. Was blieb, war das schöne leise Herdfeuer der Ehe und ihrer Gemeinschaft . . .

Der Fremde neigte sich ein ganz wenig vornüber und sagte: Ich sah Bach sterben, den Großen vor Gott, und war große Verlassenheit bei ihm, ob schon Freunde und Frau und Kinder bei ihm waren. Ich sah der Großen mehr sterben, und es war immer das gleiche. Die namenlose Verlassenheit. Und, ganz nebenbei, auch Schillern sah ich sterben, den Ihr nicht liebt. Nun wohl, er war nicht so kalt, wie Ihr meintet, und sein Sterben war ebenso. Was dünkt Euch darum? Nichts? Nun, so will ich es Euch sagen: es ist das Erbteil des Christus . . . Aber der starb noch schlimmer; sprach aber: Ich befehle . . .

Jean Paul hob die Hand. Still, nichts mehr! Der war über uns allen; aber ich will ja noch nicht sterben . . .

Einmal ist die Stunde doch. Und darum bin ich gekommen —

Was? Mich dessen zu mahnen? Ich aber will nicht.

Der Fremde winkte behutsam mit der Hand. Ihr seid nicht am Ende; aber es handelt sich nicht mehr um neue Werke, sondern um die Frage, ob Ihr die letzte Weisheit erwerben könnt.

Was sollte das sein? Sagtet Ihr ja selber, das Letzte sei eine große Verlassenheit der Geister, die kamen, zu beglücken und es dann doch nicht vermochten. Da ist das Letzte eine namenlose Müdigkeit, aus der man zu schlafen sehnt . . . Oder weg zu sehen von Welt und Menschen, manchmal in den Frühling zu sehen, in die Einsamkeit der Natur; denn ich will ja noch nicht sterben. Jedenfalls aber: von den Menschen löst sich's immer mehr. Was? Das Herz? Warum hanget das Herz der Menschen so sehr an diesen Menschen? Warum hanget es an den Menschen dieser Zeit und dieser Erde?

Aber ich sage Euch ein Geheimnis, Dichter. Löset Euer Herz (es ist nun langsam an der Zeit, es zu tun), löset Euer Herz von den Menschen dieser Zeit, erkennet die unerbittliche Wahrheit Eurer Ahnung und Eures traumhaften Staumens – warum Ihr die Kälte nicht überwindet, obwohl Ihr Blut auf Blut dawider warfet . . . Erkennet als Nächstes: daß es so ist . . . Denn der Mensch muß durch diese Hölle gehn, um zum Frieden zu kommen. Darum kam ich her, um bestätigt zu sehen, daß Ihr im Wesen der Dinge und der kosmischen Verhältnisse ständet und nicht nur – Bücher gemacht hättet, wie allerhand Literaten tun. Ihr steht an einer Wende und fühlt das. Nun wohl, fürchtet Euch nicht vor der nackten Erkenntnis . . .

Welche ist das? fragte der Dichter leise.

Daß der Mensch unendlich einsam sei mit seinem Eigentlichen, mit dem, was das Wesen seiner selbst ausmache . . . Es ist die Kälte eines Eismeeress in dieser Erkenntnis – fürs nächste; aber der Mensch fürchte sich nicht vor der Wahrheit . . . Denn durch sie geht der Weg weiter . . .

Wohin?

Zum Frieden oder zu Gott, wie Ihr wollt . . .

Es war eine Pause und darin erkannte Jean Paul, daß eine tiefe Dämmerung zwischen ihm und dem Fremden sei, die sie einander nicht mehr erkennen ließ. Er sagte danach, er wolle Licht bringen lassen.

Aber der Fremde meinte, es sei nicht mehr nötig, er werde gleich gehen.

Jean Paul wollte noch sprechen, es sei dennoch Liebe und Gemeinsamkeit gewesen im Leben, mit Menschen, mit Freunden, mit dieser, seiner Frau und mit wem sonst . . .

Aber der Fremde sagte, es sei nichts zu wiederholen; aber darin habe der Dichter recht: diese Augenblicke oder auch Wochen und Jahre einer schönen Gemeinsamkeit seien die ersten Funken eines größeren Zukunftsfeuers, seien die Verbürgungen dafür, daß etwas möglich sei, wonach es die Menschen sehne. Und da nun klar sei, daß er, der Dichter, beidem gedient habe, dem großen Schmerzerleben der Menschen und dem Traum der Menschen in die Vervollkommnung, darum sei nun alles gut, und er werde, wann es dem waltenden Geiste recht erscheine, eingehen zu den Gestirnen und dort das sein, was die andern (die Großen von einst und einst) auch seien: ein singendes Gestirn. Er werde ein Teil der Musik des Alls werden, oder sei es schon . . .

Hier wußte Jean Paul nicht, was er sagen sollte, so schwieg er. Aber zuletzt sagte er: Warum lobt Ihr mich so?

Es hat das mit Lob nichts zu tun . . . Ihr liebtet die Musik, und Euer Wesen ist aus der Musik. Ich glaube, sie ist der Sinn der Welt. Aber nun will ich gehen . . . Wenn Ihr an einem dieser Abende eine Musik hören solltet, eine Flöte (die Ihr so sehr liebt), so lauschet, ob Euch Worte dazu aufsteigen. Worte find auch nur Musik, wenn die Menschen sie recht sagen . . . Und nun lebt wohl!

Er hatte, schon aufgestanden, den Stock ergriffen und war nach schnellem Händedruck draußen.

Jean Paul, bewegt im Innersten, stand wie gelähmt. Als seine Frau mit dem Licht erschien, fragte sie verwundert, was ihm sei und wo der Fremde sei.

Eben das wollte der Dichter sie selber fragen; aber sie und die Kinder hatten den Fremden nicht einmal gehen hören, geschweige denn gehen sehen.

Es war aber von da an ein noch größeres Lauschen ins Unbestimmte bei dem Dichter, der so viel ins Tiefe und Ferne gelauscht hatte . . .

Und in einer Nacht, die ganz einsam und schlaflos war, geschah es, daß er die Flöte hörte. Er sann ihr nach, und ganz zuletzt, im Einschlafen, ward ihm diese Verkündigung aus den Tönen:

Eine Flöte lockt im Abend. Tönt
Schattenhaft verschwebend Traum in Melodiegestalt,
Daß, wenn Licht versank und Schwermut fröstelt:
Dieses Lied, so dunklen Tons, doch lächle . . .

Eine Flöte wandelt durch das Schweigen . . .
Eine Melodie wird zur Gestalt:
Plastisch . . . Sitz am Tische nieder. Neige
Deine Stirn und schaue nicht . . . Traum wandelt durch den Traum . . .
Hebe nun den Becher an den Mund – und trinke

Einer Welt berauschesendes All-dies:
Farbe, Ton und Klang im Wein der Worte; winke
Trunknen Blicks dem Raumher-Offenbarenden:
Raumgesichte; Traumgedicht . . . O schwermutvolles Paradies.

Sei's denn! Einen Abend so; und wieder schwärme
Sich der Geist hin durchs Unendliche –
Eine trunkne Nacht, voll halber Wärme
Doch voll ganzer Trunkenheit; bis ins Un-kenntliche . . .

*

Morgenfrühes Eden . . . Paradiese
Reifen mittags . . . Abendblaues Tal.
Nacht im Mondlicht . . . und schwarzgrüne Wiese
Aller Seelen . . . Schönheit ist noch Dual
Trunkenen . . . Ein Baum stand blütenweiß
Frühlings. Nächstens. Licht glomm. Fackel. Stern.
Flöte klagte . . . Raum schwang Mythentkreis
Der Tönen . . . Nah. Vorüber. Fern . . .

— — —

Eine Dichterstimme singt. Sang. Strahlt: Die Sterne.

*

Dies ist der letzte Vergleich des Jean Paul, vom Tage seines Todes, dem 14. November 1825 — ein Vergleich freilich, den niemand mehr hörte, da er aus einem letzten Traumschlaf heraus geschah; er hatte des Mittags — oder bald hinter Mittag — da er doch fast blind war — zu Bett verlangt. Denn er meinte, in der Zeit sich nicht mehr auskennend, es sei Nacht. Im Bett aber war eine Ruhe bei ihm und ein beginnendes Lauschen auf Fernes; da aber die Gattin noch bei ihm saß und er das fühlte, geschah dies:

Es hat mich jemand einigemal von hinten am Haupt berührt, wie um mich zu erinnern. Warum?

Die Gattin sagte: Es hat dich niemand berührt, es ist das nur ein Gefühl von dir gewesen.

Der Dichter war erstaunt, daß die Frau das sagte, und wiederholte: Es hat mich wer angefaßt . . . Ruft mich etwas?

Dann war Stille, und er begann zu träumen, erst noch halb wach. In dem Zustand wurde seine Stimme flüsterleise; seine Mienen aber wurden lauschend und aufmerksam, fast hell. Zulezt aber sagte er dies, doch schon so leise, daß die Gattin sich über ihn beugte, um zu vernehmen, und doch nur Worte vernahm und mehr keinen Sinn: Es kommt mir dies: irgendwann kommt immer einmal die Stunde — und da steht einer an der Gartenpforte, unser Eigentliches zu fordern, daß wir es einen äußersten Weg führen. Entsinnt du dich jenes Fremden vor einem halben Jahr? Sag ja! Mir ist — mir ist — er hat mich berührt . . . Nein, nicht eigentlich berührt . . . Seine Stimme, oder der Hauch seines Mundes ist es, der an mich faßt. Theophilus steht an der Gartenpforte, und er wartet, daß ich aus meiner jahrzehntlangen Rast aufstehe, die eigentliche Wanderung des Menschen fortzusetzen . . . Fühlst du es? Immer einmal steht einer vor der Behausung des Menschen, wo er sich sicher und heimisch wähnt, und fordert ihn auf, mitzugehen. Geh, such ihn und sag ihm, daß ich auf den Morgen bereit bin. Solange möchte ich noch schlafen . . .

Solcherart war das Flüstergespräch, dessen Sinn auch der Gattin verborgen blieb . . . Und so schlummerte er in ganzen Schlaf und Traum hinüber, aus dem er nicht mehr erwachte . . .

So sanften Todes zu sterben, mag Gnade vor allem solchen guten und wirklichen Menschen sein, wie dieser einer war . . . Vielleicht auch stand Theophilus Blütenreis an der Gartenpforte, um seine Seele an der Hand zu fassen, wenn sie, vielleicht ein wenig noch fröstelnd, hinaustrat, in den stillen Novemberabend . . .

Die toten Augen

JOSEF MARTIN BAUER

Fabian, den Soldaten des Kaisers, rief der Gehorsam mitten in der Nacht.

„Ablösung! Es ist halb drei.“ Dann setzten laut polternd etliche vier Paar Soldatenstiefel auf und in der dumpfen Luft des Schlafraumes zerdehnte sich ein übernächtiges Gähnen. Fabian starrte in die Finsternis. Irgend etwas drückte ihn am Körper, und Fabian schob den Leibriemen mit den Patronentaschen zurecht. Aber das Drücken war weiter drinnen gelegen, im Körper, irgendwo, so daß eine wehrende Hand es nicht wegschieben konnte.

Der Befehl zum Wegmarsch wurde nur leise gegeben. Dann verlor sich hinter den vier Soldaten das kleine Licht, und der First des Bauernhauses, in dem man vier Stunden auf den drückenden Patronentaschen geschlafen hatte, sank in den Boden hinter einem Hügelhang.

„Es wird fünfe werden, bis sich einmal die erste Helligkeit zeigt“, meinte der eine, der als erster in der Reihe ging. Fabian hatte in dem Augenblick einen fremden Gedanken, der nicht in diese murrende Nacht passen wollte. „Karfsamstag ist, und die Sonne kann wohl vor fünfe nicht heraufkommen. — Karfsamstag. Das ist sonderbar!“

Das war nun sonderbar, daß Fabian immer an den Karfsamstag denken mußte, wo dieses Leben doch keinen Karfsamstag hatte und keinen Kalender. Der Vorausgehende tat mit einem Handwink das Wort ab, der nächste vorne lachte halb heraus, der erste Mann blieb still und sagte nichts mehr von der Helligkeit der Sonne.

Dann standen sie vorn und die abgelöste Mannschaft zuckte vielsagend mit den Schultern. Es mußte irgend etwas los sein hier, die Nacht war so unruhig gewesen, anders unruhig als sonst. Man spürte es doch, irgend etwas lag in der Luft; aber keiner konnte es nennen.

Das Zurücktreten der Abgelösten war nur bis zur ersten Biegung zu hören. Fabian bekam seinen Platz, von dem aus er die Köpfe der Kameraden noch sehen konnte, und er war zufrieden, daß er heute nicht so ganz allein sein mußte. Vorn war der Krieg, den man nicht sah, und hinten, gleich hinter Fabians kleinem Platz ging es hoch und steil hinauf.

Der Soldat drehte sich für einen Augenblick um und schaute hinauf. Dieses Steile hatte ein wenig Licht, schon vor dem Tagwerden hing eine Helligkeit über Fabian, eine Helligkeit wie anderswo — anderswo.

Fabian war Soldat des Kaisers, und der Kaiser hatte vier Soldaten geschickt vor das Grab des Herrn Jesu, daß sie es bewachen sollten. Der Soldat bekam ein stilles Lächeln ins Gesicht, als er noch einmal hinauffschaute.

„Was ist denn?“

Der Nebenmann stand hinter Fabian und zupfte seinen Waffenrock, so daß Fabian erschrak. „Was wird denn sein? Hast du die Bergwand da schon genau angesehen?“ Fabian nickte. Da sagte der Nebenmann etwas von Grab, er hatte ein verstörtes Gesicht und meinte so: der Berg werde kommen, ganz gewiß, er werde vielleicht auseinanderbrechen, denn die Nacht sei so ohne Ruhe. Der Berg werde sie begraben, wenn er zerbreche. Dem Soldaten Fabian aber war es angetan worden von der sonderbaren Nacht, daß er immer wieder sich des Karfamtags erinnern mußte und daß er das Wort vom Grab anders deutete.

Aber weil der andere ein so bitteres Gesicht gezeigt hatte, lag Fabian nun ganz still und horchte nach vorn, immer denkend, daß er wachen müsse. Immer wissend, daß es so Befehl war, und manchmal verirrt ahnend, daß er Wächter geworden sei, vor dem Grab des Herrgotts. Die Augen standen über dem Rand des Bodenaufwurfes, und der Kopf hielt sich still wie irgendein Stück Stein.

So nahm der Soldat den Morgen entgegen, der langsam aus dem Gelände stieg. Kam er von da vorn? Oder war er über das Grab im Felsen geklettert? Fabian wußte die Antwort nicht auf die Frage. Die Augen suchten hinauf an der Grabwand, und sie rissen sich weit auf im Hinschauen. Denn da oben war das Wunder.

Während hier unten das Licht noch weggedrängt wurde von dem, was nun zehn Stunden lang geherrscht hatte, klatzte oben, ganz oben, wo die Wand sich zerriß und wegbog, das Licht mit einer unnatürlichen Helligkeit gegen den Stein. Fabian machte wie ein erschrockenes Kind den Mund auf, ganz so als wollte er etwas sagen, was doch nie zum Wort werden konnte; er dachte wieder weg von allem, was eben noch gewesen war in der Nacht, der Karfamttag war bei ihm, so wie immer, wie daheim, wenn es am festtäglichen Vormittag unvermittelt wieder zu läuten begann, wenn das Ackerland grau und braun und saathungrig sich neben den Kirchenmenschen breitete — —

Oder es war anders, es war so, daß der Kaiser ihn, den Knecht Fabian, weil er ein gehorsamer Soldat war, hierher gestellt hatte auf den Platz vor das Grab des Herrgotts? Das mußte wohl so sein, aber dann mußte auch das andere kommen mit dieser wunderfamen Helligkeit über dem Stein.

Vielleicht war dieses Hinschauen und das völlige Zerreißen des Denkens im Raum einer Sekunde geschehen. Aber es reichte doch, um den endlosen Raum eines Wunders zu füllen. Vom Licht aus mußte der Berg brechen; denn das Licht war nur das erste Zeichen gewesen.

Und der Berg spaltete sich mit einem Male, der Fels brach wie das Spiel eines Kindes, die Augen des Soldaten starrten hinauf, sie sahen eben noch das Licht, nun sahen sie das Bersten der Welt, und sie wurden im Erschrecken vor der Macht dieses Zerbrechens noch weiter und größer, sie sahen das ewige Feuer, aber dieses Feuer hatte nichts von quälender Röte, wenn es hier weiß und in sich selbst zerglüht hochschlug.

Fabian schrie, als ihn die Kraft zu Boden schlug. Dann lag er auf dem Rücken, denn irgend jemand hatte ihn mit der Helligkeit niedergerannt, es war

mit spitzen Strahlen gegen ihn gekommen und hatte den Augen mit dem Feuer des ewigen Lichtes das eigene Licht genommen. Es war doch Karfreitag, und es mußte die Helligkeit aus dem Fels brechen, wenn der Herrgott sein Grab zerriß, das er bewacht hatte, von irgendwem befohlen — ach das Licht schmerzte in den Augen — wo war es denn hergekommen? Wo war nun der Berg und der Fels und der schwere Stein über dem Grab? — Es bohrte im Kopf und es hatte wohl die Augen völlig durchstoßen mit soviel Licht.

Mit einem kleinen Schrei schlief der Soldat weg. Weil von all dem Licht nur der Schmerz geblieben war, hatte er stöhnen müssen. Aber es war vielleicht gut so, wenn er schlief; dann tat ihm das andere nicht weh, was Wirklichkeit war und was schreiend sich über ihn hinwegraufte.

Als er erwachte, war das alles nicht mehr. Karfreitag war nicht mehr, und die Menschen redeten nicht von der Auferstehung. Das wollte ihn wundernehmen, wenn er doch mit dem eingeschlafen war, eben erst, vor einer Stunde vielleicht. „Wer liegt hier?“ — „Er heißt Fabian.“ — „Die Binde? Ach, ich verstehe schon. Der Mann war da vorn.“ Fabian hörte das Reden von weit her; und als der Hauptmann suchte nach der Binde faßte, um sie ganz über die Augen des Soldaten zu ziehen, blieb der Körper ruhig.

Fragen wollte Fabian etwas: „Haben sie geläutet bei der Auferstehung?“ Die Schritte waren schon weit weg, und Fabian wollte doch fragen, wie es war.

Das andere, was wirklich war, mußte Fabian erst verstehen lernen, als er weit wegstam von dem irren Denken, als die anderen Soldaten redeten von dem zerbrochenen Berg. Und doch blieb etwas von dem Glauben des einfältigen Menschen immer bei ihm; denn er hatte gesehen, was keinem anderen zu sehen vergönnt war, auch wenn die Menschen anders redeten und wenn sie alles abstritten, was er ihnen erzählte.

Ein Mann mit toten Augen, der nach dem Willen des Kaisers vor dem Grab des Herrn die Wache gehalten hatte, kam heim. Da also war der Hof, und da war sein Knechtsplatz gewesen. Ein alter Bauer bot ihm den Gruß, eine Frau stellte ihm Essen auf den Tisch, das er nehmen sollte.

Drei Tage blieb Fabian, dann wußte er, daß er wertlos geworden war, wenn er nur zur Essenszeit am Tisch sitzen durfte, ohne je wieder einmal der Arbeit nachgehen zu können. Drei Tage hatte er gewartet, und er hatte nach der Magd gefragt, jeden Tag, nach der einen Magd, die einmal früher den Stall neben seinem Stall gehütet hatte. Aber die Magd war nie gekommen; denn die Bauern sagten, Fabian habe tote Augen.

Nach den drei Tagen aber ging Fabian selbst, und er fand die Magd. „Du mußt jetzt stehen bleiben und mußt zuhören!“ Ein Arm wollte sich seinem Zugriff entwinden; aber sein Griff war gut, und sein Gesicht war voll Zorn. „Ich habe die Wache des Kaisers gehalten am Karfreitag, wo sie den Herrgott begraben haben!“

„Narr!“ lachte die Magd, denn er hatte tote Augen. „Was ist schon ein Kaiser, und was bist du!“ — „So, dann weißt du also nicht, daß der Kaiser vier Soldaten an das Grab des Herrn gestellt hat? Mich hat er auch hingestellt, der Kaiser selbst!“ Die Magd wand sich weg und sagte wieder „Narr!“

Mit einem dünnen Mitleid verfolgten die Menschen des Dorfes sein Tun. Manchmal wollte ihnen die Angst kommen vor den toten Augen, die nichts sahen und tiefer zu blicken schienen als die Augen jedes anderen Menschen. „Narr!“ sagte die Magd noch einmal — aber nachdem sagte sie das böse Wort nie mehr, denn der Tod war gekommen zu einer großen Mahd. Er hatte den Bauern behalten, den Nachbar, einen Knecht, ein paar kleine Leute. Das Dorf murrte, und die Magd weinte ganz still um die vielen Menschen, die nicht mehr kommen sollten.

So fand Fabian sie. Und Fabian redete mit ihr einen Abend lang. Das Licht einer Öllampe zeichnete die zwei Köpfe, und im Halbdunkel erschienen die toten Augen lebendiger als sonst. Manchmal meinte die Magd, sie sehe wirklich wieder Leben darin, wenn er erzählte und die Augen starr nach oben hielt: so hatte er es gesehen, so hatte er hinaufgeschaut und dann war es aus dem Grab gebrochen mit lauter Licht, dieses Licht war weiß und ungeheuer groß, ein Mensch konnte das Licht wohl nicht ertragen, darum waren seine Augen davon tot geworden. Aber er wußte es, daß der Herrgott das Grab gesprengt hatte. „Ich glaube, die Glocken haben bei euch geläutet im Dorf. Freilich, die Glocken haben geläutet, hernach seid ihr auf die Felder gezogen, man muß den Hafer säen um diese Zeit und die Sommergerste. Ich weiß es doch!“

Der Mensch war also der einzige im Dorf, der nie das Murren gelernt hatte in der Zeit, aber die Menschen sagten, er sei ein Narr, weil er immer von der Auferstehung redete und von dem Licht, das ihn blind gemacht hatte. Oder — war der mit den toten Augen denn allein sehend geblieben, daß er immer Saatzeit haben wollte und allen den Glauben vorreden mußte?

Die Magd hörte still zu, über eine Stallpflanze gelehnt, ganz nahe mit dem Gesicht vor seinen toten Augen, die am ewigen Sehen erblindet waren. Das Öllicht erlosch, und die Magd spürte es nicht. Der Blinde aber sagte leise und wie erschreckend: „Das Licht!“

Und wenn über die Zeit weg ein wenig Glauben im Dorf geblieben ist, dann ist es der Glaube des Blinden und der Magd gewesen.

T a g u n d T r a u m

Die Legende vom steinernen Mann

HERMANN STEHR

Auf einem der waldigen Bergausläufer des Sabelschwerdter Gebirges, nicht weit von seinem Ende, das in der Festschuppe mit einem letzten, schönen Auffschieß in den Kessel der Grafschaft Glas hineinlangt, liegt ein kleines Rudel kümmerlicher Häuser, die sich den Namen Hüttengut gegeben haben, entweder um mit bitterer Schalkhaftigkeit ihre Armut zu verhöhnern oder die selige Verschollenheit völliger Einsamkeit zu verkünden. Denn beides hat unstreitbar seine Richtigkeit: Noch niemals haben es diese Hütten gut gehabt und immer ist dieses kleinen Acker- und Wiesenplans Nachbar niemand anders gewesen als der Himmel selbst. Das Dörflein, wenn man es ausschweifend schon so nennen will, hat eine Schenke, in der man selten etwas geschenkt bekommt, eine Schule, deren Lehrer ein straffällig Verbannter, und ein Forsthaus, dessen grüner Mann ein Verschollener ist. Alle Wege schleichen sich verstohlen in diesen Ort hinauf, und die Hütten stehen weit von dem Rande entfernt in einer kleinen Mulde, als scheuten sie sich, des Friedens und der Genügsamkeit halber, durch einen Blick auf den fruchtbaren Kessel der großen Dörfer drunten ihr kärgliches Gewese mit dem glücklichst gemächlichen Leben in der Ebene zu vergleichen.

Nur eine einzige, breitere Straße führt nach Nordwesten aus diesem Orte heraus, aber nicht zu den Menschen, sondern mitten in das Schweigen tageweiter Wälder hinein, gerade wie ein Pfeilschuß, Stunden und Stunden lang in derselben Richtung, ohne je einen Schritt rechts oder links abzuweichen, und wer je aus dem verlorenen Hüttengut anfängt, auf diesem Wege der Einsamkeit zu entfliehen, den fällt nach nicht zu langer Zeit die leise Furcht an, dieser Weg führe nicht mehr in die Welt zurück, sondern unabwendbar in die Ewigkeit hinein, so groß, aber trostlos, so erhaben, aber bedrückend ist diese Straße, der deshalb das Volk den Namen „Ewigkeit“ gegeben hat. Und dieses selbe Volk, das in seiner aus der Tiefe aufsteigenden Empfindung für eine Straße einen solch treffenden Namen gefunden hat, ist auch der festen Überzeugung, die Magie des

merkwürdigen Waldweges rühre eigentlich von dem geheimnisvollen Gebilde her, das, ein wenig im Buschwerk versteckt, rechter Hand nicht allzuweit vom Beginn der Ewigkeit steht. Es ist der steinerne Mann, der in der ganzen Gegend bekannt ist, eine klobige Figur über Menschengröße, grob zurechtgehauen, mehr einem Götzenbild ähnlich, das von selbst einmal aus dem Boden gewachsen zu sein scheint. Starr und ohne Gelenk steigen seine Beine aus dem Beerkraut. Zwei lange Arme mit unvollkommenen Andeutungen von Händen sind wie Pfähle an den plumpen riesigen Rumpf gedrückt, und auf den breiten Schultern sitzt fast ohne Hals ein ungewöhnlich großer Kopf, dem die Ohren fehlen und dessen Rinn kaum vorhanden ist. Der Mund ist ein tiefer lippenloser Strich, die Nase ein kleiner, runder Höcker. Aber aus den grauen Augenlöchern starrt eine zeitlose, uralte Unheimlichkeit, ein allhintreffender Blick, der das Sehen nicht notwendig hat, ein Wissen um den Allsinn ohne Sinne.

Seit wann sich der steinerne Mann dort unter den Bäumen aus dem Buschwerk reckt, weiß man nicht zu sagen. Denn wenn er in der Ewigkeit steht, kann er doch wie sie keinen Anfang gehabt haben. Gleichwohl gibt es auch im Hüttengut wie drunten in der Welt Menschen, die nur glauben, was sie greifen können, und verstehen, was sich nach Strich und Ziffer beweisen läßt. Die behaupten, der steinerne Mann sei von einem verrückten Steinmessen aus dem nahen Voigtsdorf zurechtgepüldelt worden. Ja, diese Leute, die in den eignen Klugtopf dermaßen eingesperrt waren, daß sie weder sehen noch hören konnten, wußten sogar den Namen dessen, der den steinernen Mann gemacht haben sollte. Und einmal, als sie mit ihm zur Zeit des Frühlingsneumondes in der Hüttenguter Schenke saßen — es war Brunner Joseph mit der hängenden rechten Schulter und den entgleisten Augen —, machten sie, von dem genossenen Brantwein angestachelt, kurzen Prozeß und sagten es ihm auf den Kopf, daß niemand anders als er den steinernen Mann an der Ewigkeit aufgestellt habe. Brunner Joseph ließ auf diese Behauptung der aufgeregten Hüttenguter seine rechte Achsel noch mehr hängen und sagte lange kein Wort. Dann bemühte er sich, seine Augen zu einem einhelligen Blicke zusammenzureißen, nickte bejahend die Runde der vier, fünf Männer an und sagte: „Nu jaja, ihr Männer, das war euch ein Ding.“ Allein, weiter kam er nicht. Seine Augen verschoben sich vollständig, daß man nur noch das Weiße sah, und sein Gesicht wurde kaltbleich. Er stand auf und ging, ohne noch einen Laut von sich zu geben, hinaus. Raun daß die betroffenen Zurückgebliebenen das Einschnappen der Haustür gehört hatten, ging ein Gepolter wie von rollenden Steinen über das Schindeldach der Schenke, und als die Männer hinausliefen, um zu sehen, woher dieser Spektakel rühre, blies von der Ewigkeit her ein so wildes Schnauben, daß sie es für geraten fanden, schnell in die Stube zurückzukehren.

Den Brunner Joseph, der darüberher gewesen war, sich als den Schöpfer des steinernen Mannes auszugeben, fand man am anderen Morgen auf dem Wege nach Voigtsdorf tot, mit umgedrehtem Genick. Dieser Vorfall ereignete sich im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts, und er ist verbürgt, wenn auch nichts davon in irgendeinem Buche geschrieben steht, denn er prägte sich in die Herzen der Menschen ein, und das nicht bloß jener paar Männer, die den Zornesausbruch

des steinernen Mannes in der Unglücksnacht erlebt hatten, so daß keiner es seitdem mehr wagte, sich durch Vorwitz gegen den Unheimlichen zu versündigen. Der Glaube wurde wieder allgemein, der steinerne Mann habe seit je dort im Walde gestanden, versunken im rätselhaften Sinn der Jahrhunderte, scheinbar vollkommen gleichgültig gegen die Geschehnisse der Menschen, doch nie ganz tot, ohne Ohren alles hörend, mit einem schlaglosen Herzen, das aber immer wach war und ihn antrieb, allen beizuspringen, die entweder an der Not des Glückes litten oder von den Peinigungen des Lebens bis hart an einen Abgrund gedrängt waren.

In jener Zeit der Erschütterung über den geheimnisvollen Tod des Voigtsdorfer Steinmehrs wachte auch die fast verschüttete Erinnerung an die Begebenheit wieder auf, durch welche die Leute das erstmal von dem Dasein des steinernen Mannes im Walde erfuhren. Sie soll sich in der Zeit zugetragen haben, als der alte Fritz mit den Österreichern den langen, schweren Krieg um den Besitz Schlesiens führte. Viele Adlige dieses Landes hielten damals noch zu dem Kaiserhause in Wien und wiegelten im geheimen das Volk gegen den nordischen Eindringling und Räuber auf. Unter ihnen war der Graf Herberstein einer der Rührigsten, der in dem zwei Wegstunden entfernten Dorfe Grafenort an der Neiße eine ausgedehnte Herrschaft sein eigen nannte, die der Familie heute noch gehört. Seine größten Besitzungen lagen in Steiermark. Von dorthier kam er dann und wann heimlich über die neue Grenze, hielt sich in seinem Grafenorter Schloß verborgen und betrieb von da die Spionage und Aufwiegelung im Interesse Österreichs. Wohl waren die Preußen auf der Hut und hatten schon lange Kenntnis von den heimlichen Verrätereien des Grafen, konnten ihn aber niemals fassen. In einer Herbstnacht, als der Herbersteiner wieder einmal in seinem Grafenorter Schloß weilte, erschien eine kleine Abteilung preussischer Infanterie, von einem bestochenen Gutschreiber benachrichtigt, im Dorf und drang durch das verschlossene Parktor, das sie mit Ästen einschlugen, ins Schloß. Nachdem sie es umstellt hatten, wurde es vom Keller bis unters Dach nach dem Verräter durchsucht. Es war vergeblich. Der Missetäter war wie in die Luft geblasen. Als Knecht verkleidet, hatte er sich durch ein verborgenes Hinterpförtchen, hart an einem preussischen Soldaten vorbeischlüpfend, geflüchtet. Allein, kaum daß er in der Dunkelheit untergetaucht war, überfiel den Soldaten wie ein Blitz das Wissen, wer der Knecht gewesen sei, der ihn fast umgerannt hatte. Er schlug Alarm und nahm mit einem herbeigeeilten Kameraden sofort die Verfolgung des Flüchtlings auf, den sie schon nach einer halben Stunde fast erreicht hatten. Aber der Herbersteiner lief wie der Teufel. Die Feinde waren ihm immer auf den Fersen, doch er entkam ihnen stets. Selbst als der zu Tode Geängstigte den Wald erreicht hatte, blieben die Preußen wie hartnäckige Spürhunde auf seiner Fährte. Und wenn der steinerne Mann sich des Herbersteiners nicht erbarmt hätte, wie die Sage erzählt, wäre er verloren gewesen. Der Wald, in dem der Urweltliche stand, gehörte seit Jahrhunderten dem Geschlecht des flüchtigen Grafen. Um sich also für den Schutz dankbar zu erweisen, der ihm so lange zuteil geworden war, beschloß der steinerne Mann, dem Verfolgten zu helfen. Alsobald ließ er es um die Häsher von Füchsen und

Sunden derart bellen, daß sie ganz verwirrt wurden, weil sie glaubten, in die wilde Jagd geraten zu sein, und als sie, von einem kernigen Fluch gestärkt, dennoch die Verfolgung bald wieder aufnahmen, stieß ihnen der Waldunhold dergestalt alle Steine wider die Füße, daß sie aus dem Stolpern und Fallen gar nicht mehr herauskamen und all ihre Wildheit zusammennehmen mußten, nicht ermattet unter den Bäumen liegen zu bleiben. Als sie so mit Not und Mühe auf der Höhe des Bergzuges angekommen waren, hörten sie nicht weit vor sich in der Nacht das Stöhnen und plumpe Weitertorkeln eines ermüdeten Menschen. In der Meinung, das sei kein anderer als der gräßliche Verräter, drangen sie ermuntert dem Pfeifen des abgetriebenen Altenis und dem taumelnden Stolpern nach. Lange ging das Kreuz und quer durch den dichten Wald, und die ärgerliche Furcht kam schon über die Preußen, von irgendwas vollkommen in die Irre geäfft zu sein, als der Vorderste unvermutet den steinernen Mann vor sich sah. Er war der festen Überzeugung, die Gestalt, die im ersten Morgengrauen, kaum zwanzig Schritt stumm und bewegungslos vor ihm stand, sei niemand anders als der verfolgte Herbersteiner, der wohl vor Schreck starr, aber doch feck und zu allem entschlossen, dem Angriff seiner Verfolger entgegenstehe. Der Preuße wartete, den Feind nicht aus den Augen lassend, die Ankunft seiner zurückgebliebenen Kameraden ab, uns als sie nahe bei ihm waren, schrie er aus Leibeskräften: „Wer da?“ einmal, zweimal und feuerte nach dem dritten Ruf sein Gewehr gegen den trotzig aufrechten Rebellen. Der Schuß krachte durch den schweigenden Wald und im nächsten Augenblick fiel der Preuße mit leisem Aufschrei hintenüber zu Boden. Die Kugel war an dem steinernen Leib des Uralken abgeprallt und hatte den Schützen mitten in die Stirn zu Tode getroffen. Wohl stürzten sich die andern nun mit gezückten Fäschinmessern auf den vermeintlichen Grafen, um den Tod ihres Kameraden blutig zu rächen. Aber als sie zum Grafen nahe bei ihm waren, sahen sie sich keinem Menschen, sondern dem steinernen Mann gegenüber, der sie aus seinen Augenlöchern regungslos und verächtlich musterte.

In grimmiger Betroffenheit luden die Soldaten den Toten auf zurechtgebaute Stangen und trugen ihn schweigend über den Berg hinunter. Der steinerne Mann aber lachte lautlos hinter ihnen her, weil ihm alles so gelungen war, wie er es sich vorgenommen hatte, denn währenddessen war der Herbersteiner durch Pohlendorf auf einem geheimen Schrimweg, der noch heute wegen der verzweifelten Flucht der Todesangststeig heißt, über die nahe Grenze entkommen. Freilich blieb dem Grafen die Rettung durch seinen steinernen Gast verborgen; aber die Sage, die alles Menschenmerkwürdige achtsamen Geistes sammelt, bewahrte auch diese Geschichte von der Errettung des verräterischen Grafen durch den steinernen Mann an der Hüttenguter Ewigkeit und offenbarte sie betrachtenden Gemütern, die zwischen Traum und Tag den Rätselfn der Menschenerde nachsinnen. Sie haben es auch erfahren, daß der steinerne Mann in der Treue zu seinem gräßlichen Grundherrn und in der Abneigung gegen die Räuberei des alten Frits nie nachgelassen hat. Denn als die kleine Trußburg, das Fort Wilhelm in der Nähe von Hüttengut, das, nach den Ideen des großen Preußenkönigs, unter seinem Nachfolger erbaut, in frühzeitigen

Verfall geriet und von den Voigtsdorfer Besitzern zum Bau ihrer Häuser abgetragen wurde, sah man den steinernen Mann manche Nacht pfeifend auf den Trümmern lustwandeln, während er scheinbar unberührt in seinem Busch stand.

Seitdem hat er sich auch nie mehr in die Politik der Großen eingemischt, sondern fand sein Genügen darin, das Leben der Umgegend zu beobachten und dann und wann, wenn es notwendig war, ihre Geschicke zu lenken.

Besonders nahm er sich der bedrängten Liebesleute an und hielt dabei, weil er doch eben Mann war, immer mehr zu den Frauen und Mädchen als zu den Männern und Burschen. In Eehändel mischte er sich fast gar nicht; denn haben erst zwei als Mann und Weib ihr Geschick miteinander vermischt, wird es selbst Gott im Himmel schwer, den Streit so säuberlich zu schlichten, daß jeder mit dem Urtheil ganz zufrieden wäre. Flammen kann man mit dem schärfsten Messer nicht auseinanderschneiden, und ist der Keil erst in Holz getrieben, so braucht der Keil das Holz und das Holz den Keil. Doch immer, wenn zwei junge Herzen in Liebe nacheinander züngelten, so fing das Moos in den Augenhöhlen des steinernen Mannes zu schimmern an, sein verwittertes Gesicht glänzte in verschmizter Weisheit, und er wurde nicht müde, so lange geheimnißvoll aus seiner Verborgenheit zu locken, bis die beiden von ungefähr sich bei ihm einfanden und in seinem Schutze das erste Fest der Liebe feierten. Hin und wieder wurde freilich dem steinernen Mann sein Geschäft recht schwer gemacht, besonders wenn die beiden Eltern des Liebespaares wie feindliche Böcke gegeneinander standen. Dann peinigte er die Widerhaarigen mit ängstlichen Träumen, drückte sie als Alb bei Tag und Nacht und griff mit so viel Wenn und Aber störend in das Räderwerk ihrer böswilligen Gedanken, bis sie verwirrt nicht mehr ein noch aus wußten und endlich in Gottes Namen Ja sagten. Immerhin kam es manchmal vor, daß all diese geheimen Drangsalierungen an dem harten Kopf eines Vaters oder dem verbiesterten Herzen einer Mutter machtlos abprallten. Dann blieb dem Buschalten nichts übrig, als sein letztes Mittel anzuwenden. Er lockte die hoffnungslos Unglücklichen zu einem letzten Stelldichein in seine Verborgenheit, besänftigte erst behutsam die Bitterkeit ihrer aufgewühlten Herzen und blies dann immer mehr und mehr das Feuer ihrer Liebesleidenschaft an, bis die beiden in hellen Flammen standen und nichts mehr von der Erde wußten. Hatte er es glücklich soweit gebracht, so hieß er sie hinter seinen Rücken gehen und im Beerkraut die Brautnacht feiern. Indes die Entrückten sich umarmten, wurde selbst der steinerne Mann von ihrer Menschenfeligkeit ergriffen. Die Verliebten hörten ihn schwer atmen, daß der Wald leise brauste, und wenn das Paar danach, vom Taumel der Leidenschaft noch ein wenig schwankend, beim Heraus schlüpfen sich leicht an ihren Beschützer anhalten mußte, so erstaunten die beiden, weil der steinerne Mann sich warm anfühlte, als sei er ein Mensch.

Solange sich der Buschalte zurückerinnern konnte, hatte dieses letzte Mittel zur Rettung unglücklich Liebender immer geholfen. Denn sobald die Mutter des Mädchens an ihr den Segen erkannte, den er gestiftet hatte, begann sie schnell die Ehebetten zu schütten, damit es nicht vor der Trauung schon schreie. Mochten

sittliche Silbenzähler auch über die Verbindungen entrüstet sein, die der steinerne Mann auf diese Art im Walde zustande brachte, an dem Zeitlosen ging Schimpf und Schande spurlos vorüber. Er blieb gleichmütig und regungslos an seinem Platze, der ihm nach einem solch bunten Handel ganz besonders behagte, und ging eine der jungen Frauen, der er zu ihrem Manne verholten hatte, nach Jahren vorbei, so verlangsamte sie wohl in der Erinnerung an die glückliche Stunde ihren Schritt und sah mit verstohlenem Lächeln zu ihm hinüber. Das rührte den Alten immer dermaßen, daß er versucht war, auf sie zuzuspringen und sie in die Arme zu schließen. Allein er besann sich jedesmal rechtzeitig, wie er damit das junge Weib zu Tode erschrecken würde, blieb gelassen unter den Bäumen und begnügte sich damit, ihr schmunzelnd nachzusehen, bis ihre wogenden Hüften im Grün verschwunden waren.

Mit solchen Liebesgeschichten vertrieb sich der Alte Jahrzehnte die Langeweile und war eigentlich recht zufrieden mit dem Erfolg seiner Tätigkeit, denn wenn die Ehen, die am steinernen Mann ihren Anfang nahmen, auch nicht gerade die ruhigsten waren, zum völligen Verfall kam es bei keiner. Ohne Leib keine Liebe und ohne Liebe kein Leben, bei diesem Grundsatz blieb der steinerne Mann und handelte auch danach, bis er eine Erfahrung machen mußte, die ihn aufs tiefste gegen die Menschen erbitterte. Es ist die schreckliche Geschichte mit der ältesten Tochter des Holzschlägers Schirmek, der aus Böhmen nach Hüttengut eingewandert war. Von Kindesbeinen an schwirrte das Mädchen wie eine wilde Hummel, schwarzäugig, kraushaarig, stark und schön. Raun daß ihr die Sacke über der Brust zu spannen begann, so fing sie an, den wenigen jungen Burschen die Köpfe zu verdrehen und mit ihnen im Walde um den steinernen Mann zu schäkern. Obwohl der Alte seit je eine besondere Vorliebe für die Übermütigen und Anbändigen hatte, verscheuchte er doch lange das Mädchen aus seinem Bereich und war unerbittlich wachsam, daß das Getändel hinter seinem Rücken nie in die letzte Hise sich steigerte. Denn wenn er spürte, daß die Schirmek so weit verwirrt war, mit geschlossenen Augen in die Glut zu stürzen, rumpelte er etwa mit einem Holzfuhrwerk auf der Straße, ließ den Förster mit seinem Hund auftauchen oder zog einen gelehrten Wanderer von der Straße zu sich herüber, der auch kam und sich den steinernen Mann von allen Seiten eingehend betrachtete. Mit tausend Listern brachte er das Mädchen so immer wieder zur Besinnung. Und wenn auch die Schirmek, der böhmische Anband, die Unschuld längst verloren hatte, so verhinderte der Alte doch das Wüten des letzten Brandes. Unter vielen Schwierigkeiten brachte er das Mädchen in das volle Magdtum hinein und überlegte gerade Tag und Nacht in seinem feinstillen Herzen, wie den Stürmen zu begegnen sei, die nun doppelt heftig über sie hereinbrechen mußten. Da erfuhr er, daß die Schirmek Hüttengut verlassen hatte, weil sie bei einem reichen Bauern drunten in der Ebene in Dienst getreten war. Wohl beschlich den Alten bei dieser Kunde eine gewisse Trauer, weil ihm das schöne Mädchen durch die jahrelange Sorge um ihr Wohl immer lieber geworden war, doch atmete er auch erleichtert auf, der unmittelbaren Verantwortung nun überhoben zu sein, und beschränkte sich darauf, ihr dann und wann schreckhaft und mahnend im Traum zu erscheinen. Allein, obwohl der steinerne Mann mit seiner Macht weit

über das Menschenwesen hinausreicht und einen fast bodenlosen Sack geheimer Kräfte besitzt, die vollkommene Herrschaft über das Menschenschicksal steht ihm nicht zu Gebote. Dieser Ratschluß steigt aus den Abgründen Gottes, dessen Güte noch härter ist als der Stein des Alten im Busch, und der dabei doch alles mit der Waage einer Liebe schätzt, die nicht von dieser Welt ist. Solche Erwägungen erleichterten den verschwiegenen Kummer des steinernen Wald-einsiedlers. Außerdem wurde er einige Monate nach dem Weggange der Schirmek in einen Streit mit dem Oberförster Steyde zu Nesselgrund verwickelt, dessen Pferde vor ihm scheu geworden waren und den Wagen in Trümmer gerast hatten. Deswegen mußte der steinerne Mann alle Kräfte zusammennehmen, weil der ergrimnte Grünrock ihn nicht nur einen lächerlichen, unnützen Popanz genannt, sondern sich sogar vorgenommen hatte, seinen Leib in Stücke zerpüdeln zu lassen und ihn so vom Erdboden zu vertilgen.

Das war der Grund, warum es dem steinernen Mann entging, daß die Schirmek wieder einige Monate später ungesehen nach Hüttengut heraufkam, sich heimlich ihres Kindes entledigte, das sie von dem Dienstherrn empfangen hatte, und seine Leiche unter die Pflaumenbäume des väterlichen Gartens verscharrte. Ja, als nach einem Jahr das höllische Mädchen das gleiche Verbrechen in derselben Weise verübte, merkte der Buschalte wieder nichts, weil die Empörung über den Oberschießer aus Nesselgrund so gewaltig in ihm umging, daß er auf nichts anderes achtete. Aber da sein früherer Liebling, die zu einem vollkommenen Lastermensch herabgesunken war, ein drittes Mal ihre Dirnenfrucht unter die Hüttenguter Pflaumenbäume grub, wurde der steinerne Mann aus der Lethargie seines alten Hasses gerissen. In einer schlaflosen Nacht hörte er nämlich aus der Gegend von Hüttengut den ersticken Angstschrei eines kleinen Kindes und spürte darauf die Erde von den Todeszuckungen seines Leibes schwach erbeben. Mit einem war der Buschalte von den Umklammerungen seines Jornes befreit und sah deutlich mit dem allhintreffenden Gesicht seiner versunkenen Augenhöhlen, wie der verbrecherische Unmensch von Mutter die Rasenstücke auf der eingetretenen Grube festdrückte und dann eilig durch den Wald hinunter ins Land floh. Einige Tage stand der steinerne Mann ganz zerfallen und starr vor Schrecken. Als er sich von der Betäubung erholt hatte, beschloß er, sofort an die Verfolgung der Mörderin zu gehen. Ihrer Mutter flüsterte er die Beobachtungen, die er gemacht hatte, ins entsetzte Herz. Die Nachbarn klärte er über den Ursprung des kleinen Schreies auf, den sie auch gehört hatten. Das Gerücht über die Untat rauchte bald aus allen Essen Hüttenguts und der Umgegend. Währenddessen trabte der steinerne Mann hinter der Fliehenden her, von niemand gesehen als von den verzweifelten Augen der Verlorenen. Wo sie ging, hörte sie sein schweres Tappen. Schweigend stand er am Bett, wenn sie sich niederlegte, und sah sie durchbohrend an. Wollte sie essen, so würgte er sie am Hals, daß kein Bissen hinunterzubringen war. Und da trotz all dieser Peinigungen die Hartnäckige sich noch immer nicht ergeben wollte, legte ihr der steinerne Mann in einer Nacht die kalte Leiche des letzten Kindes an die Brust und sang dazu mit leiser Glücksstimme das Wiegenlied, mit dem die Mutter der Verlorenen sie einst in Schlaf gesungen hatte. Das zerriß der Verfehmten

das Herz. Sie sprang vom Bett, lief auf die Straße und ließ sich von dem ersten Polizisten, den sie traf, festnehmen und ins Gefängnis führen.

Aber nachdem der steinerne Mann die Unglückliche in die Arme des Gerichtes geholt hatte, wallte sein Herz von mitleidsvollem Erbarmen über, so daß er ihr in der letzten Not beistand. Als sie im Zuchthaushof zu Schweidnitz vor dem Richtblock stand, erschien ihr der steinerne Mann wieder, aber nun verklärt, im seligen Lichte des frühlingjungen Waldes, und lächelte sie liebevoll an. Das brachte ihrem Herzen ein qualvolles Glück, daß sie den Streich des Senkers nicht fühlte.

Nach dieser graufigen Unternehmung versiel der steinerne Alte zusehends, daß sein verwittertes Gesicht kaum wiederzuerkennen war. Ja, er verwünschte manchmal geradezu sein Dasein, und als er einst den Tod auf der Ewigkeit vorübergehen sah, der in Süttengut zu tun hatte, rief er ihn an, herüberzukommen und ihm den Garaus zu machen. Der Knöcherne stuzte wohl und blickte um sich, zu erfahren, woher der Ruf komme. Aber als er den steinernen Mann gewahrte, schüttelte er höhnisch lächelnd den Kopf, zog den grauen Mantel fester um sein Gerippe und ging ruhig weiter. Der Mond sah gleichgültig und kalt auf den gramvollen Alten, die Sterne tanzten über ihn hin, der Wind polterte durch die Bäume, ohne auf ihn zu achten, und selbst das Wild machte einen großen Bogen, wenn es in seine Nähe kam. Ihm war, als sei er von allen ausgestoßen und verachtet. Zu all dieser Not stand eines Tages gegen Abend der Oberförster Skedy aus Nesselgrund vor ihm, der Mann, den er unter allen Menschen am meisten haßte. Er war ein großes Stück vorher vom Wagen gestiegen und hatte die letzte Strecke zu Fuß zurückgelegt. Deswegen hatte der steinerne Mann, der nur immer in einer steten Finsternis des Gemüthes vor sich hindämmerte, sein Nahen nicht vernommen. Sicher hatten auch unter dem Druck der unausgesetzten Niedergeschlagenheit seine geheimen Kräfte stark abgenommen. Vornehmlich mußte die Gabe des Fernwissens, die er doch in so großem Maße besessen hatte, fast vollkommen verschwunden sein. Denn sonst wäre dem Buschalten die am Morgen desselben Tages erfolgte Amtsentsetzung des Oberförsters wegen Fälschung und Unterschlagung nicht verborgen geblieben. Wenigstens hätte er wissen müssen, daß diese letzte Fahrt durchs Revier Skedyes Abschied von dem Walde war, dem die einzige reine Liebe gegolten hatte, die in seinem stolzen, aber vollkommen durchjauchten Herzen noch lebte.

Der Oberförster ging immer nur wild in sich hineinbohrend die schon merklich eingebunkelte Ewigkeit hin. Als er an dem steinernen Mann angekommen war und hinüberlugend dessen unförmigen Kopf aus dem Grün ragen sah, brach er laut in helles Gelächter aus. Dann ging er, bog die Zweige beiseite, stellte sich vor ihn hin, sah ihn von oben bis unten an und brach in einen neuen Lachstoß, aber nun bitteren Hohnes aus: „Ja, ja“, rief er laut aus, „so ein steinernes Nas steht noch mitten im schönen Wald, und ich muß gehen; ich, der Oberförster Skedy, werde fortgejagt, wie ein räudiger Hund. Pfui Teufel!“ Damit spuckte er dem steinernen Mann mitten in das verwitterte gramvolle Gesicht. Auf diesen neuen Schimpf, der ihm von seinem erbärmlichen Feinde angetan worden war, öffneten sich die tiefsten Wesensschlünde des Uraltens. Sein Gesicht

bekam den Ausdruck drohender Dämonie, und aus den Augenhöhlen brach das Grauen eines unentrinnbaren Abgrundes. So überwältigend, so vernichtend stürzte sich mit eins die Erkenntnis, daß alles verloren sei auf Skjende, daß er furchtsam zurücktrat und alles um ihn zu wirbeln begann, und als er verstört aufblickte, sah er, wie der steinerne Mann nickte und mit dem rechten Arm hinter seinen Rücken langte. Ins Innerste getroffen, trat der Oberförster zurück, ließ die Zweige zusammenschlagen, bestieg schweigend den Wagen und fuhr, dumpf und fassungslos vor sich hinbrütend in sein Haus. Lange stand er dort wie betäubt in dem Vorraum und konnte nicht herauskommen, was das zu bedeuten hatte, das er eben mit dem steinernen Mann erlebt hatte. Ja, je hartnäckiger er darauf bestand, die traumhafte Benommenheit abzuschütteln, die wie mit lautlos geisternden Eulenschlägen auf ihn eindrang, desto tiefer versank er darin, daß er sich am Ende wie eine Halluzination seiner selbst vorkam und im Ringen um seine Wirklichkeit begann, seinen Körper mit den Händen abzutasten. In dieser wachenden Schlafbenommenheit ging er dazu über, die Wände abzufühlen, und als er an die dort hängende Jagdflinte kam, nahm er sie vom Nagel, überzeugte sich, daß sie geladen sei, tappte in das Schlafzimmer, machte Licht, entsicherte das Gewehr und trat darauf vor den großen Spiegel. Aber er sah sein Gesicht nicht darin, sondern erblickte in dem rätselhaften Zwang, unter dem er stand, den steinernen Mann am Wege der Ewigkeit vor sich, wie er mit dem rechten Arm hinter seinen Rücken langte. „Aha, so hat er es gemacht“, sagte Skjende lautlos, legte die Flinte an dem Rücken hinauf, bog den Kopf zurück auf die Mündung des Gewehres und drückte los. Als die Leute auf den Schuß ins Zimmer stürzten, lag Skjende tot vor dem Spiegel, ein Lächeln der Zufriedenheit im Gesicht.

Der Knall, mit dem die Seele des Oberförsters aus der Welt hinausgeschossen worden war, fuhr durch die Holzwände des Forsthauses und drang rundum in den Wald, daß das Wild aus dem Schlafe schreckte. Als er, fast erloschen, zu dem steinernen Mann kam, ergriff den lauschenden Alten ein Beben, das durch seinen Körper lief. Denn er war auf das tiefste erschüttert, daß er nach dem RatSchluß des Ewigen wieder einen Menschen aus dem Leben hatte hinaustreiben müssen.

Diese Schwermut vermochte er mit nichts mehr zu überwinden. Die Bäume wuchsen höher und immer dichter um ihn. Er duldete es mit Gelassenheit und war zufrieden, als ihn die grüne Wildnis den Augen der Menschen fast ganz entrückt hatte. Nur in der Weihnacht fiel ihm die Erinnerung an sein früheres buntes Leben an. Dann, wenn in der Ebene drunten von allen Türmen die Mitternacht sang, blühte auf kurze Zeit über seinem Haupt ein seliges Licht. Seit dem Weltkrieg hat auch dieses Leuchten aufgehört.

Warum die Krippendorfer siebenmal Prozession gehen müssen

JOSEFA BERENS-TOTENOHL

Ein Bauer aus Krippendorf besaß einen großen Schatz, und das war ein Wetterhut, den hatte er auf einem Jahrmart von einer Zigeunerin erhandelt. Wenn er den Hut nur auf den Kopf setzte und ins Freie ging, dann gab es allemal Regen und war der Himmel auch noch so blau. Weil nun aber ein Bauer solches gerade gut gebrauchen kann, so war ihm der Hut über alles wert, und er hatte Angst, daß ihm der kostbare Schatz einmal abhanden kommen könnte. Also suchte er einen Platz, an welchem er den Hut verstecken könne, daß ihn keiner fände. Er sann und sann und wußte sich keinen Rat.

Er hatte aber eine sehr kluge Frau, die sagte: „Ei, so bringe den Hut doch in die Kirche zum heiligen Antonius. Der hat solange in der wilden Wüstensonne stehen müssen, mit bloßem Kopfe, ihm wird es eine besondere Freude sein!“

Gesagt – getan! Noch in derselben Nacht eilte der Bauer in die Kirche zu dem heiligen Mann. Er konnte ihn kaum finden, so dunkel war es darin. Nur das ewige Licht warf einen dünnen Schein zu dem Pfeiler hin, an welchem der Heilige lehnte.

„Ei, sieh nur, was ich dir bringe!“ begann der Bauer, „du kannst dich freuen. So brauchst du von Jesab nicht mehr kahlköpfig in deiner Wüste stehen, und hier in der Kirche, du Armster unter den Himmlischen!“

Der Heilige lächelte still, worüber der Bauer recht vergnügt wurde.

„Freust du dich so?“ fragte er, „doch mußt du mir eines versprechen: daß du den Hut keinem meiner Nachbarn oder sonst irgendeinem Menschen abgibst! Hörst du?“

„Das verspreche ich dir gern“, sagte Sankt Antonius, „wie sollte ich mir etwas abnehmen lassen? Das tut kein Heiliger! So dumm ist nicht einmal ein Bauer.“ Damit nahm er den Hut, setzte ihn auf seinen harten Kopf und nickte dem Bauern seinen Dank.

„Den haben wir sicher!“ freute sich der Bauer, als er zu seiner Frau zurückkam, und er schlief ohne Sorgen weiter, bis es Morgen wurde.

Nun machte sich aber der heilige Petrus daran, die Bauern auf der Erde ein wenig zu lupfen und behielt alle seine Wolken im Sack, so daß es nimmer und nimmer regnete. Da rotteten sich die Krippendorfer zusammen, holten unsern Bauern her, er solle seinen Hut aufsetzen, damit die Dürre ein Ende nähme. Weil nun auch seine eigenen Felder nach Regen lechzten, so fanden sie ihn schon in seinem Kirchenrock und auf dem Wege zu seinem heiligen Freund,

um den Hut zu holen. Kurz entschlossen gingen sie hinter ihm her in das Gotteshaus.

Sei! Wie stolz da der wilde heilige Mann in seinem Hute stand! Der lange Bart quoll ihm ordentlich wie eine weiße Wolke unter der breiten Krempe hervor, daß die Bauern stuzten, denn so mächtig kannten sie ihren Schutzheiligen gar nicht.

Als nun der Bauer sein Anliegen vorbrachte und um den Hut bat, da blizten ihn ein Paar Augen an, wie sie noch kein Bauer gesehen hatte, und sie wichen alle bis zur Wand zurück, denn sie kannten die Himmlischen doch nicht so gut wie ihre Kühe und Pferde. Auch unser Freund war zurückgesprungen. Doch dann kam er demütig und bat von neuem und erinnerte den Heiligen daran, daß man geliehenes Gut doch zurückgeben muß.

„Das könnte ich nicht, wenn ich auch wollte, seht!“ sagte der und zupfte an Hut und Mantel. Alles war fest wie ein gewachsen Stück. „So sind wir Heiligen, bei uns weht kein Zipfel im Winde!“

Da war guter Rat teuer. Die Bauern standen da, als regnete es in der Kirche und nicht auf ihren durstigen Feldern, und sie begannen zu fluchen und zu verwünschen.

Das hörte eine heilige Frau, die am Nachbarpfeiler lehnte. Sie war eine Königin und trug eine goldene Krone und schöne Gewänder. Ihr schienen die Bauern garstig, und sie drehte den Kopf her, winkte mit dem Palmzweig vor Entsetzen und sprach: „Haltet ein mit euren ungunen Reden, das ist nicht geziemend in der Kirche und nicht in meiner Gegenwart. Wenn euch der heilige Mann den Hut nicht abstehn kann, ei, so könntet ihr doch ihn selber mitsamt seinem Hut ein wenig in die Sonne tragen. Er steht hier viel im Schatten, und ist doch der Sonne zugewöhnt in seiner heißen Wüste. Nicht wahr, mein lieber Freund und Nachbar?“

Wie da der große Heilige seiner königlichen Freundin zulächelte! Die Bauern traten mutig wieder näher heran. Vor der Königin aber falteten sie ordentlich ihre harten Hände.

„Wie klug doch die Frauen sind!“ meinte der eine. „Ja, aber nur die himmlischen“, sagte der andere, das war aber nur der Schneider, der keine klugen Frauen leiden konnte.

Siehe, da begann die liebliche Stimme von neuem: „Und wenn ihr meinen Freund, den heiligen Antonius, in die Sonne hinaustraget, so lasset ihr mich etwan mit euch spazieren. Ich will euch gern helfen beten und singen. Aber meinen Baldachin müßt ihr über mir tragen, denn ich bin königlich gewandet.“

Wie die Bauern diese wunderbare Frau anhörten! Eher noch als der heilige Mann fand sie die nötigen Hände, die sie tragen wollten. Auch der Herr Pfarrer war hinzugekommen, die Mesnerknaben schwenkten das Rauchfaß, der Rüstler harrte, und schon begann die Prozession mit dem heiligen Antonius und seiner heiligen Nachbarin. Sie hatte den Baldachin über sich.

Die Prozession ging durch Felder und Fluren, und wo sie kam, regnete es, daß den Bauern das Herz im Leibe lachte. Der heilige Antonius trug seinen Hut,

als wäre er's nie anders gewohnt gewesen, und als hätte er nie in der heißen Wüstensonne gestanden.

Das war die erste Prozession in Krippendorf. Weil aber der Anlässe zum Regnen im Laufe des Jahres sehr viele sind, und weil zwischen Säen und Ernten manches aus des Herrgotts gütigen Händen gespendet werden muß, so war bald die zweite nötig, denn die Saat wollte wachsen; die dritte kam, daß sie Blüten trieb; die vierte, daß die Frucht schwoll; die fünfte, daß die Wiesen üppig wurden; die sechste, daß die Kartoffeln gut ansetzten; und die siebente endlich — es war schon Herbst, und die Bauern wußten nicht, wozu sie noch Regen brauchten — die siebente hatte ihren besonderen Grund. Sie gingen und holten den geduldigen heiligen Mann noch einmal vom Pfeiler, und die Königin dazu, damit der eitlen Schulden-Lies der Hochzeitstag verregne, denn sie war der schönste und reichste Schatz im Dorfe und heiratete in die Stadt, und das mußte gestraft werden. Der heilige Wüstenmann verstand diese Bauernsünde und strafte sie recht-schaffen, und die fromme Königin half ihm dabei von Herzen.

Was die guten Krippendorfer in diesem sonderbaren Jahre aber begonnen und ihren Heiligen angewöhnt hatten, das durften sie im andern Jahre nicht unterlassen. So haben sie alljährlich sieben schöne Prozessionen, und wenn diese herum sind, dann ist auch das Jahr bald um, und Heilige und Bauern freuen sich gemeinsam auf das nächste Jahr.

Die Teufelsmühle

FRIEDRICH ALFRED SCHMID NOERR

Es war einmal eine gute Mutter, die wohnte in einem kleinen Haus auf einem Hügel im Unterland. An allen Fenstern blühten Goldlack, Würznelken und Akelei; aber im Vorgarten flammte ein Busch „Brennende Liebe“. Das war Fridolins, ihres einzigen Buben, Lieblingsstrauch gewesen und war ihm zugeseget von Geburt an. Die Mutter hatte den Ableger einstmals von des Vaters Grab genommen und hatte das Pflänzlein in die Gartenerde gesenkt unter frohen und schmerzlichen Gedanken, denn sie war Witwe geworden, sieben Monate, bevor sie ihren Sohn gebar.

Aber obwohl noch immer vom ersten Frühling bis ins letzte Spätjahr die vielen Blumen vor dem Häuschen weit den Hügel hinab leuchteten, so sah die

alte Mutter dennoch Tag für Tag und schaute lange Stunden ins Land hinaus. Und aus ihren Augen fiel Träne um Träne, ohne Unterlaß.

Denn sie wartete nun schon vier Jahre auf ihren Sohn, ob der nicht heimkommen wolle.

Als ein halbwüchsiger Bub war der Fridel einmal an einem schönen Morgen vor sie hingetreten und hatte gesagt:

„Frau Mutter“, hatte er gesagt, „ich muß in die Welt hinaus und mein Glück machen. Tu mir ein Hemd, ein Brot und einen Gulden in den Sack. Für das andere will ich selber sorgen.“

Was nützte es der guten Mutter, daß sie ihren Buben schalt, mahnte und bat? Der Fridel beharrte auf seinem Kopf, lachte und blieb steif bei seinem Vorsatz; und weil er seiner Sache gar so gewiß tat und auf keine Weise Ruhe gab, so packte ihm schließlich die Mutter den Ranzen und tat unter Weinen und Seufzen das Brot hinein und einen großen Schinken, das Hemd und dazu einen ganz neuen Anzug, und statt des einen Gulden dreißig Gulden. Das war all ihr Geld und Gut, und mehr konnte sie ihm nicht geben.

Da sagte der Bub fröhlich: „Vergelts Gott“, horchte nur mit einem halben Ohr auf den Segen, den sie über ihn sprach, und mit anderthalb Ohren auf den Postillon, der draußen vorüberblies, sprang zur Tür hinaus, erreichte gerade noch den Postwagen, schwang sich zum Rutscher auf den Bock hinauf und war, bis man auf drei zählt, den Augen der Mutter entschwunden.

Darauf war der Sommer hingezogen und ein Winter verging. Die Mutter hatte ihr Herz in Vertrauen und Geduld gefaßt. Wieder verstrich ein Jahr, und die Mutter kämpfte ihre Sorgen nieder mit Hoffen und Ausmalen, wo und wie der Fridel wohl inweilen sein Glück werde gemacht und gewiß auch schon werde angefangen haben, seine Heimfahrt zu bedenken.

Übermals nach einiger Zeit fand sie jedoch zu ihrem Schreck einen welken Trieb an ihres Buben Lieblingsstaude, obschon der Busch übrigens in vollem Flore stand. Von Stund an nahm ihre Unruhe zu, und Kummer überfiel sie, denn die Krankheit des Stockes „Brennende Liebe“ nahm trotz aller Pflege zu. Seitdem nun weinten die Augen der Mutter jeden Abend eine Stunde lang in die untergehende Sonne vor Gram. Die Tränen fielen auf Goldlack, Würznelken und Akelei. Da glänzten sie auf Blüten und Blättern eine kurze Zeit. Dann aber ging es jedesmal wie ein fast unsichtbares Rächlein von ihnen aus, und es zog mit dem leisen Abendwind ein feiner Dunst auf und davon, immer in der gleichen Richtung am rötlichen Abendhimmel hin. Aber die Mutter in ihren Sorgen merkte nichts davon. So ging das Sommer für Sommer, und Jahr für Jahr. Der Fridel kam nicht wieder, so sehr die alte Mutter sich härmte und grämte.

Der Bub war aber damals mit dem Postwagen fort und in die weite Welt hineingefahren, so weit, bis der Postillon an seinem Ziel war und sagte: „Hier ist Endstation.“

Da hatte sich das Büblein schön bedankt, einen halben Gulden Reisegeld bezahlt, und war zu Fuß weiter gegangen, so weit ihn seine Füße trugen und sein volles Ränzeln ihn geleiten mochte. Aber die Stiefel sind teuer und die Herbergen

rar, in denen nicht des Morgens in der Frühe der Wirt sagt: „Abendessen, Übernachten und wieder ein Essen macht soundsoviel“, und die Rechnung gleich noch einmal mit dem Trinkgeld multipliziert. So ging die schöne Jahreszeit samt den Gulden der guten Mutter zu Ende, und der kecke Fridel mußte scharf Umschau halten nach einem Unterschlupf für den Winter. Denn sein Glück hatte er mittlerweile noch keineswegs gefunden, aber harte Leute und verschlossene Türen in großer Zahl, seitdem er nicht mehr mit dem Geld im Sacke klingeln konnte.

Nun kam er eines Tages an eine abgelegene Mühle im Schwarzwald, die stand unter alten Almenbäumen, abseits vom Weg, über einer dämmrigen Bachschlucht, die zur Murg hinunterfiel. Das einsame Anwesen hatte ein gewaltig großes Hoftor, das stand sperrangelweit offen und schien unseren Wandersmann zum Hereinkommen geradezu einzuladen. Das Bürschlein besann sich auch nicht lange, bog ab von seiner Straße gen Hilpertsau und trat in den Mühlenhof. Der war weit und leer. An der einen Hofseite lag die Mühle, darin war das Mahlwerk in vollem Gange. An der anderen Seite lagen die Ställe und Scheunen; und zwischen beiden das stattliche Wohnhaus. Da klopfte das Büblein an. Und ein alter Mann öffnete ihm langsam die Türe. Das war der Müller.

„Was ist dein Begehrt?“ fragte der Müller.

Das Bürschlein, wie es die stattlichen Anlagen durchschritten und wohl betrachtet hatte, dachte sich in seinem Sinne: „Eine schöne Sache. Ob das nicht ein Glück wäre, auf solch einer Mühle zu sitzen, wo rechts das Korn in die Scheune fährt und links das Mehl aus der Trommel läuft, und in der Mitte kann man haushalten mit Essen, Trinken, Wohlsein und großer Herrschaft?“

Also antwortete es: „Mein Begehrt ist, ein stattlicher Müller zu werden.“

„So so, ein Müller willst du werden. Und gleich ein stattlicher?“ brummte der Alte. „Du kannst bleiben. Ich brauche einen Müllerknecht.“

„Abgemacht“, antwortete das Büblein.

„Komm herein“, sagte der Müller.

Nun trat der Fridel ins Haus, und da war es noch viel prächtiger und stolzer, als er von außen vermutet hatte. Es war alles im Haus nur vom Besten; die Gerätschaften aus altem, schön gearbeitetem Eichenholz und das Geschirr aus Silber und feinstem Porzellan. Aber still war es in allen Räumen, recht totenstill. Nur die Mahlgänge pochten dumpf, daß alle Wände davon leicht bebten. Vergebens wartete das Büblein auf die Frau oder die Magd oder sonst auf irgendein Wesen, das ihm „Grüß Gott“ gesagt und freundlicherweise das Ränzlein abgenommen hätte.

Statt dessen ging der alte Müller, ohne weiter ein Wort zu sprechen, hin und wider und brachte zu essen und zu trinken, lauter vorzügliche Speisen, aber alles kalte Platten. Er bedeutete den Buben, abzulegen, sich niederzusetzen und zuzulangen. Das tat er denn auch mit frischem Appetit, denn er hatte lange genug die Hosens draußen eng getragen. Der alte Müller sah zu. Er aß nichts und sprach nichts. Aber als sein Gast fertig war und satt und der Tisch wieder abgeräumt, winkte er und ging mit ihm in eine andere Stube. Da stand ein groß-

mächtiges Bett, voll mit hohen Daumentkissen, und da sollte der Fridel nun seine Wohnung haben.

„Gefällt es dir so?“ fragte ihn der alte Müller.

„Ja“, zögerte das Bürschlein, „aber —“

„Was für ein Aber?“ brummte der Müller.

Da sagte der angehende Müllerknecht, was ihn bedrückte: nämlich die große Stille und Ode im Haus.

„Das ist hier nicht anders“, entgegnete der Alte. „Die Mühle und das Hauswesen besorge ich allein; so entsteht kein Zank mit dem Gesinde und kein Streit um den Gewinn mit den Hausgenossen. Du bist der erste, den ich annehme, und das nur, weil ich alt geworden bin — und den Mühlstein vom Hofstor forthaben möchte.“ Den letzten Teil des Sazes hatte der Müller kaum hörbar vor sich hingemurmelt. Aber der Bub hatte ihn doch verstanden.

„Im Hofstor liegt doch gar kein Mühlstein?“ sagte er.

Da ging der Alte mit ihm ans Fenster, das öffnete sich auf den Hof hinaus, und gerade gegenüber stand das große Tor weit offen. Der Müller deutete in einen Winkel beim Tor. Da lag ein vermooster, alter Mühlstein, den der Fridel beim Hereintommen ganz übersehen hatte.

„Den Mühlstein dort wollt ihr vom Tor fortgewälzt haben?“ lachte er. Der Müller nickte stumm. „Das werden wir gleich haben!“ rief der Bub, sprang hinaus und suchte den Mühlstein zu heben und zu schieben. Aber wie er sich auch anstrengte, bis ihm der Schweiß ausbrach: Der Mühlstein lag wie angewachsen und tat nicht einen Ruck. Der Müller stand am Fenster und lächelte sonderbar. Dann rief er dem Fridel zu: „Warte! Du mußt die Bedingung ohnehin wissen!“ Er verschwand vom Fenster, und nach einer Weile ging die Haustür auf. Der Müller trat heraus und trat auf das Hofstor zu. Aber mit jedem Schritt, den er tat, hob sich und rückte der Mühlstein von selbst gegen das Tor und wuchs und wuchs und stand in der Einfahrt und schwoll und wurde breit. Und als der Müller am Hofstor angelangt war, da war es von dem Riesenmühlstein so genau zugeschlossen, daß keine Fliege mehr dazwischen hinaus- oder hereingetrochen wäre.

Der Müller wischte sich mit der Hand über die Augen. Dann trat er wieder langsam zurück und ging dem Hause zu. Und mit jedem Schritt, den er vom Tor hinweg tat, schrumpfte der Stein und schwand und schwand, bis er wieder als der unscheinbare, bemooste Mühlstein im Winkel lag und der Müller wieder gleichzeitig in der Haustür stand. Nun rief er den Buben zu sich und sagte: „Du hast jetzt die Bedingung gesehen, die dabei ist, wenn du bei mir ein stattlicher Müller werden willst. Du kannst hier bleiben und das Handwerk lernen, solange du magst. Jeden Tag deiner Lehrzeit bezahle ich dir mit einem Gulden. Das dauert ein Jahr. Jeden Tag deiner Gesellenzeit bezahle ich dir mit zehn Goldgulden. Das dauert zwei Jahre. Für jeden Tag deiner Meisterzeit zahl ich dir hundert Dukaten. Das dauert drei Jahre. Dann bist du mein Nachfolger auf der Mühle, und alles, was dazu gehört, ist dein. Aber an jedem Tag, den du hier bei mir zubringst, wächst der Mühlstein dort um einen Viertelzoll ins Hofstor hinein. Und zu seiner Zeit ist er für dich ebenso groß geworden, wie er es für

mich ist. Dann ist zugesperrt und du kommst bei Lebzeiten nicht mehr aus der reichen Mühle hinaus. Das ist die Bedingung.“

Unser Fridel war nicht auf den Kopf gefallen. Er sah, was zu gewinnen war, nämlich das eitle Glück und aller Reichtum; und auch, was auf dem Spiele stand: nämlich die Gesellschaft der Menschen und der Rückweg ins Freie. Und weil er so gescheit war, so mußte er über seine eigene Klugheit lächeln, als er frug: „Und auf jeden Tag zahlt ihr mir den bedungenen Lohn?“

„Ja“, sagte der Müller.

„Und jeden Tag wächst der Mühlstein nur um einen Viertelzoll, und ich kann nachmessen, und das gilt, ohne Falsch?“

„Ja“, sagte der Müller.

Da sprach das Büblein beherzt: „Eure Hand, Meister, der Vertrag gilt.“ Bei sich aber dachte er: „Nun hats keine Not. Ich bleibe und verdiene mir in ein paar Monaten oder auch Jährlein ein Heidengeld. Dann schlupf ich zum Tor hinaus, wenn der Mühlstein gerade noch soviel Platz läßt wie ein schlechter Schneideranzug.“

Und damit begann unser Bub ein Müllerknecht zu werden. Nun verging eine geraume Zeit. Die Arbeit war nicht schwer und das Leben in der Mühle ließ an guten Dingen nichts zu wünschen übrig außer dem einzigen: daß alle Speisen kalt auf den Tisch kamen und tagaus, tagein keine Menschenseele in der Mühle vorsprach, worüber sich Fridel nicht wenig den Kopf zerbrach. Denn es nahm ihn wunder, für wen er mit dem Müller zusammen alle die vielen Säcke band, da niemand kommen wollte, das Mehl abholen. Frug er den Müller, so brummte der nur: „Kommt die Zeit, kommt der Zahler“, und schwieg. Da wehte unserem Fridel die Einsamkeit manchmal recht merklich beim Halstuch hinein, und er mußte anfangs oft an sich halten, daß er nicht auf und davon lief.

Dafür wuchs aber der Reichtum in seinem Ränzle von Tag zu Tag. Anfangs zählte er die Gulden bis dreißig; das war das Geld, das er der guten Mutter zurückerstatten wollte. Dann zählte er bis neunzig. Denn er wollte das geliebene Gut dreifach zurückgeben; und er war schon in Gedanken stolz, in solcher Weise der Mutter begegnen zu können. Dann sammelte er eine weitere Summe für die Heimfahrt. Und als er auch die verdient hatte, da war seine Lehrzeit zu Ende und er dachte zum ersten Male an die Abreise.

Er ging zum Hoftor. Da lag der Mühlstein zwischen Tor und Mauer im Winkel, merklich gewachsen, aber noch immer wenig über mannsgröÙ, und ein Heuwagen hätte wohl immer noch leicht durch den Bogen ein und ausfahren können.

Nun bedachte sich der Fridel. Noch stand der Weg weit offen. Die zehnfach so reich bezahlte Gesellenzeit sollte beginnen. Bis jetzt war es nur ein Haschen und Knausern gewesen. Jetzt mußte das Glück erst anheben.

Und die Mutter fern in der Heimat? — Ach, die Mutter wußte ja, daß er ausgezogen war, sein Glück zu machen. Die wartete schon! Destomehr wollte er sie später verwöhnen.

So blieb der Fridel nun als Gefelle.

Am Abend dieses Tages war der Müller wohlgelaunt und gesprächiger als gewöhnlich. Er holte nach dem Abendessen eine Flasche Wein hervor, die dunkel war vom Alter, und schenkte sich und dem neuen Gesellen die Gläser voll. Schwarzrot schaukelte der Wein.

„Daß auf, Gesell“, begann er nach dem Zutrink, „du wirst heut vielleicht Antwort auf eine Frage hören.“

„Auf was für eine Frage, Meister?“ horcht der Gesell.

„Auf deine Frage nach dem Zahler“, sagt der Müller.

„Kommt endlich der Mehlkäufer?“

„Er kommt.“

„Heut Nacht noch?“

„Heut Nacht.“

„Bin neugierig, den zu sehen. Zahlt er auch gut?“

„Wirst besser schlafen gehen, als zu schauen“, raunzt der Müller.

„So? Wer soll dann aufladen?“ spricht der Gesell.

„Die Rappen fahren zur Bodenkufe herein. Der Zahler hat Knechte zum Aufladen.“

„Oho!“ Soll mich der Mehlmann um den Taglohn betrügen?! Daß doch seine Rappen samt seinen Knechten sich die Hälse brechen mögen!“

— Müd ist unser Müllerbursch. Raun kann er noch die Augen sperren. Der Müller gießt den Rest aus der Flasche, steht auf und geht ohne ein Wort aus der Tür. Der Gesell legt kreuzweis die Arme auf die Tischplatte und sinkt mit dem Kopf darauf. Bald wirbelts ihm drinnen und bald wirbelts auch draußen wie von wilden Träumen. Ein Windstoß fährt heran. Sturm heult ums Haus. Greuliches Unwetter bricht los. Roßgetrappel dröhnt unterm Dach. Gepolter und Schieben, Wetterleuchten und Gelächter ist oben, unten und überall. Einmal und zweimal taumelt der schläfrige Bursch auf, hört Pferdeschnauben, Füßetrampeln, Geldsäcke klirren, Lasten ächzen — und fällt mehrlos zurück, wühlt sich in Schlaf.

Am anderen Morgen war der Traum vergessen. Das Abendgespräch vergessen. Der Mehlkäufer vergessen.

Alles war vergessen, und der Mühlgeselle tat seinen Dienst wie zuvor. Genau übers Jahr kam in tobender Sturmnacht der Mehlkäufer wieder. Wieder trank auf den Abend der Müller mit seinem Gesellen eine Flasche von dem schwarzroten Wein. Und wieder verdöste Fridel die Nacht und das Unwetter und dachte am nächsten Morgen nicht mehr daran.

Das wiederholte sich so, Jahr um Jahr. Der Fridel kümmerte sich nicht mehr darum.

Als nun die zwei Jahre um waren, da konnte der Ranzen und der Kasten das Gold nicht mehr fassen, das er verdient hatte. Aber dafür sah er nun auch erst, was eigentlich Reichtum war.

Schweren Herzens ging er zum Hofstor. Da lag der Mühlstein mitten im Torweg. Und mit jedem Schritt, den der Bursche tat, sah er ihn wachsen. Und

als er im Torweg stand, da war der Mühlstein so groß geworden, daß er das halbe Hoftor versperrte. Aber ein Reiter konnte mitsamt seinem Pferd noch immer durchkommen, wieviel bequemer ein geschmeidiger Müllerknecht.

Der Gesell bedachte sich nicht lange. An die kalten Speisen hatte sich sein Magen schon gewöhnt. Die Gesellschaft des wortkargen Müllers genügte ihm völlig, denn unterm öfteren Rechnen und Rassenstürzen war er jetzt selber schon einfilbig geworden.

Nachdem er sich also über den Mühlstein im reinen war, sagte er zu sich: „Hier ist noch Platz für manchen Tag Hundertdukatenlohn!“ und lachte. Und da waren mit einemmal Mutter und Heimat aus seinem Gedächtnis wie fortgewischt.

So trat Fridel, der Müllergesell, als ein ausgewachsener Fridolin seine Meisterjahre an. Wohl fiel da bald seinem eng und geizig gewordenen Sinn ein neuer Umstand auf. Aber er maß ihm keine Bedeutung bei. Es hatte seit jüngstem der Müller die neue Gewohnheit angenommen, kurz, bevor die Abendsonne hinter den westlichen Bergen niedersank, seine Arbeit, es mochte sein, wie es wollte, stehen- oder liegen zulassen, und möglichst unbeschrien in den Hof hinauszugehen. Einmal überkam den Fridolin die Neugier, da schaute er dem Meister durchs Fenster nach. Da sah er den Müller, wie er scharf den westlichen Himmel in acht nahm und die Arme gegen die untergehende Sonne emporstreckte, daß es aussah, als wolle er sie mit seinen Händen herantinken. Als bald zog da ein rosenfarbenes Wölklein über das Mühlendach herein. Der Alte holte schnell ein grünes Tuch aus seiner Tasche und hielt es mit beiden Händen über sich. Das Wölklein schwebte leise nieder, regnete ein paar klare Tropfen ins grüne Tuch und war in einem Nu verschwunden.

Der Müller aber faltete sein grasgrünes Tüchlein behutsam zusammen und steckte es zu sich. Nach geringer Weile erschien er wieder in der Mühle und kehrte zu seiner vorigen Beschäftigung zurück, ohne weiter ein Wort zu verlieren. Das wiederholte sich von nun an Abend für Abend. Der dumpf hinbrütende Fridolin jedoch achtete auch darauf bald gar nicht mehr, denn alle seine Gedanken waren bei seinem eigenen Vorteil und Gewinn. So verging sein erstes Meisterjahr.

Da war das Hoftor vom Mühlstein verschlossen bis auf einen Spalt, da gingen immer noch bequem zwei Dünne oder ein Dicker hindurch. Das war mehr als ein Jungmeister braucht. Und das zweite Jahr ging herum: Da ließ der Mühlstein noch so viel Raum, als ein Mann nötig hat, der sich nicht eben schinden, aber doch gerade noch mit sauberem Ärmel hindurch will. Als das dritte Meisterjahr anfang, da hatte der Jungmüller überhaupt vergessen, daß er auf der Welt je irgend noch etwas anderes gewollt hatte, als täglich hundert Dukaten verdienen, kalten Braten und kalte Mehlspeisen essen und, statt in menschlicher Gesellschaft, sich mit dem Wühlen in Risten und Kasten voll Gold zu unterhalten. Und außerdem stand nun die Erbschaft der ganzen Mühle in greifbarer Nähe. Dies Ziel schien ihm vor jedem anderen so begehrenswert, daß er auch das letzte vergaß und von nun ab auch die Torprobe nicht mehr machte.

Nur ganz selten noch kam in stiller Nacht eine kaum mehr hörbare Stimme an sein Ohr. Aber Meister Fridolin wälzte sich in seinem Daunenbett auf die andere Seite und tröstete sich mit dem Gedanken, daß ja da draußen beim Tor noch immer so viel Platz zum Durchkriechen sein müsse, als ein gelenkiger Mensch wie er nötigenfalls beanspruche. So ging nun auch das dritte Meisterjahr allmählich zur Neige, und der alte Müller gab sich große Mühe, seinen Jungmeister bei guter Laune zu halten. Er nannte ihn schon ab und zu seinen lieben Sohn, und es war ihm anzumerken, daß er es manchmal kaum erwarten konnte, bis die Zeit abgelaufen und die Mühle übergeben wäre. Der Jungmüller aber schritt in dem schönen Anwesen schon ganz wie der künftige Herr umher. Nun fehlten nur noch vier Tage und drei Nächte bis zur Übergabe.

Am diesem Abend brachte der Altmüller wieder eine Flasche Wein auf den Tisch. Es war aber diesmal ein süßer Mustateller, so braun wie altes Gold. Und jetzt eröffnete der Alte dem Jungmeister, daß er in der Nacht des Besitzantrittes den Zahler selbst in der Mühle empfangen und die Rechnung mit ihm machen müsse. Das hörte der Fridolin mit Stolz. Es fiel ihm wohl bei, daß er all die Jahre her gar nicht mehr nach dem Mehlkäufer gefragt und alljährlich dessen Besuch in der Mühle verschlafen hatte. Aber das war ihm jetzt einerlei, und zufrieden mit dem, was er gehört hatte, ging er zu Bett.

In dieser Nacht hatte der Jungmüller zum ersten Male einen schweren Traum. Es träumte ihm, er stehe vor seiner Mutter Haus. Vom Garten herüber winkte ihm sein Lieblingsstrauch, die „Brennende Liebe“. Da wollte er durch die Gartenpforte eintreten, aber sie war verschlossen. Indem sah er, wie plötzlich ein Stengel der Staupe nach dem anderen sich schwarz verfärbte, umfiel und schon im Welken verfaulte. Ein schneidender Schmerz zuckte ihm durch die Brust, so oft ein neuer Trieb von dem Schaden ergriffen wurde. Und nun sah er auch die Ursache der Krankheit: ein häßlicher Wurm ringelte sich zwischen den Wurzeln des Busches hervor; und wo sein Geifer die Stengel traf, da legten sie sich sterbend um und sanken zur Erde. Wütende Angst ergriff ihn. Er wollte mit Gewalt in den Garten brechen, um den Giftwurm zu zertreten, aber er hatte nicht die Kraft und hing ohnmächtig am Gitter.

Da gewann er einen Blick durchs offene Fenster in das Haus und sah seine alte Mutter auf der Bahre liegen. Sie war tot. Aber ihre eingesunkenen Augen standen offen und schauten ihn wissend an. Ihr Mund tat sich auf wie mit schwerer Mühe, und er hatte den Anhauch zweier Worte noch deutlich im Ohr, als er vor zehrendem Weh auffuhr und erwachte: „Ich komme.“

Als er sich besann, war der ganze Traum vergessen. Nur die zwei Worte wußte er noch und quälte sich den halben Tag damit, denn er verstand nicht, was sie bedeuten sollten.

Als es Abend wurde, trat der Altmüller, wie er zu tun pflegte, in den Hof, winkte der untergehenden Sonne und hielt das grüne Tüchlein über sich. Aber heute zum ersten Male wartete er vergebens auf die kleine Regenwolke. Kopfschüttelnd ging der Alte ins Haus zurück.

In der darauffolgenden Nacht träumte der Jungmüller von einem schwarzen Moor. Das dehnte sich meilenweit bis zum Horizont, und von dort her eilte

und wankte eine Gestalt über die schwankende Fläche. Noch erschien sie ihm in der großen Entfernung zu klein, als daß er sie hätte erkennen können. Aber Besorgnis befahl ihm bei jedem Schritt, den er sie tun sah, sie möchte in dem grundlosen Sumpfe versinken. Oft schien die Gefahr unabwendbar. Dann durchzuckte ihn ein qualvoller Schreck. Aber immer wieder kämpfte sich die Gestalt empor und vorwärts. Endlich kam sie keuchend, todesmatt vor Anstrengung näher. Da erkannte er die Mutter. Jetzt stand sie vor ihm und sah ihn aus tiefen, erloschenen Augenhöhlen flehend an. Da glitt ihr Fuß, sie rutschte ins Moor ab, sie sank, sank und versank langsam. Bis zur Herzgrube. In hilflosem Entsetzen streckte er die Hände aus. Die Lippen der Mutter bewegten sich.

Jäh fuhr er aus dem Schlaf hoch und in seinen Ohren klang es noch: „Ich komme.“

Aber als er sich wirt vom Bett erhob, war der Traum vergessen. Nur die zwei Worte haften noch und er wußte sie sich nicht zu deuten, so sehr er sich auch den ganzen Tag über abmühte, sie zu verstehen.

An diesem Abend stand der Altmüller wieder vergebens im Hof. Mit einem bösen Fluch wandte er sich ins Haus zurück.

In der dritten Nacht träumte dem Jungmüller, die Mutter trete durch die Tür lautlos an sein Bett. Sie stand vor ihm, blaß, und wie von großer Erschöpfung befallen, aber dennoch liebevoll über ihn geneigt. Und sie strich ihm mit der Hand kühl über Stirn und Haar, wie sie in seinen Kinderjahren gern getan hatte. Ein lang entbehrtes Wohlgefühl begann ihn zu durchdringen, da sah er, wie die Kammertür, die zu des Altmüllers Schreibstube führte, sich leise bewegte. Durch einen Spalt lauerte das graue Gesicht des Meisters hervor. Die Mutter wandte ihm den Rücken. Jetzt huschte er vollends herein; seine Hände umkrallten ein grünes gebündeltes Tuch, das seinen Inhalt prall umschloß. Der Müller schlich schräg durch die Kammer, indem er scheu und scharf nach der Mutter schielte, und strebte der gegenüberliegenden Flurtür zu, als wünsche er das Freie zu gewinnen. Mit jäher Gebärde wies Fridolin zu der Erscheinung hinüber, die Mutter wandte sich, hob sich mit wildem Ruck empor und warf sich dem Müller in den Weg. Grüne Haßblitze sprühten der Mutter entgegen. Rasch suchte der Müller das grüne Bündel zu bergen. Umsonst, die Mutter griff danach und hielt es fest. Lautloses Ringen begann. Der Müller zog ein Messer hervor und stach damit der Mutter in beide Augen. Die Mutter, schon taumelnd, riß das grüne Bündel hoch, warf es ihrem Sohn aufs Bett und verhauchte: „Salt fest und befrei!“ Mit einem gräßlichen Aufschrei wollte Fridolin der Mutter zu Hilfe eilen, fuhr im Bett hoch — und erwachte.

Kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. Der Traum stand ihm unverwischt vor Augen. „Mutter!“ rief er da plötzlich laut auf. Und lauschte. Aber alles blieb still. Nur das gehäufte Gold in den Truhen und Kasten rings umher klingelte leise. Da sprang der Fridolin aus dem Bett, machte sich in fliegender Eile fertig, ließ liegen und stehen, was sein war, und rannte in den Mühlenhof hinaus.

Drohend wankte da der Mühlstein empor, als er dem Tore zulief. Schon lag der Stein in der Einfahrt. Schon wuchs er und schwoll, so breit wie hoch.

Nun stand er im Tor, wie eingepaßt. Da war keine Ritze mehr, durch die auch nur eine Blattwanze gekrochen wäre, als der Jungmüller mit aller Kraft seiner Schultern und Knie dagegen stieß. Betäubt und verzweifelt ließ er ab. Ihm war, als wehe ihm von jenseits des verschlossenen Tores ein herzerreißender Seufzer zu. Er wandte sich. Da stand der Altmüller in der Haustür und grinste so abscheulich, daß Fridolin meinte, er sehe den leibhaftigen Teufel.

Der Müller empfing ihn wortlos, tat, als sei gar nichts vorgefallen, und ging voraus in die Stube. In der Stube, nach dem Frühstück, pflanzte er sich dicht vor dem Jungmüller auf und sagte mit scharfem Blick, aber in ruhigem Ton:

„Du hast mir ehrlich gedient und wohl ausgeharrt, mein Sohn. Wir haben beide Wort gehalten. Es ist nun Zeit, Meister, daß du dein Erbe antrittst. Wir wollen zuerst auf den Kornboden gehen, die Vorräte prüfen und zählen, damit alles nach Ordnung und Recht geschieht.“

Damit zog er einen schweren Schlüsselbund hervor und nötigte den Fridolin, voranzugehen. Der gehorchte willenlos, denn die Glieder waren ihm schwer und seine Seele wie gelähmt.

Nun kamen sie auf den Kornboden. Da stand Sack bei Sack in langen, gedrängten Reihen, jeder voll mit duftendem Weizen oder Roggen. Der Altmüller öffnete jeden Sack, griff hinein und ließ die graugelben Körner durch seine Hand gleiten, zum Beweis, daß die Ware frisch und von guter Beschaffenheit sei.

Der Jungmüller folgte mit dumpfem Sinn und bestätigte einsilbig die Güte des Getreides. Bald aber war es ihm, als blinze ihn aus den Säcken ein heimliches Leben mit hunderttausend Augen an. Er beugte sich näher herzu, und da sah er, daß alle die Körner winzigen, gelbverrunzelten Menschenköpfen glichen, die mit allen nur denkbaren Grimassen der Angst, des Sammers, der Not und der Verzweiflung aus den Säcken hervorstarten, daß sich ihm die Haare sträubten vor Grauen.

Der Alte bemerkte das Zurückbeben seines Begleiters. Er wandte sich mit trockenem Hohn und sagte:

„Kommt das Getreide dir sonderbar vor, was geht es dich an? Der Zahler liefert das Korn, du lieferst ihm das Mehl. Laß deine Augen betrogen sein oder nicht, wenn dich nur die Hand nicht betrügt, mit der du den Mahllohn einstreichst.“

Und als Fridolin weiter fragen wollte, unterbrach er ihn brummend:

„Ist dir noch was nicht recht, so machs mit dem Mehlkäufer aus. Du hast gesehen, das Lager ist in gutem Stand.“

Damit ergriff er die Bodenleiter und stieg mit seinem Begleiter wieder hinab.

Ungefäumt ging es jetzt an die fernere Durchsicht und Aufnahme in Haus, Hof und Mühle, und unserem Erbmüller schwindelte bald der Kopf vor all dem Reichtum in Schränken und Schäften, Rammern und Lagerräumen. Darüber verging der Tag und der Altmüller machte die Besichtigung so gründlich, daß dem Fridolin kein Augenblick Zeit blieb, an seine Sorgen zu denken. Am Abend endlich war der Rundgang getan. Der Himmel draußen, den Tag über schon schwül und gewitterschwer, hatte sich mit schwarzem Gewölk völlig bezogen, und von einem Sonnenuntergang war heute nicht die Rede. Vorzeitig kam die

Nacht. So saßen die beiden Müller einander nun beim Abendessen wortkarg gegenüber. Der braune Muskateller stand wieder auf dem Tisch und der Alte begann langsam:

„Es ist da noch einiges, mein Sohn, das du jetzt erfahren mußt. Du hörst es nicht anders, als wie ich es von meinem Vorgänger hier zu hören bekam. Nimm Nutzen davon, soviel du magst. Die Mühle ist dein und bleibt dein bis an dein Ende, wenn es dir so behagt. Es ist gesorgt, daß du tausendmal mehr hast, als du brauchst. Stirbst du auf der Mühle, so gehört sie dem Zahler. Und du — auch. Willst du etwa vorher von der Mühle, so, wie ich jetzt will“, hier leuchtete es in den Augen des Altmüllers wieder höhnisch lauernd auf, „dann sieh zu, daß du beizeiten einen Lehrbuben findest, wie ich einen fand, der die Bedingungen weiß und dennoch die Mühle erobern möchte, wie du. Dem bist du dann schuldig, was ich dir schuldig war, von der Aufnahme bis zur Übergabe. Nur so kannst du noch einmal loskommen von der Mühle und von dem Zahler, und anders nicht. Das merke dir. Und dann ist da noch eine Kleinigkeit dabei, und darauf achte wohl. — Aber davon hörst du erst zuletzt, wenn ich zum Tor draußen bin und du drinnen allein bist. Dann horch, was ich dir zurufen werde. Und damit ist alles Notwendige gesagt.“

Der Altmüller lauschte. Grollender Donner polterte plötzlich über die Mühlenschlucht herein. Der Wind heulte auf, und die Vorboten des nächtlichen Unwetters stießen an das Haus. Der Alte erhob sich vom Tisch. Seine Stimme war jung und befreit wie noch nie:

„Steh auf, Müller, du sollst den Mehlkäufer empfangen, wie es dir zukommt! Was mich angeht, auch ich mach mich bereit. Höre, ich hab die Freiheit, aus der Mühle mit fortzunehmen, was meine zwei Hände vor sich hertragen können, mehr nicht. Gönn mir das Wenige, das ich aus deinem Überfluß greife.“

Damit ging er zur Nebentür, wo in der Rechenstube sein schwerer Schreibtisch mit den eisenbeschlagenen Schubladen stand, schloß auf und nahm zwei starke Lederbeutel und ein gebündeltes, grünes Tuch heraus, das seinen Inhalt prall umschloß.

Der Junge hörte das Gold in den Beuteln klirren, zugleich aber fuhr er auf wie aus schwerer Betäubung, als er den Altmüller mit dem grünen Tuchbündel halb zuversichtlich, halb scheu, quer durchs Zimmer und an sich vorbeischlüpfen sah. Ein greller Blitz flackerte draußen nieder, und durch den lang hinprasselnden Lärm des Einschlags irrte eine klagende Stimme:

„Halt fest und befrei!“

Da ging es wie Blitzschlag auch durch seine Seele: das war Mutters Stimme! Jäh erhellte stand plötzlich wieder der Traum der letzten Nacht vor seinen Sinnen: das diebische Schleichen des Müllers, der Kampf der Mutter, das Bündel aus grünem Tuch. Mit einem Satz sprang er vor:

„Soviel Gold, wie der Mühlstein wiegt, aber das Bündel ist mein!“

Der Alte, auf einmal geschmeidig wie ein junger Kater, wich zur Seite, griff Beutel und Bündel mit einer Hand und riß mit der andern ein blankes Messer hervor. Fridolin fußte. So gewann der andere den Flur.

„Das Bündel her! Das grüne Bündel her!“ schrie er auf und stürzte ihm nach.

Der Alte aber hatte schon die Haustür erreicht:

„Lauf mir nur nach und lauf dem Teufel in die Arme!“ hohnlachte er in den Flur zurück und war mit einem Satz in der Nacht draußen verschwunden.

Aber Fridolin, von furchtbarer Angst gewürgt, rannte ihm nach, als gelte es wahrhaftig sein Leben. Ein saufender Windstoß empfing ihn, als er zur Haustür hinausjagte, daß es war, als pralle er gegen eine pechschwarz anrückende Mauer. Fast warf ihn der steife Sturm ins Haus zurück. Aber die Verzweiflung gab ihm unbezwingliche Kraft und er stürzte vorwärts in die dicke Finsternis. Da knatterte ein neuer, greller Blitz übers Mühlbad herein. Er sah im Schwefellicht des Blitzes den fliehenden Alten vor sich, er sah, wie dieser geblendet an irgendein Gerät stieß, das da im Wege stand, wie er stolperte und fiel. In einem Nu war er über ihm.

Nun begann ein stummes, erbarmungsloses Ringen der beiden Männer am Boden. Blitz auf Blitz fuhr dazu aus dem Gewölk herab, jeder Schlag wie gezielt, rund im Kreis um die beiden Ringer her. Es war, als ob ein entfesselter Helfer dem Altmüller von oben beistehen wolle und seine Blitze schleudere, um den Jungmüller zu zerschmettern, sein Ziel aber nicht zu treffen wage, weil beide Kämpfer sich immer noch eng verknäuelte an der Erde wälzten. Zugleich jedoch kam vom nahen Hofstor herüber deutlich und immer deutlicher die rufende Stimme der Mutter, und „Halt fest und befrei!“ klagte und flehte sie immer lauter, daß dem Fridolin von brennender Sehnsucht, Wut und Weh fast die Sinne vergingen.

Jetzt hatte er den riesenstarken Altmüller unter seinem Knie. Jetzt würgte er mit Eisengriff seine Kehle. Jetzt ertastete die freie Hand das grüne Bündel. Da röchelte der Altmüller:

„Laß los! Laß meine Perlen los, Satansgefell! Womit soll ich mich lösen vom Teufel, wenn er sein Bedungenes nicht bekommt?! – Laß los! Sammle dir Muttertränen von deinem eigenen Erben!“

Mit einem erstickten Wutschrei gab der Alte das Bündel frei. Fridolin schwang es empor. Aber der Knoten in dem grünen Tuch ging auf und ein Regen bleicher Perlen sprühte zur Erde. Kaum jedoch berührte der verstreute Schatz den Grund, so lösten sich die Perlen in kleine, graue Nebelballen auf. Die Nebel quollen und stiegen. Silberne Schleier wogten empor. Im Nu zogen sie sich zur Wolke zusammen, die braute mächtig zum Himmel auf und schien alles Gewölk umher zu verschlucken. Ohrenzerreißender Lärm in den Lüften, wildschnaubendes Rossgegewieher, heulendes Hundegebell, fauchendes Razenmiauen, Wehegeschrei wie aus Tausenden von Kehlen wirbelte, jaulte, kochte, drängte sich über der Mühle zusammen. Da brach aus der unheimlich weißleuchtenden Wolke auf einmal ein breiter, in Wellen niederlodernder Blitz hervor, der stand eine Zeitlang wie eine Flammensäule zwischen Himmel und Erde, und ein sinnebetäubendes Krachen, Splittern, Dröhnen und Rollen folgte ihm nach. Ohnmächtig stürzte Fridolin zu Boden.

Wie viele Stunden oder gar Tage vergangen waren, als er sich wieder erhob, das hätte der Fridolin nicht zu sagen gewußt. Als er wie aus tiefem Todesschlaf erwachte, war es heller Tag und die liebe Sonne lachte aus dem blauen Himmel herab. Er sah sich um und konnte lange nicht erkennen, wo er war.

Er stand auf einer weiten Trümmerhalde. Haus, Mühle und Hof waren verschwunden. Schwarzgebrannte Mauern, leere Wände, wirr durcheinandergeworfenes Gebälk stach in die Luft und ein brandiger Geruch mischte sich mit dem Harzduft der stillen Tannen. Nur das Hoftor der Mühle stand noch unverfehrt. Und ein ungeheurer Mühlstein, groß genug, um das mächtige Tor bis zur letzten Fuge zu verschließen, wuchtete, in drei Blöcke zerrissen, vor ihm ins Gras. Scheu wandte er seinen Fuß dem Tore zu. Aber die gewaltigen Mühlsteinbrocken rührten sich nicht. Als er erleichtert zwischen den Trümmern dem Tor zueilte, fand er den alten Müller quer davor liegen. Mit verkrümmten Gliedmaßen, greulich verbrannt, lag er da. Er mußte schon lange gestorben sein.

Schauernd, ohne weiter einen Blick auf die Ruinen hinter sich zu werfen, wollte er nun ins Freie hinauslaufen. Aber da sah er auf dem äußeren Torstein eine verhüllte Gestalt kauern. Der ging der Schutt bis zur Herzgrube. Er trat herzu. Es war seine Mutter. Und die war tot.

Auf dem Schluchthang des Lauterbachs, gerade gegenüber der verfallenen Ruine der Mühle, hat einst der Einsiedler Fridolin seine karge Felschütte gebaut. Daneben, auf schmalen Ranft, steht eine hölzerne Kapelle. Vor ihr sind zwei Gräber. Auf dem einen breiten sich hartglänzende Silberdisteln. Auf dem andern wuchert üppig ein Busch „Brennende Liebe“. Die kleine Awe-Glocke im Kapellengefühl schwingt des Abends zwischen beiden Gräbern hin und her, mit sanftem Geläute.

Wunderfelten kommt ein Mensch hinauf in die einsame Bachschlucht. Der flüchtig vorüberschreitende Wanderer sieht drüben auf der Halde drei gewaltig große, behauene Steinblöcke liegen, die ausschauen, als seien sie die Bruchstücke eines zersprungenen, riesigen Mühlsteins. In die Steine sind breite und tiefe Löcher gefressen, wie ausgehöhlt von uraltem, geduldigem Wasser.

Die Leute haben davon eine Rede: Es könne einer weinen zum Steinerweichen. Denn eine Mutter hat diese Löcher in den harten Granit geweint, als sie vor dem Mühlentor saß. Und sie hätte den Stein auch noch durch und durch geweint, wenn da kein anderer Ausweg mehr gewesen wäre, ihren verirrtten Sohn aus der Haft des Teufels zu erlösen.

Die getrennten Brüder

WOLFGANG ZENKER

Es herrschte ein König über weite zerklüftete R Küsten. Viele Tagfahrten gen Mitternacht galt sein Gebot. Gen Mittag aber, soweit die Winde wehten — soweit ein Schiff mit wehrhaften Männern kam. Und weit in die Lande zogen die Heereszüge — kehrten zurück zu dem König, oder sie blieben nach dem Willen der Gottheit tot oder lebend — bis zum letzten Hauch ihres Atems gelenkt von seinem Willen.

Mächtig war er über die Länder der Erde — Holger, der König.

Einar und Ragnar, des Königs Söhne, jagten im Hochmoor. Regungslose Sommertage drückten das Land. Ohne Wellen lag die weite Wölbung des Meeres. Nicht ein Windhauch bog den schwirrenden Pfeil aus der Bahn, den Einar gen Himmel sandte —, vom neuen eschenen Bogen, den Ragnar geschnitzt, den sie beide bespannten mit der Sehne des Elchs, des großen Elchs, den sie zusammen im Moore erjagt.

Höher noch als das Moor im grauen Gebirge glänzte der Bergfee. Über dem Bergfee kreifte der weiße Adler. Tag für Tag. Ihn zu erjagen spannten den riesigen Bogen Einar und Ragnar. Ihm galt der beste der Pfeile, die mit ehernen Spitzen klirrten im Lederköcher.

Als sie vom Ufer des Sees über den Gipfelzacken der Berge das weiße Gefieder erspähten, da lockte beide die Jagdlust zum ersten Schuß. Den Bogen trug Einar, den Köcher Ragnar — und beide wandten zugleich einander das leuchtende Antlitz zu: „Du!“ bot jeder dem Bruder die Waffen zum ersten Versuch. So liebten sie sich: Einar und Ragnar, die Brüder, König Holgers Söhne.

Näher über dem See zog seine Kreise der weiße Aar. Da tönt ein Schrei vom anderen Ufer — der Schwebende taumelt, stürzt nieder zum See — und drüben, am Ufer — die Jägerinnen. Im kurzen Gewand — ihr Haar strahlt Licht — die eine, aufjauchzend, noch hält sie den Bogen, noch ist ihr Antlitz zum Himmel gewandt — die andere, durchs Wasser hinschießend, erschwimmt sich die Beute. Die Mädchen stehen am Ufer, vor schwarzen Felsen, gleich hohen Wuchses beide. Und zwischen ihnen, hell leuchtend vor dunklem Gestein der erjagte Adler, mit weitgebreiteten Schwingen, festgehalten von den Fäusten der Siegerinnen, hingehalten den Königsöhnen am anderen Ufer — Einar und Ragnar.

Einar und Ragnar stehen vor König Holger: „Laß uns ins Weite fahren und gib uns Ziele —, sag uns Länder, die wir gewinnen können — daß wir mit unsrer Brautgabe bestehen vor Königinnen, die den Adler bezwingen . . .“

König Holger sah schweigend über das Meer. Lautlos brütete immer noch Windstille über den Fluten. Holger nickte und gab den Söhnen die Schiffe, die

beiden besten, die je die Wogen durchschnitten, für Einar und Ragnar. Und sie wählten unter der Mannschaft des Nordlands — zwölf der besten in jedes der beiden Boote —, und viel Vorrat an Wasser und dauernder Speise — Waffen, Gewänder und Schmuck, Tierfelle und mancherlei Werkzeug. Und sie lagen den Tag und die Nacht und den kommenden Tag mit hängenden Segeln, als schon der Abschied genommen, noch immer unter der Rüste, konnten noch immer am Giebel von Holvers Königshalle die Pferdeköpfe erkennen, und noch immer die Zacken der Berge über dem Hochmoor.

Da brannten die Herzen, und sie durchbrachen des Königs Gebot, den Wind zu erwarten — und sie begannen zu rudern mit den Bootsstangen, den Speeren, sie nahmen vom Bord die Schilde und schlugen das Wasser — denn die großen, wehrhaften Schiffe führten die Ruder der kleinen Nachen nicht.

So kamen sie los von der Rüste. Und ehe die kurze Stunde des Dunkels kam in der nordischen Nacht, riefen zu gleicher Zeit schon Einar und Ragnar einander zu, daß der First des Vaterhauses entschwand.

Ein Tag kam voll Frohmut und Lachen — der erste der Reise.

Ein Tag kam, da wurden die Männer still von der Plage des Ruderns mit unrechtem Werkzeug.

Am dritten Tag aber schwoh Jorn in den Adern um geringen Anlaß schon — Murren kam von den Männern und zwischen den Schiffen hisige Rufe.

Noch wehte kein Hauch, doch schwarze Wolken umdräuten das Rund. Einar aber, am Steuer des einen Schiffes, lenkte ein wenig zur Seite —, denn er liebte den Bruder und wollte nicht Streit mit den Männern im anderen Boot.

Ragnar aber, wie immer die liebenden Brüder dem gleichen Gedanken gehorchten, lenkte unmerklich sein Boot zur anderen Seite.

Jäh kam der Sturm aus der Mittagsnacht schwarzblauer Wolken. Aufbrauste das Meer — die Boote schossen dahin — kein Blick mehr zur Seite, nur dem eigenen Boot, der eigenen Mannschaft galt Blick, Ruf und Wille. Sie schöpften mit Schilden einbrechende Wogen — sie bargen die Felsen zerrissener Segel. Und schneller als Möven, als jagende Wolken, flogen die Schiffe über die Fluten — jedes allein. —

Nie sahen die Brüder einander wieder. — Nach sieben Tagen an Sturm und Seenot in fernen Breiten, weit voneinander, begann ihr Suchen. Sie fanden sich nie. Sie fanden Länder, Inseln und Häfen. Freunde und Heimat — und zuletzt ein Gemahl. Doch einander fanden sie nie. Und nie die Adlerjägerinnen — von denen träumten sie nur manchmal, die beiden, Ragnar und Einar, fern voneinander, den gleichen Traum.

In ihre Kinder und Kindeskinde, weit voneinander in allen Ländern der Erde — ging dies Sehnen nach dem Bruder, dem verlorenen Bruder.

Und bei Menschen aus diesen Geschlechtern sind die Hände und Herzen immer bereit, des Begegnenden und des Gastes Hände als Bruderhände zu fassen. Und es kommt alles Leid daraus bei diesen Geschlechtern — vieles Verratenwerden und seltene Freude — hohe, seltene Freude. Und es eint sie ein hoher, küßlicher Traum:

Von dem Pfeil, der den weißen Adler erjagt.

Fürstbischof Hermanns Zug in die Rhön

LEO WEISMANTEL

Fürstbischof Hermann von Würzburg veranstaltete einst ein großes prunkvolles Fest, da kamen Gäste aus ganz Franken, selbst von Thüringen, von Schwaben und vom Rhein. Und als die Gäste vor des Fürstbischofs Schloß gezogen kamen, dem Herrn ihre Reverenz zu machen, der Fürstbischof auf die Terrasse kam, sie alle segnend zu empfangen, da schlüpfte der Hofnarr des Fürstbischofs vor ihm her und hub an, die Gäste zu verspotten.

„Ei seht, wie sie sich daheim ihren Reichtum vorgesucht haben an brokatenen Gewändern und seidenen Mänteln, an Waffen und an Perlenschnüren, an edlen Pferden, Rappen und Schimmeln und an edlem Gezäum aus Gold und Silber, denn einer wollte vor dem anderen prozen. Nun haben sie alle das gleiche getan in ihrem Hochmut und keiner hat den andern übertroffen. Umsonst tragen sie die ganze Last, hätten all diesen Plunder zu Hause auf dem Speicher liegen lassen dürfen. Wären sie nackt gekommen, wie Gott sie geschaffen, wahrlich^o einer unterfchiede sich dann mehr vom andern denn jeso. Ihr wolltet reich erscheinen, aber Ihr vergaßet, die Armut mitzubringen, auf daß sie Eures Reichtums Maßstab sei.“

Die Herren und Damen schauten beschämt drein und der Fürstbischof Herrmann lächelte fein mildestes und verführendstes Lächeln, denn er selbst strotzte von Gold.

Und der Hofnarr bemerkte dies Lächeln und spottete auch des Fürstbischofs und sprach: „Seht, Euer Gewand strotzt so von golddurchwirkter Stickerei, daß es steil und starr stehen bliebe, auch wenn Ihr, mein erlauchter Herr, aus dem Gewande schlüpfet. Warum tragt Ihr selbst Euer Gewand heraus, damit diese es begaffen? Ihr durftet in Eurem Prunkbett liegen bleiben; es hätte genügt, wenn Eure dienenden Mönche Euer Gewand zum Empfange herausgetragen und hier aufgestellt hätten.“

Der Fürstbischof aber lachte und sprach: „Mein lieber Narr, nun will ich Dir sagen, warum ich mein prunkvoll Kleid nicht von den dienenden Mönchen habe heraustragen lassen, warum ich selber es herausstrug. Ich will reden und kann mein Kleid denn reden?“

„Ja, auch es kann von Reichtum ein groß Getue machen.“

„Ich aber“, sprach der Fürstbischof, „will von der Armut reden. Ich will Dich bitten, mein lieber Narr, daß Du meinen Gästen und mir selber die Armut zeigst, damit wir unseren Reichtum an ihr erkännten.“

Und alle Gäste waren voll Freude und Jubel, daß dieser spöttische Empfang durch den Hofnarren nun von des Fürstbischofs hoher Weisheit nicht zu ihrer Schande geworden war und jubelnd stimmten sie dem hohen Herrn mit Klatschen und Tücherwinken zu.

Und der Narr hinwiederum sprach: „So will ich Euch mit all Eurem Prunk in das Gebirge der Rhön führen, denn das ist der Armut Land.“

Und sie machten sich scherzend und lachend auf und zogen in bunten Ketten maintalabwärts. Und springende Boten eilten ihnen voraus und aus allen Städtchen, den mauerumgürteten, mit Toren und Zinnen geschmückten, an denen sie vorüberzogen, läuteten die Glocken und viele der Gäste auch, edle Herren auf schwarzen Araberhengsten und Damen auf weißen Zelttern, ließen sich auf großbäuchigen, blumengeschmückten Rähnen stromabwärts treiben, weil es sie gelüstete einmal reitend zu fahren.

Denn ihr Mutwille und die Lust nach immer neuen Einfällen nahm kein Ende.

Und die Bürger und Bürgerinnen kamen in bunten Trachten, die Jungfrauen mit grünseidenen Schürzen und großen goldenen Kreuzen auf den buntgesprenkelten Brusttüchern.

Dann bog der Zug dort, wo die Sinn in den Strom sich ergießt, vom Maintal nordwärts ein und stieg das walddreiche, immer enger werdende Sinntal hinauf.

Und einmal war es, daß sie durch ein Dorf kamen und der Hofnarr vor die vordersten der Pferde sprang und sie aufhielt, daß der ganze Zug stand.

„Sind wir nun in der Rhön?“ fragten scherzend ein paar Lachende.

Schulmeisterlich lehrte der Hofnarr: „Seht, wie die Häuser von Stein sind, — seht sie Euch an“.

Da lachten alle hellauf.

Einen Bürger, der am Wege stand, fragte der Fürstbischof: „Sind wir hier in der Rhön?“

Der Bürger aber schüttelte den Kopf und schuckerte sich und bekreuzigte sich, als sei ihm etwas Schreckliches gesagt worden, — dann sagte er nur: „Weiter oben, weiter oben!“

Also waren sie noch nicht in der Rhön.

Und als sie weiterritten, wurde das Tal enger und der Boden steiniger, und als sie wiederum zum ersten Dorf kamen, siehe, da verstanden sie nun plötzlich des Narren Rede vom steinernen Haus, — denn hier waren nur Hütten, mühsam aufgerichtet aus Holzgebälk und Geflecht, das mit Lehm beworfen war.

Am diese Hütten standen nun in Gruppen die edlen Damen und Herren und schauten. —

„Wie niedlich?“ sagte eine Dame.

Und als sie dann endlich im ganzen Dorf einen alten Mann gefunden hatten, der ein paar Kinder hütete, da setzten sich die edlen Damen und Herren um diesen Armseligen, als wollten sie von ihm ein Märlein hören.

„Hier sind wir doch wohl in der Rhön?“ begann Fürstbischof Hermann, „nun beginne mein lieber Narr und zeige uns die Armut.“

Der Alte schaute auf und seine Augen standen, als suchten sie den Fürstbischof ganz zu tiefst zu verstehen und seine Augen zitterten und sein Mund zuckte von

verschämter Armut und Eigenwillen und Troß. Und da die scherzenden Damen und Herren dies sahen, wurden sie plötzlich mäuschenstill, als seien sie erschrocken. Und die Stimme des Alten war, da er sprach, majestätisch und voll Würde und seine Gestalt richtete sich auf wie die eines Königs. „Nein, hier ist nicht die Rhön, der Armut Land; – weiter im Norden, weiter im Norden!“

„Ihr seid der Älteste des Dorfes?“ fragte der Fürstbischof Hermann.

„Ich bin es.“

„Und wo sind die Frauen und die Männer?“

Da führte der Alte sie hinaus vor das Dorf.

„Seht, dort sind die Frauen!“

Auf dem steinigem Boden der kargen Äcker hackten die Frauen die Erde um.

„Wir haben nur ein paar Kühe, Herr. Die sind zu schade, als daß wir mit ihnen pflügen dürften; sonst geben sie keine Milch. Wovon sollten unsere Kinder leben?“

„Und die Männer?“

„Die sind geteilt; die einen fällen Holz im Walde, die anderen stehen auf Wache vor den Wölfen und wilden Sauen.“

Da kamen drei Männer, groß, stark und sehnig aus dem Steingeröll.

„Wer sind diese?“

„Meine Söhne“, sagte der Alte; „sie haben sieben Tage gegen die Wölfe gewacht; nun kommen sie heim zur Rast und meine anderen Söhne haben sie abgelöst.“

„Wo haben sie ihre Waffen?“

„Sie brauchen keine Waffen. Wenn sie mit den Wölfen zusammenkommen, da fallen sie mit ihren Armen über die Wölfe und erwürgen die Bestien.“

Und als die drei vorübergingen ins Dorf, verneigten sich stumm alle die edlen Damen und Herrn vor ihnen.

„Wahrlich“, sagte der Fürstbischof Hermann, „hier sind wir noch nicht im Lande der Armut. Hier sind wir im Lande der Helden.“

Und sie alle erkannten einen Reichtum, der größer war als der Reichtum all ihres Silbers und ihres Goldes, des edlen Gesteins und ihrer seidenen Gewänder: den Menschen, der im Kampfe mit der wilden, ungebändigten Natur die eigene Kraft erkennt in heldenhafter Wehr und wahrhaft König ist auf Erden.

Und sie machten sich weiter auf, die Rhön zu suchen und gingen weiter nach Norden.

Und sie kamen zum zweiten Lehmhüttendorf.

Es waren die gleichen Hütten, nur etwas kleiner, haufälliger, die Löcher der Wände zuweilen mit Moos verstopft und die Scheiben der Fenster matt und geschwärzt und düster vor Alter.

Es hockte aber vor einem der Häuschen ein Mann und schnitzte Schuhe aus Holz.

Als der Zug zu ihm herankam, stand der Holzschuhmacher auf und verbeugte sich tief.

„Hier sind wir nun doch wohl in der Rhön“, sagte Fürstbischöf Hermann; „zeigt uns die Armut der Rhön, guter Mann. Sie zu sehen sind wir gekommen.“

Blut schoß dem Holzschuhmacher ins dürre Gesicht. Er wollte sich umkehren und von hinnen gehn, dann aber besann er sich eines anderen und sprach: „Ihr müßt weiter nach Norden, weiter nach Norden!“

Da drängten sich die edlen Damen und Herren an die Fenster, hinein ins Stüttlein zu schauen. Was sollte darinnen für ein Reichthum sein an Truhen und Schränken, an edlen Stoffen?

Aber die Wände waren kahl. Nur ein alter wackeliger Tisch stand in der Mitte, ein alter Stuhl hockte daneben und in der Ecke hingestreckt war eine alte Liegestatt.

Doch dem Fenster gegenüber saß auf einem Baumstumpf eine junge Frau, die ein Kind an der Brust säugte und um sie spielend wie junge Katzen wimmelte bunt durcheinander eine Schar Buben und Mädchen.

Sieben Kinder besaß der Holzschuhmacher.

„Seht“, sprach er, „wenn ich Truhen und Schränke aus edlem Holz rings an den Wänden stehen hätte und viel Gold und Silber in den Kästen, ich schaute nur immer die Wände entlang und ich sähe vor all dem Blinken und Getue das eine nicht, was zu sehen mir nottut: daß uns Menschen als kostbarster Reichthum wieder Menschen gegeben sind.“

Beschämt und stumm zog Fürstbischöf Hermann und mit ihm sein ganzer Hoffstaat aus diesem Dorfe weiter nach Norden.

Und als sie den Berg aufwärts stiegen am Talesende, ward der Boden so kahl und öde, daß nur noch dürftiges Stoppelgras wuchs für dürre Ziegen, die zwischen immer mehr sich aufstürmendem Gestein kletterten. Im Moor kauerte hier und da versteckt eine Hütte. Nur ein paar Holzstangen waren diese Hütten, oben zusammengebunden, zeltmäßig aufgespreizt und dann mit Reisig und Laub und Erdreich beworfen. Moos zog wie ein grüner Teppich drüberhin, wie Grünspan, der über ein Kupferdach gefallen ist.

„Aber hier doch sind wir in der Rhön, dem Lande der Armut“, fragte der Fürstbischöf ein Moormädchen.

Das Mädchen erschrak, dann sah es mit starrenden Puppenaugen die kostbaren Kleider an und die geschmückten Damen und Herren und dann sah es sein eigen Kleid, seinen eigenen Rock, der dünn war von den Jahren und zerrissen von dem Wind und von den Dornen. Da erkannte das Mädchen seine Armut und doch stieg Trotz und Bitternis in ihm auf und es wollte seine Armut nicht bekennen.

„Nein“, sagte es, „hier seid Ihr nicht in der Rhön, der Armut Land, aber gleich jenseits des Gipfels, da seid Ihr in der Rhön.“

„Ja welchen Reichthum hättet denn Ihr?“

Und wie ein Fisch, der aus dem Meer ans Land geworfen ward, nach dem Wasser ringt, so rang da dies Kind, dies arme nach einem Reichthum.

Und das Mädchen kniete nieder in der Heide und faltete die Hände und betete: „Vater unser, der du bist in dem Himmel, —“

Dann hielt es ein und lächelte den Erstaunenden zu.

Oben am Himmel jagten ein paar Wolken wie Schiffe auf blauer Flut.

„Hat einer von Euch einen reicheren Vater als ich? Ist einer von Euch aus königlicherem Blute, daß er sagen kann, er sei reicher und edler als wir Hirten und Moorleute?“

Stumm segnete Fürstbischof Hermann das Kind. Und sie alle zogen nordwärts auf den Gipfel des Felsen.

Der Fels reckte sich auf nackt und kahl, und kein Sämlin wuchs auf ihm.

Und sie sahen nordwärts, wohin sie gehen wollten, und sie sahen südwärts, woher sie gekommen waren, und sie sahen, daß sie in der Mitte angekommen waren zwischen Süden und Norden; daß sie, so sie nach Norden weitergingen, zuerst wieder zu den Hirten und Moorleuten, dann wieder zu den Holzschuhmachern und Besenbindern, dann wieder zu den Bauern kämen. „Und so wir nordwärts niederstiegen“, sagte Fürstbischof Hermann, „und wir wieder einen Moorbuben oder einen Hirten fänden und sie fragten, ob wir bei ihnen in der Rhön, dem Lande der Armut seien, sie würden uns sagen, wir kämen ja aus der Rhön; wir müßten umkehren, so wir die Rhön finden wollten und wir müßten wieder nach dem Süden gehen. So ziehet denn allein, um zu erfahren ob ich recht geraten, und der Narr wird Euch führen. Mich aber laffet auf dem Berg allein.“

Und so geschah es.

Und als Fürstbischof Hermann allein war, da streifte er seinen goldbrokatenen Ornat vom Leibe und stellt ihn hin. Und er warf sich daneben nieder auf dem harten schwarzen Fels und gab sich nackt den Winden preis.

Und der Wind geißelte ihn und peitschte ihn mit kleinen Steinplitterchen.

Und er gab sich der Kälte preis und sie fror ihn.

Und er gab sich den Wassern preis, und sie klatschten aus den Wolken auf ihn nieder.

Sieben Tage und sieben Nächte gab Fürstbischof Hermann seinen Leib preis, den nackten, armen und lag vor Gott im Gebete.

Und er rief zum Himmel:

„Arm, o Herr, soll mein Leib sein vor Dir, auf daß Du reich machtest meine Seele.“

Am Morgen nach der siebenten Nacht aber kam der Narr wieder und brachte seinem Herrn zu essen und zu trinken und gebot ihm: „Nicht seid Ihr zur Armut, sondern zum Reichtum des Leibes bestimmt, kehret zurück, damit ein Hirte sei bei der Herde. Gott aber führte Euch in dieses Land der Armut, damit Ihr dessen Reichtum erkennet und wisset, daß vor dem Reichtum der Seele jener des Leibes zerfällt in Schutt und Asche.“

Und der Hofnarr stülpte dem Fürstbischof Hermann wieder seinen goldbrokatenen starzenden Ornat über und dann gingen sie beide den Berg hinunter, sinntalabwärts.

Als sie wieder das Maintal aufwärts ritten, sagte der Fürstbischof zu seinem Narr: „Ich will Dich zu meinem Kanzler machen.“

„Laßt mich Narr bleiben, denn so ist es Gottes Wille. Welcher Narrenpoffen muß mit Euch weisen Herren getrieben werden, damit Ihr wahrhaft klug und weise regiert.“

Da lächelte der Fürstbischöf stumm vor sich hin.

Und so ritten sie stumm nebeneinander, bis sie nach Würzburg kamen, der Stadt des fürstbischöflichen Palastes.

Von jener Zeit an aber suchte der Fürstbischöf Hermann die Rhön in seinen Besitz zu bekommen und führte manch heftige Fehde um dieses Gebirge, und in einem solchen Kampfe fiel er und liegt begraben auf dem Dammersfeld, der ehemals reichsten Alpe der Rhön. So hoffen wir, daß seine Seele heimgefunden habe zu Gott.

Der heimliche Helfer

HANS FRIEDRICH BLUNCK

Was unsere Flieger im letzten Kriege vollbracht haben, wißt ihr. Viele haben bleiben müssen, einige sind später auch ihrer Ehre müde geworden, weil unserm Volk der Dank allzuoft Beschwer und Andank wird. Aber davon will ich nicht erzählen. Ich hörte an einem dieser Abende halb zwischen Wachen und Traum von einem, den ich kannte, einem der Kühnsten unserer Verschollenen.

Von Jung Saff habt ihr gewiß einmal den Namen gehört; man nennt ihn, wenn man von den besten Toten des großen Krieges spricht. Als der nun als Flieger eines Tages hoch überm Feind in den Wolken dahinzog, so hoch, daß der Reif an seinen Händen und Flügeln in stäubenden Zweigen hing, da gelüftetete es ihn, noch einen letzten Sprung in die blaue Höhe zu tun. Er war aber ein Sonntagskind und hatte sein Leben so gehalten, daß die Unirdischen ihn liebgewonnen hatten. So kam es, daß jener Sprung, der andern den Tod gebracht hätte, für ihn ein Gleiten in eine Weite ohne Schwere wurde. Und es ist geschehen, daß der Flieger in ein Fest der Überirdischen geriet; die nahmen ihn lustig gefangen und hielten ihn auf einer Insel in der blauen Ferne. Es ist ihm dabei auch vergönnt gewesen, von fern Frau Godes Burg zu sehen, die der Sonne entgegen im goldenen Gerüst ihrer Strahlen steht.

Die Magd aber, die den Verirrten auffing, hat Alwet geheißten und war so schön, — der junge Flieger hat drei Tage wie ein Knabe um sie geworben, eh er sich wieder auf seine Pflicht und auf die Not seines Volkes besann. Die beiden haben einander wohl auch lieb haben dürfen, sonst hätte ja Alwet ihm

wohl nicht das Versprechen abgenommen, niemals zu verraten, wer sie sei, noch wo ihr Eiland läge.

Die Leute haben sich sehr gewundert, als Jung Saff nach vier Tagen aus der blauen Höhe heimkehrte. Er hat aber getreulich sein Wort gehalten und auf alle Fragen geschwiegen, obschon sich ein Geraune erhob und einige fragten, ob er vielleicht drüben gewesen sei und mit dem Landesfeind so lange getrunken hätte. Aber als auch seine Mutter ihm schrieb: wär's ein Wunder Gottes, möge er es ihr sagen, wurde er traurig, denn er hatte noch nie ein Geheimnis vor ihr gehabt, so jung war er noch.

Das Gerede verstummte bald wieder. Jung Saff war der Kühnste von allen, und unsere Soldaten waren voll von seiner Tapferkeit.

Als er nun nach vielen Wochen auf Urlaub heimkam, begrüßten ihn sein junger Bruder und seine Mutter herzlich und ließen sich nicht merken, daß sie sich Sorgen über jenen Flug machten. Nach einigen Tagen aber spürte Jung Saff die Fragen in ihren Augen. Er litt darunter, daß er schweigen mußte; er war noch voll von seiner Liebe zu jener Alwet, und die Bilder der blauen Höhe prangten vor seinen Träumen, daß er sich kaum einhalten konnte.

Als er aber wirklich nichts über jene vier Tage verriet, die er verschollen gewesen war, wurde seine Mutter immer trauriger. Jung Saff sah an jedem Morgen, daß sie in der Nacht geweint hatte; es quälte ihn, sie, die er so sehr liebte, mit einem Geheimnis zu verlassen. Sie wußten alle drei, daß wenig Hoffnung war, einander wiederzusehen; die Bedrücker unseres Volkes waren in jener Zeit übermächtig geworden, und die Flieger unseres Landes wußten sich ihrer nur noch mit Mühe zu erwehren.

Endlich, am Tag, vordem sein Urlaub zu Ende ging, hat Jung Saff in seinem vollen Herzen es nicht mehr ertragen, die, welche ihm die liebsten Menschen waren, traurig zu sehen. Und er hat Mutter und Bruder gesagt, daß sie niemals klagen dürften, wenn er einmal nicht wiederkäme. Und als sie sehr in ihn drangen, was das bedeuten sollte, hat er um seiner Mutter willen einiges von seiner Wunderfahrt erzählt.

Die Überirdischen haben aber wohl von seinem Wortbruch erfahren. Jung Saff ist schon bei seinem nächsten Flug ausgeblieben. Das Sonderbare ist jedoch: man hat niemals eine Nachricht über sein Verbleiben erhalten, kein Auge hat seinen Absturz beobachtet, nicht ein Flaschenbrief aus der See, nicht ein Rauch, nicht eine zerspaltene Klaue seines Vogels sind von ihm geblieben. Es ist gewesen, als sei er in den Himmel eingesunken.

Sein junger Bruder ist an seiner Stelle Soldat geworden und gegen den Feind gefahren. Er ist ein guter Schütze gewesen und einer der wenigen, die den Krieg in den Lüften überstanden.

Aber die, welche von der Erde aus seinen Gefechten zugeschaut haben, sagen, daß es mitunter gewesen sei, als ob ein anderer unbekannter Flieger hinter ihm aufgekreist und ihm beigeflogen sei, wenn der Junge in Not geriet. Er selbst hat nichts vom Helfer gesehen, wohl aber ist er mitunter wie ein Traumwandler heimgekehrt und hat von Sprüngen ins Blaue gesprochen, die ihm nicht

gelängen. Es glückt wohl auch nur wenigen, daß die Überirdischen sich ihnen weisen, die anderen läßt die Erde nicht aus ihrem Bann.

Nur eins hörte ich noch, daß nämlich jener Bruder zuweilen mit sonderbaren Vermutungen über den Feind heimkam, als habe jemand es ihm aus weiter Ferne zugetragen. Wenn man ihn fragte, woher er es habe, hat er sich dessen nicht mehr zu entsinnen vermocht. Ihm ist nur gewesen, als habe ein Fremder einen Atem lang hinter ihm gesehnen und habe ihm rasch von seinem Schauen abgegeben — sehr rasch, ehe jemand wieder das Dunkel über ihn schüttete, das die Geschöpfe Gottes und die Toten, die zwischen den Sternen wohnen, vor den Irdischen wahr.

Der Schweinsgraben

KILIAN KOLL

3u Zeiten des Kaisers Sigmund verbreiteten die jungen Klosterschüler von Ellwangen und Hall eine höchst unglaubwürdige Kunde in ihren heimatlichen Dörfern. Nach dem neuesten Stande einer strengen Forschung, so prahlten sie mit ihrem eben errungenen Wissen, sei jener verrufene Graben, dessen Anfang und Ende sich außerhalb der schwäbischen Lande in der Unendlichkeit verlor, nichts anderes als das geringe Menschenwerk welscher Söldner, die ihn vor tausend Jahren gezogen hätten. Der Graben sei „Limes“ geheißen worden, was auf lateinisch ganz einfach die „Grenze“ bedeute: Grenze eines verschollenen heidnischen Römerreiches, das damals die Welt beherrscht habe; bei ihrer Entstehung sei keinerlei übernatürliche Hand im Spiel gewesen.

Das einfältige Bauernvolf lief ungläubig den Kopf schüttelnd auseinander. Welch frostiger Aberglaube wurde da künstlich verbreitet, um eine allbekannte, graufige und wunderbare Wirklichkeit zu verdrängen? Alles an dieser Nachricht war doch erlogen, auch, daß jener Graben erst vor tausend Jahren entstanden sei.

Nach einem unerschütterlichen Wissen des Volkes nahm er seinen Ursprung am Anfang aller Zeiten, und zwar am achten Tage der Schöpfung, als Gottes Werke schon fertig waren, vollkommen und gut. Am Mitternacht ruhte der Herr vom vollbrachten Werk, und die Erzengel bewachten seinen Schlaf. In stolzer Freude überblickten sie die geschaffene Erde, als sei es ihr eigenes

Werk. Sie rühmten sich ihrer Macht über Welt und Menschen und lachten über die Ohnmacht der Hölle, die klastertief unter den Bergen gefesselt lag. Auch war der Aufstand Luzifers und seiner Anhänger wider Gott schon mißlungen, und zwar durch ihre, der Erzengel, Gewalt; Michael hatte sich den Abtrünnigen in wütendem Kampf entgegengestellt und sie in die Hölle geschleudert, und dessen frohlockten die himmlischen Heerscharen über der neuerschaffenen Welt.

Still ruhend lag der Allwissende, silberbärtig und zeitlos alt. Da erhob sich von drunten ein Schwefelgestank; in der Finsternis stand Luzifer mit eingezogenem Schweif, seinen Hufeisen schamvoll verbergend, und bis in die Höhe Gottes erscholl sein klägliches Winseln, das den Herrn erweckte. Stille heischend, begab Michael sich drohend zur Erde hinab. Demütig wand der Böse sich vor dem Gewaltigen: er wisse wohl, daß er in die unterste Erde verbannt sei, grausam hart treffe ihn die Strafe, in alle Ewigkeit von Gottes erhabener Schöpfung fernzubleiben. Im Schatten des Paradieses schlafe ein sterbliches Menschenpaar und diesem sei aufgegeben, fruchtbar zu sein und die Erde zu bevölkern. Die ganze Erde nur für das glückliche Menschengeschlecht! Doch möge der Fürst der Engel bei Gott Fürbitte leisten, daß ein bescheidenes Stückchen der Erde an den unglücklichen Luzifer gegeben werde, nur so viel, wie er mit eigenen Kräften von dieser bis zur folgenden Mitternacht mit einem Graben einhegen könne, an einem einzigen kurzen Erdentage nur, und der Graben solle hoch, tief und breit wie sieben irdische Männer sein.

Michael, grußlos entschwebend, trug hohnlachend dem Herrn das Verlangen Satans vor, wobei er nicht verhehlte, dieser Wunsch sei wohl ungefährlich; aber wenn er darüber zu entscheiden hätte, wies er den Anwürdigen ab.

Der Allmächtige schwieg. Die Erzengel zu seinen Seiten glaubten, er sei unentschlossen. Da gaben sie mit offener Belustigung zu bedenken, daß es die Menschen doch recht heilsam warnen werde, wenn ein abseitiges Erdensstückchen in Schwefelgestank und Feuer der Hölle gehüllt sei. Auch ward der und jener von ihnen milderen Sinnes, indem er hinunterblickte auf die erhabene Schönheit der Schöpfung, über der eine warme Nacht lagerte: er empfand Mitleid mit dem Gestürzten, der von den irdischen wie den himmlischen Herrlichkeiten ausgeschlossen war. Im schlimmsten Fall, erwiderte Michael, werde er nochmals mit dem flammenden Schwert dreinfahren.

Da nun die Erzengel wenig Bedenken äußerten, willigte der Allmächtige schweigend ein, den geringen Wunsch Luzifers zu erfüllen. Sogleich machte ein silbernes geflügeltes Bote sich zur Erde auf und teilte dem Satan mit, daß Gott ihm seine Bitte gnädig gewähre, und er möge sich sofort ans Werk begeben, dort wo er stünde. Die Erzengel lagerten sich über den Wolken und hatten ihr erwartungsvolles Vergnügen daran, wie jener, der einer der ihrigen gewesen, sich kümmerlich mühen werde.

Da erscholl aus der Finsternis ein widerlich grelles Gelächter, und ein Schrei der Engel erschütterte den Himmel. Der eben noch gebückt und armselig in der Tiefe der Nacht gestanden, richtete sich zu übernatürlicher furchterregender Größe auf, Satan stampfte die erbebende Erde mit seinem Hufeisen,

stinkende Wolken umhüllten ihn den entsetzten Blicken der Himmlischen; dann erhob sich aus trüg ziehendem, schweflig blizendem Rauch ein Ungeheuer in der Gestalt einer unvorstellbar großen Wildsau. Dick wie Baumstämme starrten die Stachelhaare ihres Rückens, mit höllischem Grunzen bleckten die Hauer eines gräßlichen Rüssels, den sie sogleich tief in die Erde hineingrub. In solcher Gestalt, die gewaltigen Beine stemmend, begann Satan seine Arbeit, im Angesicht Gottes und seiner Engel setzte er wühlend Sauhuf vor Sauhuf, spielend schob sein Rüssel die hochgeschleuderten Erdbrocken vor sich her. In ihrer Urkraft nahm es die Hölle nicht so genau, hinter dem Untier begann sich mit schrecklicher Eile eine Furche zu strecken, so tief und hoch und breit wie mindestens zehn Menschen, blaue Schwefeldämpfe kräuselten daraus hervor. Felsen zerbröckelten unter den Hauern, bevor die Furche sich ins krachende Gestein grub, Berge stieß das fürchterliche Wesen beiseite, nichts Irdisches leistete ihm Widerstand; durch Ströme watete es, um drüben am anderen Ufer ohne den geringsten Verzug sein unheilvolles Beginnen fortzusetzen. Schauerlich raffelte sein Atem, der Schlag seines Herzens dröhnte dunkel über Himmel und Erde.

Im Tagesanbruch gelangte das Ungetüm ans Meer; unschlüssig stand es dort, zaudernd, stumpf und tückisch nach allen Seiten blickend. Jetzt werde es einen Bogen schlagen, wähten die Engel und alle himmlischen Heerscharen, die sich als Zuschauer eingefunden. Diesen Teil der Erde gaben sie mit großer Angst verloren. Indessen witterte das Ungeheuer jenseits der Wasser den Erdgeruch fremder Länder, und im maßlosen Verlangen, auch diese zu gewinnen, stürzte es sich voll freudiger Bier ins Meer hinein, welches mit kalten Wellen über seinem Rücken zusammenschlug. Fletschend hob sich die Schnauze, wild glühten die Augen. Die Engel erblickten mit Schaudern, wie es rudern und schnaubend das Meer durchschwamm und am jenseitigen Gestade triefend an Land stieg, wo es sogleich wieder mit vervielfachter Raserei seine Furche zu wühlen anhub. Weder im Schwimmen noch auf dem festen Land warf das teuflische Vieh den kleinsten Blick zu den Himmlischen hinauf, seine Augen maßten nur die nächsten Schritte, die es seiner Gewalt unterwerfen wollte, unermüdlich mit dem Rüssel seine Furche wühlend. Jammernd wandten die Engel sich an den Allwissenden: ob er zusehen wolle, wie die Hölle von seiner ganzen Schöpfung Besitz ergriff. Sie beschworen ihn, ein Wort gegen diesen Anschlag zu sprechen, und er möge das tobende Herz dieser Wildsau anrühren, daß es stille stünde.

Der Ewige saß auf goldenem Himmelssthron, schaute hinab und stützte untätig sein Kinn. Was noch für sie, die Erzengel, übrigbleibe, klagten sie zornig, wenn die Erde in die Gewalt der Finsternis versank. Gabriel riß voll Ungeduld sein Flammenschwert hervor, entfaltete die brausenden Flügel und schickte sich an, sich zur Erde zu schwingen, um kämpfend dem Ungeheuer entgegenzutreten. Der Herr winkte ihm, gehorsam dazubleiben; die anderen Erzengel aber machten sich auf, die Elemente selbst in den Kampf zu führen. Als Erstes schürten sie die Mittagssonne zu einer so grellen Glut, daß die Wälder auf Erden in Brand gerieten und der Klageschrei der ersten Menschen hinaufscholl. Das Ungeheuer brüllte vor Schmerz und vor Durst, doch blies es den

Brand vor seinen Nüstern hinweg — und da die Engel fürchteten, die Schöpfung vollends zu zerstören, so ließen sie Donner, Sturm und Fluten von Regen über das verwüstete Land. Die Unwetter kühlten die versengten Stacheln der Wildsau und im Weiterlaufen soff sie behaglich die Ströme leer. Hilflos betrachteten die Engel den unheilvollen Weg. Der Vater des Himmels befahl ihnen, zurückzukommen. So setzten sie sich verzweifelt zu seinen Füßen nieder und sahen viele Stunden untätig zu, wie die Hölle von der Erde Besitz nahm. Jetzt ward es zu spät, denn schon zog sich ein Graben über die unermessliche Fläche, die Welt war für den Schöpfer und seine Seligen verloren; sie vergaßen in ihrer grenzenlosen Bitterkeit, daß Gott doch nur sieben Tage nötig gehabt hätte, eine neue zu erbauen.

Die Unruhe, die Himmel und Erde erfüllte, die Furcht der Engel und die stille Gewißheit Gottes hatten längst alles, was je zu leben geschaffen war, aus dem Schlaf der Ewigkeit aufgeschreckt, mit den unzählig zahllosen Seelen aller Angebornen bevölkerte sich der Rand des Himmels; die Menschen und jegliches Getier, das je in künftigen Zeiten zu kurzer Erdenfrist erscheinen sollte, lagerten schattenhaft am Rande der Tiefe und spähten angstvoll schauernd auf das Schauspiel hinab, das über Gut oder Böse der Schöpfung entschied. Müdegebrannt neigte die Sonne sich zum Untergang, verstört erschienen die ersten Sterne am erdunkelnden Himmel, und immer noch rastete die Teufelsfau unermüdlich und geblendet von tierischer Wildheit quer über die Erde. Indessen blieb es den Himmlischen nicht mehr verborgen, daß sie in ihrer gierigen Wut vergaß, den notwendigen Haken zu schlagen, in unendlicher Ferne erspähten sie den Anfang der Höllenfurche, die sie mit ihren Blicken bis dorthin verfolgten, wo diese unter den hastig stampfenden Beinen des Wildschweins zum Vorschein kam. Ein Richern erhob sich, die Himmlischen und alle Seelen der Angebornen sagten es einander weiter und begriffen von Stunde zu Stunde, daß es dem mühlenden Satan dort unten niemals einfallen werde, an den Anfang seiner Furche zurückzukehren. Der Allwissende wies sie lächelnd zur Ruhe. Nun wurden sie endlich mit heiterer Zuversicht inne, warum er sie den ganzen Tag gehindert hatte, sich einzumischen und warum er selbst müßig zusah. Waren sie nicht dageigewesen, wie er Gut und Böse schuf und ins Böse das Gesetz der Angenügsamkeit versenkte, durch die es sich allerorten selbst zu bekämpfen verurteilt war, und nur indem es sich selbst besiegte, ward es völlig überwunden?

Schon schwirrte unter den Heerscharen ein unterdrücktes Gelächter, und dann begannen die Angebornen und die Engel dem tobenden Vieh Schwerte zuzurufen, unbesorgt stachelten sie es zu immer tollerem Anstrengung. Doch sahen sie den Allgütigen in Zorn geraten und bemerkten angstvoll, was sie in ihrer Unbesonnenheit angerichtet hatten. Das Angeheuer erhob seinen von Fels und Stein zerschauernden Rüssel, aus dem es einen Feuerstrahl in die Nacht hinauffauchte, sein Atem zischte, und indem es sich mit unverminderter Raserei an sein schreckliches Geschäft stürzte, schlug es wirklich einen Haken: wenn nicht die ganze Erde, so doch das lieblichste, fruchtbarste und friedvollste aller Länder der Welt zu gewinnen. Der Himmel erstarrte vor Grauen. Das Untier spornte jetzt seine letzten Kräfte, um wenigstens noch möglichst viel zu

erwerben. Doch bald schon erscholl von Stern zu Stern das Schlagen der Mitternacht, still begann es, silbern zirpte die Dunkelheit, bis das schallende Singen der Stunde sich über Erde und Himmel schwang. Die Wildsau drunten blieb auf schwankenden Beinen stehen, ihre Flanken zitterten, Atemrauch dampfte aus ihrem zerfesten blutigen Rüssel. Sie schleppte sich noch bis an einen Strom, den wir den Main nennen und der damals überaus tief und gewaltig war, wie die zernagten Klippen hoch im Gebirge beweisen. Den soff das teuflische Vieh beinah leer in seiner Erschöpfung, bevor es sich in eine schwarze züngelnde Wolke hüllte, und aus dieser trat Satan selbst hervor in seiner übermächtigen Teufelsgestalt.

Ohne Säumen entfaltete er seine samt-schwarzen Fledermauschwingen, bemächtigte sich der Schnelligkeit des Gedankens und flog den Graben entlang, den seine Wildsau gewählt hatte. Was mußte er da sehen! In seiner Verblendung und Bier hatte er kein einziges Stück Erde, und sei es klein wie ein Maulwurfs-haufen, eingehegt. Zuerst versuchte er wutsauchend sich auf einen Handel einzulassen, die Länge des von ihm gewählten Grabens sollte zu einem Kreis gelegt werden. Ein Viertel, bettelte er dann vergebens, nur ein Zehntelchen, schließlich wollte er sich sogar mit der Fläche einer Hand begnügen. Er schrie und zeterte über Betrug. Über seinem machtlosen Haupt erbrauste der himmlische Jubel — die Sterne, die beiden Monde und alle Fernen rühmten die Ehre Gottes und seine Weisheit. Satan aber warf sich unter unflätigen Schmähreden in einen feuerpeienden Berg hinein und verschwand für alle Ewigkeiten im Schoße seiner Finsternis.

Der Graben, der auf solche Weise und auf keine andere zustande kam, zieht sich sinn- und nutzlos quer über die Erde hinüber, kein menschliches Auge sah seinen Anfang, er schlägt einen scharfen Haken auf schwäbischem Gebiet und endet an den Ufern des Mains. Zu jenen Zeiten des Kaisers Sigmund wagte das Volk sich schon auf hundert Schritt an den Schweinsgraben heran. Dieser selbst war mit Dorngebüsch undurchdringlich zugewachsen, eine blühende Hecke, in der Millionen von Vögeln den Lobgesang des Ewigen täglich erneuerten. Wo es nötig war, eine Straße über den verrufenen Landstrich zu führen, geschah es durch hölzerne Brücken, die immer wieder von den Mönchen gesegnet und mit Weihwasser bespritzt werden mußten, damit das furchtsame Volk sie un-gefährdet zu betreten wagte. Als späterhin der Menschen immer mehr wurden und die alten Geschichten in Vergessenheit gerieten, führte jeder Sohn seinen Acker ein paar Schritt näher, als sein Vater es getan, an den verwachsenen und von den Winden Gottes zugewehten Graben, und dicht an unserer Zeit tilgte der Bauernpflug gleichmütig fast die letzte Spur.

Ignaz und der Teufel

HEINZ STEGUWEIT

Es heißt, man solle draußen keine vertrauten Gespräche anknüpfen, weil dort ein Mensch fremd ist vor dem andern und keiner mehr weiß vom Nächsten, als das, was Augen und Ohren flüchtig erspähen. Leute, wir leben in neblichten Zeiten und werden die Sehnsucht zur Sonne nicht los. Mag einer auf der Bank im Stadtpark sitzen und friedlich die Sperlinge füttern: Wer weiß, ob er kein Fuchs oder Raubvogel sei! — Mag einer am Tisch im Wirtshaus hocken und Magermilch trinken: Wer weiß, ob er nicht nach dem Blut des Bruders trachtet!

In Köln pflegt man nicht abergläubisch zu sein, obzwar ein Sagenschatz von gespenstiger Vielfalt die Vergangenheit dieser Stadt bekränzt. Und dort, wo seit Monen der alte Dom steht, prahlte vor Jahren auch die Buntheit einer Litfassäule, besetzt mit Plakaten mancherlei Art, vor allen Dingen warb das Theater für eine Vorstellung von Goethes Faust. Warb sogar mit einem Bilde, das in farbigen Strichen jene Szene darzustellen sich bemühte, da Mephisto, mit der Rechten den Kopf nachdenklich stützend, mit der Linken am zausigen Spitzbart zupfend, in Fausts langem Kleide einen Schüler solchermaßen belehrt: „Mein teurer Freund, ich rat euch drum: Zuerst Collegium logicum . . .!“

Vor diesem Plakat stand mitten zur Zeit des kalten Dezembers auch ein Jüngling, der nicht wußte, was ihn so unentrinnbar zwang, über die wunderlichen Hintergründe des Bildes nachzudenken. Gewiß, man hatte soeben in der Prima einige Szenen des klassischen Zauberspiels gelesen. Gewiß, es hatte sich im Reigen der Verse manch Geheimnis aufgetan, von dem man bisher wohl einiges geahnt, den letzten Sinn indessen nicht begriffen hatte. Wie: „Alles was entsteht, ist wert, daß es zu grunde geht!“ — Oder: „O glücklich, wer noch hoffen kann, aus diesem Meer des Irrtums aufzutauchen . . .!“

So stand der Jüngling vor der Litfassäule, ein wenig traurig, sicher aber trachtend und forschend, pochte doch das Herz mit wildem Angestüm, wußte doch die aufgerührte Seele nicht, warum sich ihre Gedanken quälten.

Bis der junge Mann ein frostiges Zittern spürte, so, als habe ihn das Schwert einer grausamen Erkenntnis getroffen: Sein Gesicht war das des faustischen Schülers! Sowohl, der gemalte Knabe, der sich mit Mephisto in ein Gespräch verstrickte, trug ganz und gar seine Züge; so ähnlich, so täuschend, daß man in den Spiegel zu blicken vermeinte!

Da lachte der Jüngling spöttisch auf, um sich aus der Umzingelung eines Unbehagens zu befreien. Vom Himmel fiel Schnee, die Flocken trieben in wirbelnden Wolken über den Domplatz, man mußte schon den Mantelkragen hoch um die Ohren klappen, um sich geborgen zu fühlen.

„Solch ein Plakat möchte ich haben“, knurrte der Jüngling, wandte sich dann zum Gehen, sichtbar entschlossen, dem Gaukelspiel des Zufalls nicht länger mit törichtem Grufeln zu huldigen. —

Indessen: Die Füße, die den ersten Schritt versuchten, kamen nicht vom Pflaster. Die Stiefel schienen eingewachsen in der Erde, die Beine waren hölzern und wie erfroren, — ein Traum fast und ein Alpdrücken bei wachem Verstande! So oft auch der Jüngling die Schenkel heben mochte, der Körper gehorchte nicht. Schon wollte der Geplagte einen Hilferuf tun, als auch der Mund keinen Laut mehr gab, die Stimme schlug wie eine Flamme zurück und die Zunge keilte sich erbarmungslos als Pflock vor den Gaumen.

„Soll ich Ihnen helfen?“ fragte im gleichen Augenblick ein Mann, der als Spaziergänger die Not des Jünglings wohl erkannt hatte. Und da der gelähmte Schelm wenigstens mit dem Gehör noch bei Sinnen war, konnte er schmerzhaft nicken, konnte er auch mit den Augen einen Blick voll flehentlichen Dankes tun, — aber ein neues Entsetzen rüttelte den Körper: Der hilfsbereite Herr, der einen altmodischen Havelock trug, dazu einen schwarzen Schlapphut von romantischen Maßen, hatte Blatternarben im Gesicht, während am Kinn ein Spitzbart wucherte, nicht anders, als jene Figur des Plakats ihn trug, die uns der Dichter des Faust als Spottgeburt von Dreck und Feuer verächtlich machte.

Also blieb es dabei: Der Gelähmte gab keine Antwort, doch vernahm er ein plärrendes Gelächter, so häßlich, als wäre ein Volk von Raben aufgeflattert!

Der Mann im Havelock streckte die Hände aus, deren Finger wie Krallen waren, krumm und spitz wie das Geschwäs eines bösen Weibes.

„Kommen Sie, junger Mann!“ —

Der Körper des Jünglings zuckte, die Beine bewegten sich, die erloschene Stimme fand das erste Wort: „Ich danke Ihnen! Oh, ich danke Ihnen von Herzen . . .!“

Die Stirn troff, die große Angst war vorüber, zumal auch das Antlitz des Fremden nicht minder gewandelt schien, als habe Mephisto soeben die gütigere Maske des Faust übernommen, um dem Schüler ein frommer Meister zu sein.

„Erholen Sie sich, junger Mann, Sie hatten einen Anfall. Vielleicht Krämpfe. Oder etwas Panik im Gemüt, weil der Schüler des Plakats Ihrem Gesicht so ähnlich ist. Jawohl, winken Sie nicht ab, ich habe es sofort bemerkt, darum sprang ich hinzu, Ihre Haltlosigkeit mit einem kleinen Collegium logicum zu kurieren. Wie heißen Sie —?“

„Ignaz, mein Herr!“

„Ignaz? Das ist schade! Wer Ignaz heißt, kann es nicht weit bringen, es sei denn, daß er mit der Beschaulichkeit eines bürgerlichen Daseins schon zufrieden wäre. Nein, lieber Ignaz, wie durften Sie mich so enttäuschen! Wie gern hätte ich in Ihnen die gleiche Wissensgier vermutet, wie sie Ihr Ebenbild, nämlich der wackere Schüler auf dem Plakat, seinem höllischen Lehrmeister zu Füßen legt!“ —

Ignaz, der dem Sonderling einigen Dank schuldete, konnte sich nicht entschließen, unter Verachtung aller rücksichtsvollen Gefühle den Domplaz zu ver-

lassen. Vielmehr glaubte er dem Fremden verpflichtet zu sein, also lächelte er freimütig: „Mein Herr, wenn ich auch Ignaz heiße, ich werde schon fertig werden mit dem Leben; in meinen Augen ist dieser Faust ein Trottel gewesen!“

„Sieh an! Und die Begründung? Sie Knirps, Sie Reim, Sie Halbgeborener –?“

„Nun, ich schloße keinen Pakt mit dem Teufel, um die schöne Helena zu sehen oder in den arkadischen Gärten zu schwelgen. Ich bin ein Kind meiner Zeit! Ich wäre schon zufrieden, wenn ich bis an mein Lebensende täglich fest und sicher zehn Mark zu verzehren hätte. Mehr brauchte ich nicht als Grundlage!“

„Wieviel verdienen Sie heute –?“

„Nichts. Ich bin noch Primaner!“

„Zehn Mark je Tag? Das möchten Sie fest und sicher bis an Ihr Lebensende?“

„Jawohl! Ich würde mir alles leicht und bekömmlich machen!“

„Aber Ignaz, warum nicht fünfzig Mark je Tag –?“

„Wäre noch besser. Aber das ist ja alles Spaß! Ich will nur zehn! Als Grundlage!“

Der Fremde warf den Havelock auseinander, riß sich den Schlapphut gepfenstisch aufs Gebüsch der Augenbrauen:

„Furchtbar ernst ist es, junger Mann! Ich sichere Ihnen diese Summe! Abgemacht? Zehn Mark je Tag! Bis ans Lebensende!“

Ignaz wollte sich mit einem scherzhaften Wort verabschieden, offenbar war ihm ein Narr und Sonderling in den Weg gekommen. Aber der Fremde drohte mit scharfem Blick, er zupfte sich mit der Linken den Spitzbart, mit der Rechten kramte er in der Tasche, dann holte er eine Handvoll Münzen hervor:

„Hier! Nehmen Sie! Aber nicht nachzählen! Damit müssen Sie warten, bis ich verschwunden bin. Es bleibt dabei: Zehn Mark für jeden Tag!“

„Aber Herr . . .!“

„Rein Wort mehr! Leben Sie wohl!“

Ignaz stand da, sein Mund klappte, seine Faust umkrampfte eine Summe ungezählter Münzen – –

„He, – Herr . . .!“

Der Narr mit dem Havelock war verschwunden. War abgetaucht in der Dunkelheit, die sich über den Domplatz gesenkt hatte, kalt und windig, mit Nebelschwaden und Schneegestöber!

Ignaz rannte bald diesem Schatten nach, bald jenem. Der Spitzbärtige blieb verschollen, wohl aber grinste der Satan des faustischen Plakats frech in die Straße, – ein neues Ebenbild, ein quälender Spuk: So hatte die Larve des Blatternarbigen gedroht! Mit grünen Augen, wie bei einem Raubtier! Mit krallenden Fingern, die sich krümmten wie die Fänge eines Geiers!

Ignaz lief, rannte, raste, in der Hand die Münzen, die so heiß waren, als wollten sie schmelzen. – Die Straßen von Köln waren leer, die Geschäfte hatten

geschlossen, auf den Uhren rückte der Zeiger zur Mitternacht, — barmherziger Himmel, wohin flog die Zeit, wie konnte der Tag so hastig verdunsten? Das Gespräch mit dem Fremden hatte acht Stunden gedauert? Ein Mirakel!

Ignaz taumelte, als die Erkenntnis über ihn kam: Er mußte das Erlebte melden! Den Eltern! Der Polizei . . .!

Unter einer Gaslaterne hielt er an, die Stirn tropfte, das Herz stampfte gegen die Rippen! Der Gehezte öffnete langsam die vom Frost erstarrte Hand und zählte nach, was er besaß. Pfennig um Pfennig. Groschen um Groschen. Und keuchte, zitterte, weinte: Fünf Mark! Keinen Deut drüber! Fünf Mark in kleinen, schier zusammengebettelten Münzen! Was sollte das? Zehn Mark brauchte er doch für jeden Tag bis ans Lebensende? Und diese fünf . . .? Ignaz schrie auf: Hatte er nur noch einen halben Tag zu leben? Nur noch zwölf Stunden Frist? Und dann . . .?

In der Brust stürzte etwas ein. Die Knochen der Schenkel schienen zu bröckeln, denn die Beine sanken zusammen, als wären sie nur noch haltloses Fleisch.

„Mutter, Vater, Hilfe — —!“

Minuten später las eine Polizeistreife den Ohnmächtigen auf. Ignaz wurde, da er einen Ausweis in der Tasche trug, nach Hause geschafft, wo die Eltern schon das erste Gebet zitternden Mundes gesprochen hatten. —

Der Arzt kam, dem Jungen zu helfen. Und der Fiebernde öffnete die Augen, alles zu berichten, alles preiszugeben, und man hatte keinen Grund, eine Silbe dieses Schreckens in Zweifel zu ziehen; denn die Hände umklammerten noch immer die Pfennige und Groschen, auch war der faustische Schüler des Plakats das Ebenbild des unglücklichen Knaben. —

Ignaz starb um die zwölfte Stunde des neuen Tages, nachdem seine arme Seele einem fürchterlichen Kampf unterlag. —

Zum Begräbnis fand sich die ganze Schule ein, und viele Glocken der Domstadt begleiteten den Zug mit flehendem Geläut. Aus der Grabrede behielt ich dies: „Kämpft, ihr Jungen, und wollet es nicht leicht haben in einer Welt, mit der es Gott so schwer hat! Und fliehet jeden, der euch rosiges Tage verspricht, denn ein träges Leben kann nur des Teufels sein!“ —

Der Blatternarbige mit dem Havelock blieb verschollen, obwohl ganz Köln sich auf die Fährte machte. —

Dem Jüngling aber, der ein gesichert Leben bis ans Ende seine beste Sehnsucht genannt hatte, schrieb man Fausts ewige Lehre auf den Stein:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß —!“

Peter

FRIEDRICH SCHNACK

Der kleine elfjährige Peter, ein Arbeiterkind, saß in der engen Wohnküche am Tisch. Er hatte soeben seine Schulaufgaben gemacht und zur Erholung ein paar Seiten seines Schmetterlingsbuchs, einem Geschenk seines Lehrers zum vorjährigen Weihnachtsabend, träumerisch durchzogen, auf der gewöhnlichen Jagd in Wiesen und Wäldern, wo schöne Schmetterlinge flogen — nun war die Dunkelheit hereingebrochen und füllte die Küche aus, die leeren Töpfe in Gestell und Schrank, wo viel Platz war, denn die Vorräte waren knapp. Die Füchse waren erloschen und die Schwalbenschwänze tief eingefunken in das Falterbuch, in unbekannte Nachtgegenden und geschwärzte Schlafblumen. Am Himmel über den Dächern der Großstadt entzündeten sich die Sterne und verkündeten, es sei Zeit, in den Stuben und Küchen die Lampen anzubrennen, aber der sparsame Vater hatte verboten, so frühzeitig Licht zu verbrennen, der Strom koste ein Heidengeld. Und es war doch nur eine schwachleuchtende elektrische Birne, die da von der Decke an einer Schnur über dem Tisch hing. Der Vater kam erst in zwei Stunden von der Arbeit heim, so lange mußte Peter warten auf Licht und Wärme. Denn auch mit den Kohlen sollte gespart werden, sie waren sündteuer, und der Vater verdiente nicht viel, wenn er sich auch noch so sehr abrackerte. Eiskalt war der Herd, einem Toten gleich, dem alle Lebenswärme entwichen.

Peter vergrub seine Hände in den Taschen und kroch in sich zusammen. Am liebsten wäre er wohl hinuntergegangen, einen Spaziergang zum Bahnhof zu tun, wie manche Vorstadtjungen, wenn sie frieren, aber sein lahmes Bein hielt ihn zurück; er war schon froh, wenn er den eisglatten Schulweg jeden Nachmittags hinter sich hatte. So war ihm also auch der Ausgang untersagt, verboten wie Licht und Herdwärme. Er spürte auch Hunger. Wie gern hätte er ein Butterbrot gegessen, doch die Butter war alle, und das Brot sollte zum Abendessen aufgehoben werden. Der Wochenlohn des Vaters war aufgebraucht: morgen erst, am Vorabend des Weihnachtstages, brachte der Vater neues Geld und frisches Brot.

Da kauerte er, der frierende, hungrige Schmetterlingsjäger, der nie auf die Jagd gehen konnte wie sein gesunder Freund Tim: der hatte im letzten Sommer zwei Füchse mit dem Netz gefangen und einen Trauermantel. Und im nächsten Sommer wollte er unbedingt einen Admiral erbeuten und ein Ordensband, ein blaues.

Draußen frostete der Dezemberabend. Vermorrenes Geräusch drang über die Dächer, das Lärmgewitter der Straßen, wo die Autos heulten und die Lastwagen donnerten, fern auch die Eisenbahnen über die Brücken rollten. Ein

schwacherer Lichtdunst schwebte zwischen Dächern und Himmel, von dem die Firste und Giebel ein Stück ausschneiden. Die Straßenlaternen schickten ihren Schimmer herauf und leuchteten doch nicht in die kleine Küche, und die Sterne blickten herunter und sahen nicht auf den Tisch und auf den öden Herd. Da glänzte ein Stern, den Tim für sich als seinen Glückstern beanspruchte. Peter konnte ihn nur als seinen Unglückstern anschauen: solange er schon über die Großstadtdächer herabblitzte, war sein Bein lahm, die Küche im Winter kalt, das Brot im Schrank rar, die Lampe arm.

In der Finsternis tickte die Uhr, der blecherne Wecker, der jeden Morgen den Vater und ihn aus dem Schlaf klingelte. Dem machte es nichts aus, ob der Herd warm oder kalt war, ob Licht brannte oder nicht, ob Peter lahmt oder Tim herumstreunte. Er tickte.

Wie dunkel war es! Peter fühlte sich unheimlich angerührt. Ach, wenn er nur Licht machen dürfte, einen Augenblick Licht. Dann wäre es plötzlich ganz hell, viel zu hell, als daß man ängstlich zu sein brauchte. Auf der Treppe hörte er Schritte, schleichende, langsame Greisenschritte. Er lauschte. Sie schlürften vorbei. Aber er war noch furchtsamer geworden.

Da tastete er nach dem Schalter, seine Hand zitterte ein wenig, sie wollte es noch nicht wagen, die Hand, den Schalterknopf zu drehen, aber die Angst befahl es . . . und nun war die Küche hell, und der Wecker hämmerte nicht mehr so laut. Und da lag wieder das Schmetterlingsbuch aufgeschlagen, neben den zurückgeklappten Schulbüchern, und fern über den Dächern waren die Sterne verblaßt, zurückgewichen vor dem Glanz der kleinen elektrischen Birne.

Peter setzte sich wieder auf seinen Küchenstuhl und blickte in die Augen des Tagpfaunauges und in die Augen des gemalten Nachtpfaunauges, das so grau war wie Asche und Holzstaub. Ja, wer im Sommer ein Nachtpfaunauge erjagen könnte oder ein Abendpfaunauge! Das war auch dem geschickten und listigen Tim noch nicht gelungen. Er konnte wohl an den Sommertagen hinaus vor die Stadt wandern, weit in die Felder, aber nachts? Und in den Hinterhöfen flogen niemals Nachtpfaunaugen. Die kamen nicht hierher in den Straßendonner und in die engen Gassen. Andere Flugplätze liebten sie . . . Gärten . . . Büsche . . . Rasenfluren . . . Peter hob den Kopf, in die eiskalte Nacht starrend. Ein Nachtpfaunauge, dachte er. Große Flügel . . . wunderbar! Stärker glänzten wieder die Sterne zu ihm herunter, silberne Blicke – vielleicht die Augen eines Himmelsfalters. Tief und voll Sehnsucht schaute er hinaus in diesen abgegrenzten, grenzenlosen Schein, in den großen Värenglanz, in die Milchstraßenflut. Ganz bestimmt schwebten auch dort auf den glitzernden, ewig sommerlichen Himmelswiesen Schmetterlinge: Füchse und Schwalbenschwänze, und sie waren nicht nur der Erde vorbehalten.

Ihre Flügel mochten gesponnen sein aus Mondseide, Sternschnuppen, überglänzt von den sieben Himmelsfarben, die vom Regenbogen auf die Erde tropfen, und sie, die hohen Falter, tranken Sonnenhonig, Blütenseim und das Regenwasser des Mondes. Da oben schliessen jetzt die Tagfalter an ihren Blumenstengeln und in den Bäumen, und die Nachtfalter umstoben die Häuser der Engel und die stillen Tore des Paradieses. Er schaute tief hin, um ganz deutlich

zu sehen. Da sah er, wie neben seinem Unglücksstern und dem Glücksstern seines Freundes Tim ein nachbarlicher Stern sich verdunkelte, als wäre ein Wölkchen darüber geglitten, ein fremdes, kaltes, graues Wölkchen, und nun wurde der Stern schon wieder licht, wie eine geschneuzte Kerze. Eine Schnuppe mochte sich von ihm gelöst haben und weggesprungen sein in den Abgrund.

Aber da meinte er auf einmal ein Schwirren und Schwingen, einen tausenden Flug zu hören. Stürzte ihm gar die Sternschnuppe ins Fenster, mitten auf den Tisch? Sein Herz klopfte heftig und — o, um Himmels willen, wenn das Tim sehen könnte! — da setzte sich, bei Gott, auf die Tischdecke, verblichen vor Alter und mit Tintenflecken verunziert, setzte sich auf den großen, ausgezackten Tintenleck, den er vor zwei Jahren gemacht hatte, ein fast durchsichtiger, großer Falter.

Auf die Flügel waren zwei Augen getupft und dunkel umringt: die sehen ihn an. Und Peter blickt in die Augen. Sie weiten sich, werden groß und größer, hell und gut, und jetzt sind sie wie ein Reich, ein rundes Reich, in das man eingeht. Und Peter sah sich in dieses Augenreich hineingehen.

Was war in diesem Reich alles? Ein Licht, das man abends immer brennen durfte, ein Brot zum Essen, wenn der Hunger quälte, ein wärmendes Feuer . . . Ach, er ging immer tiefer hinein in dieses frohe Land, und er sah: ein tausendmal schöneres Schmetterlingsbuch als das seine; grüne Wiesen, überspielt von Faltern; Knaben und Spielsachen; eine liebe Mutter, einen guten Vater, der Geld und Essen heimbrachte; eine feine Uhr, die melodisch schlug und nicht schrillte; lustige Schulwege; einen Peter mit gesunden, kräftigen Beinen; Herumstreiferei . . . Leider aber auch ein kleines Landgut, das zugrunde ging; hartherzige Menschen, die den Vater ausnützten, ach! und eine lange Krankheit der Mutter, Monate im Spital, Monate im verstaubten Garten des Krankenhauses, Monate in einer verstaubten Sonne . . . Der Tod der Mutter . . . Dies alles war in diesem großen Reich, rund wie die Welt.

Und dahinter die Ewigkeit.

Er schaute auch in die Ewigkeit. Ganz so war sie, wie er sie sich ausgemalt hatte. Die Sternengesichter neigten sich aus ihren dunkelblauen Fenstern und winkten ihn heran; und andere wieder waren Blumen und Blüten, hingeschwemmt auf die Fluren der Ewigkeit, ein ganzer Sternenteppich: das mußte wohl die Milchstraße sein, ein silberner Läufer, auf dem man hinwandeln konnte bis an die Stufen des Paradieses. Tiefer und helllichtiger spähte er hinein in den üppigen Glanz und die Pracht, wie er sie nur je geträumt und von der ihm die Mutter erzählt hatte, als sie noch lebte, und er klein war, kinderklein. Ja, was gab es da für herrliche Schmetterlinge: blau die einen, wie Wasser und Himmel, rot die andern, gleich dem Gold und dem Feuer, Bläulinge und Dufatenfalter; gelbe strichen an ihm vorbei, überaus feine Zitronenfalter; Schwalbenschwänze und Admiräle, und, o Tim!, zahllose blaue Ordensbänder. Da brauchte man nicht in den Abenddämmerungen auf der Erde zu jagen, unter den Brückenhögen am Wasser: hier war er in ein Ordensbandland gekommen. Man hatte auch nicht nötig, sie zu fangen, denn sie waren immer gegenwärtig da zum Anschauen.

Ein unbekanntes Glücksgefühl, mit Knabenworten nicht ausdrückbar, ergriff Peter, ein Schmetterlingsgefühl, ein leichtes, schwebendes, reines Liebesglück. Er hob in einem innerlichen Jauchzen die Arme: und da flog der große, durchsichtige Falter auf vom abgebrauchten Tischtuch, und Peter folgte ihm mit den Augen, dem Gesicht, den Armen und den ganzen Körper. Er wirbelte mit dem Schmetterling empor in die lichte Welt. Da sah er nun klar, daß die Sterne auch Schmetterlinge waren, mit Strahlenschwingen, und er selbst war ein Schmetterling, mitten unter ihnen, und sie alle zogen auf ihrer seligen Reise ins Paradies. Unterwegs aber, es mochte an einem Mond sein oder einer Sonne, tat sich windleis eine kristallene Tür auf, und Peter hörte seinen Namen.

Er erschrak: was für eine gute Stimme rief ihn da! Schnell wandte er sich um: da sah er seine Mutter in der gläsernen Tür stehen, seine längst gestorbene Mutter, die winkte ihm. Peter, vor Freude erglühend, stürzte zu ihr und in ihre Arme.

„Mutter!“

„Peter!“

Und so waren sie vereint.

Sie führte ihn hinein ins Haus, alles schien ihm so bekannt. Das war ja das kleine Landgut, auf dem er seine Kinderzeit verlebt hatte, damals, als es dem Vater gut ging und die Mutter noch am Leben war.

„Grüß dich Gott, lieber Peter!“ sagte die Mutter, als er drinnen in der Stube stand. „Wie froh bin ich, daß du mich besuchst.“

Aber Peter war völlig verdußt und erschüttert. „Mutter“, sagte er, „ich habe so großen Hunger. Das Brot muß noch zum Abendessen langen . . .“

Die Mutter hatte Freudentränen in den Augen, helle, sterndurchblitzte Muttertränen, darin sich das Licht des Himmels spiegelte. Vor Rührung konnte er nicht ein Wort sprechen. Verschämt blickte er auf die Bilder an der Wand — ach, die alten Bilder aus dem Bauernhäuschen waren es, aus dem kleinen Landgut: die glänzenden, bunten Oldrucke: der Reiter auf dem Pferd, die feine Dame im Garten, der Sonnenuntergang in den Bergen und noch andere Bilder aus dem Wohnzimmer. Peter war froh, daß die Mutter diese prächtigen Bilder hatte.

Nun holte sie aus dem Küchenschrank, der genau dem aus der kalten Küche des Vaters glich, einen Teller mit Brot und ein Töpfchen voll Butter, duftend nach Rahm und Wiese, und strich dem Hungrigen ein dickes Butterbrot. Gierig biß er hinein, und die Mutter sah ihm liebevoll zu.

Und Peters Augen wanderten.

„Mutter!“ flüsterte er, „das sind ja die alten Möbel wieder, die die Leute forttrugen, weil Vater kein Geld hatte, um die Steuern und die Kaufleute zu bezahlen. Die sind doch versteigert worden . . .“

Er war durch und durch erstaunt.

„Peter!“ sagte die Mutter, „das Häuschen und die Möbel . . .“

Und er wußte alles.

Das rote Kanapee stand da in der Ecke, der braune Tisch, die Stühle mit den gedrehten Beinen, das polierte Vertiko, der Blumenständler und die Zimmer-

linde . . . alles, was man den Eltern genommen hatte, stand da in der Stube seiner Mutter.

Wie glücklich fühlte sich Peter. Die Mutter streichelte ihm zärtlich das Haar und küßte ihn auf die Stirn. Die sanfte Wanduhr tickte, die viereckige schwarze Uhr mit ihrem Messingzifferblatt und den gelben Gewichten; so friedlich still war es hier bei der Mutter, wie in den Ferientagen, wenn draußen auf der Dachrinne die Schwalben schwäzten. Er lauschte: weiß Gott, auch die Schwalben zwitscherten — nichts hatte sich geändert, alles lebte noch in der mütterlichen, himmlischen Ewigkeit.

Die Mutter nahm aus der Kommode eine bunte Schachtel, über und über bedeckt von silbernen Sternen, und gab sie Peter. Er öffnete sie strahlenden Blicks — o, wie? Lebkuchen waren darin: süße, mandelverzierte, braune, glänzende Lebkuchen, lauter Herzen. So lange hatte er keine Lebkuchen gegessen, seit Mutters Tod nicht wieder. Und wie die schmeckten. Himmlische Süße, himmlischer Honig, himmlisches Mehl und himmlische Gewürze waren hineingebacken. Solche feine Lebkuchen gab es nirgendwo in den Zuckerläden seiner Stadt. Die Mutter setzte sich zu ihm, den Arm um seinen Rücken schmiegend, und so saßen sie bei der halb offenen Tür und blickten träumerisch hinaus in die Weltnacht, die ausfah wie ein schwarzblaues Tuch, mit goldenen Nägeln genagelt an die Wand der Ewigkeit. In unendlichen Scharen zogen seine Schmetterlinge vorbei, rot, gelb, braun, blau blizend im Dunkel und selig angestrahlt vom höchsten Glanz. Kein Ende nahmen sie.

Da gingen draußen auf dem Flur vor Mutters Stube Schritte. Wer mochte da kommen? Vielleicht war es Gott, der nachsah, ob alle Menschen bei ihm glücklich waren. Aber Peter sah nicht hin vor Beklommenheit, die Augen fielen ihm auch zu, und zugleich spürte er, wie er an die Brust seiner Mutter sank, schwer und still, wie er immer tiefer sank in ihre Liebe hinein, in den Schlaf, in den Traum, in den Schmetterlingstraum.

Plötzlich schlug die Tür. Ein Wind hatte sich aufgemacht, die Tür seiner Mutter zu schließen. Es gab einen lauten Schlag, der Peter auffahren ließ. Verwirrt starrte er auf den Tisch, da saß auf der verblichenen Decke der große dunkle Falter, der namenlose Schmetterling. Ach nein! Das war gar kein Falter, der große Tintenfleck lag da und sah aus wie zwei Flügel, die sich ausbreiteten. Und jetzt hörte er eine bekannte, tiefe Stimme. „Hast dich wieder einmal gefürchtet, du Hasenfuß!“ sagte jemand, wahrhaftig, der Vater, der nach Hause kam und die Tür laut schloß.

Verdutzt blickte Peter seinen Vater an, der an der Tür stand, ein kleines Fichtenbäumchen im Arm und in der Hand eine Schachtel, die der Lebkuchenschachtel seiner Mutter glich.

„Ich war bei der Mutter . . .“ erwiderte Peter und konnte sich nicht gleich zurechtfinden. „Wir haben miteinander geredet . . .“

Der Vater betrachtete seinen Jungen forschenden Blicks. Er gewahrte den leuchtenden Schein auf der Stirn und in den Augen Peters — und wandte sich ab zum Herd. „Ich habe das Bäumchen mitgebracht“, sagte er, „häng's zum Fenster hinaus, damit es frisch bleibt.“

Peter knüpfte eine Schlinge um das Stämmchen, indes der Vater seine Lebkuchenschachtel in den Schrank legte. Der Lohn sei schon heute ausgezahlt worden, meinte er, womit er die Ausgabe für die Bäckerei zu begründen schien.

Der Junge nickte: es war genau dieselbe Lebkuchenschachtel . . . jene schön besternte Schachtel.

„Bei Licht geträumt!“ schalt der Vater, den Kopf schüttelnd, und entbrannte das Feuer im Herd. Peter öffnete das Fenster, hängte das Bäumchen hinaus aufs Dach in den leichten Schneefall, der soeben einsetzte. Die Flocken nisteten sich in die Zweige des Bäumchens: sahen sie nicht aus wie silberne Schmetterlinge, wie Weißflinge, die von den ewigen Wiesen herabflockten? Waren sie nicht vorhin an der Tür seiner Mutter vorübergewirbelt?

„Schnell, Fenster zu!“ rief der Vater. „Tisch abräumen!“

Peter schloß das Fenster, klappte sein Schmetterlingsbuch zu und holte das Brot aus dem Schrank. Aber sein Herz erglühete von dem Nachglanz seines Erlebnisses.

Und gings nicht ums Geld,
so wär ich ein Held

RICHARD EURINGER

Eine schutzlose Person litt Unrecht von einem großmächtigen Menschen, der nach niemand's Wünschen fragte.

Weil sie denn verzweifelte, je zu ihrem Recht zu kommen, lief sie ihm barfuß auf den Hof, ihn zu verfluchen samt Grund und Boden. Aber er war wohlgelaunt, plusterte den Bauch heraus, klimperte mit den Talern im Sack und sagte ihr: „Hör sie, Frauenzimmer! Weil mir lustig ist zumut, will ich mit mir reden lassen. Schicke sie mir einen Mann, der mir ihre Klage klarlegt! Und es soll in Ordnung kommen.“

Da wußte die Frau nicht, wie ihr geschah. Jedenfalls lief sie, was sie konnte, einem braven Mann ins Haus, der als Schmied sein Ansehen hatte und für unerschrocken galt.

„Ich bitte dich, Schmied“, sagte sie, „leg deinen Hammer auf den Amboss, bind dir die Arbeitsschürze vom Leib, geh zum Alten auf den Hof, mach ihm

meine Sache klar, und klag ihn an mit meiner Klage, wie mir Unrecht widerfahren: Denn — so hat er mir gelobt — also solls in Ordnung kommen.“

Da legte der Schmied den Hammer hin, nur band er die Schürze nicht vom Leib. Er strich sich den Bart wie ein weiser Mann, zog die Brauen in die Höh und sagte: „Wahrhaftig, ja das wollt ich tun! Ich machte ihm wohl die Hölle heiß; darauf kannst du dich verlassen. Und den Hammer, den nahm ich mit, und wenn er mir Fisimatenten machte, so schlug ich ihn gradewegs vor den Kopf; anders hat ers nicht verdient. Und ich täts bei meiner Seel! Das kannst du mir glauben, wenn ichs sage. Aber es geht nun einmal nicht. Der Mann läßt bei mir sein Roß beschlagen. Der Mann ist mein Kunde. Man hat ein Geschäft. Die Zeiten sind schlecht. Du weißt Bescheid. Ich kann nicht. — Wär ich ein freier Mann, könnt ich tun, so wie ich wollte . . .!“

Aber er war kein freier Mann, und er konnt nicht, wie er wollte. Und er nahm seinen Hammer wieder und schlug gar wild auf den Umboß ein, als müßt das so sein.

Also lief die gute Person ein Haus weiter zu einem Müller, der als Mann sein Ansehen hatte und für unerschrocken galt.

„Ich bitte dich, Müller“, sagte sie, „leg deine Schaufel hin, bind den Sack zu, staub dir den Mehlpuder vom Leib, und geh zum Alten auf den Hof, mach ihm meine Sache klar, und klag ihn an mit meiner Klage, wie mir Unrecht widerfuhr! Denn — so hat er mir gelobt — also solls in Ordnung kommen.“

Da legte der Müller die Schaufel hin, staubte sich das Mehl vom Leib, schob die Müse hinters Ohr und kralte sich die Speckschwarte. „Wahrhaftig“, sagte er, „das wollt ich tun! Ich machte ihm wohl die Hölle heiß; darauf kannst du dich verlassen. Und den Mühlstein nahm ich mit, und wenn er mir Fisimatenten machte, so erkäuft ich ihn im Mühlbach; anders hat ers nicht verdient. Und ich täts bei meiner Seel! Das kannst du mir glauben, wenn ichs sage. Aber es geht nun einmal nicht. Der Mann läßt bei mir sein Korn vermahlen. Der Mann ist mein Kunde. Man hat ein Geschäft. Die Zeiten sind schlecht. Du weißt Bescheid. Ich kann nicht. — Wär ich ein freier Mann, glaub mir nur, ich käm ihm dran!“

So aber war er kein freier Mann, und er konnt nicht, wie er wollte. Und er nestelte seinen Sack zu und dachte: „Geh mit deinem Geplack zu!“ Und drehte sich um. Mit Gebrumm.

Also lief die gute Person ein Haus weiter zu einem Kürschner, der als Mann sein Ansehen hatte und für unerschrocken galt. Aber er war kein freier Mann, und so konnt er ihm nicht dran.

Und sie lief zum Fleischer, zum Bäcker, zum Schulzen und zum Altermann, aber keiner konnt ihm dran.

Und ist sie die Kunde noch nicht um,
so läuft sie heute noch herum.
Und findet sich nicht ein freier Mann,
so ist die Müh umsonst vertan.
Und ist es so um uns bestellt,
so wird nie Recht in dieser Welt.

Madonna Amore

ALFONS VON CZIBULKA

Madonna Amore ist der Name eines verfallenen Kirchleins auf der sonnigen Höhe eines kleinen Berges in Tirol, der, aus den Felshängen eines Gebirgszuges in ein Tal vorspringend, Nord und Süd voneinander scheidet. Denn während seine Nordseite aus dem schattigen Grunde eines zwischen Moos und Farnkräutern lärmend dahineilenden Gebirgsbaches in steilen Lehnen ansteigt und inmitten schon ein wenig verbrannter Wiesen noch ein letztes deutsches Bauerndorf liegt, senken sich seine Südhänge, im Frühling von Buschwerk und Blumen überwuchert, in tausend leuchtenden Rastkaden in das immer breiter werdende Tal. Auf der flachen, mit gewaltigen Felsplatten bedeckten Höhe des Berges steht als sichtbares Zeichen, daß hier der Süden beginnt, im Halbkreis um das Kirchlein ein freilich noch von Stürmen zerzauster Rastanienhain.

An dem Bache, der wenige Stunden jenseits der Klamm, in die er nicht weit vom deutschen Dorfe eintritt, schon ein rechter, mit Geröll und Sand vermurter Fluß geworden ist, leuchten hinter dem Schleier der in der Sonne zitternden Luft, aus graugrünem Laubwerk die gelben, weißen und rosafarbenen Häuser einer welschen Siedlung. Deren Bewohner betreiben den Anbau eines weitberühmten Weines, der auf diesen Hängen im Überfluß gedeiht und die Menschen ringsum fröhlich und heißblütig macht bis weit ins Deutsche hinein.

Die Bewohner der beiden kleinen Dörfer, des deutschen und des welschen, gehen einander aus dem Wege seit alters. So ist dieser Berg, über den auch der einzige Weg führt, der die beiden Siedlungen verbindet, gleichsam der Grenzwall zwischen zwei feindlichen Heerlagern. Nur die Ziegenjungen treiben in den Hängen ihr Wesen, die heimischen Weiden vor feindlichem Einbruche schützend und in die fremden einbrechend, woraus sich allerlei heroische Prügelei ergibt, die die Alten einander vorenthalten aus mancherlei Gründen.

Und doch treffen die Bewohner dieser feindlichen Dörfer einander am Oftertage unter den Rastanien, um dort die Messe zu hören, die dieses eine Mal im Jahre für beide Gemeinden gemeinsam in der Kapelle auf dem Berge gefeiert wird. Lagern sich dann einträchtig zusammen und bleiben friedlich vereint bis tief in die Nacht hinein, in der die Hänge von vielem Lachen, Geficher und Flüstern widerhallen. Wozu in dieser frühen Johannismacht nicht zum geringsten der glutrote Wein beiträgt, für den an diesem Tage die welschen Weinbauern im Überfluß sorgen. Dieser schöne Brauch hat seine Ursache in einer jener alten Legenden, wie sich deren noch manche in den von den Wirrnissen der Welt abgelegeneren Gegenden erhalten haben.

Manches Jahr ist es her, daß die beiden Gemeinden das Bergkirchlein zu gemeinsamem Gottesdienste erbauten, weil sie durch die damals noch unwegsameren Pfade und durch eine wild wuchernde Natur von der Welt noch abgesehener waren als heute. Also auch von ihren Vorteilen, und deshalb zu arm waren, um eine jede für sich ein Gotteshaus zu errichten. In weiser Voraussicht, daß auch ein Pfarrer die Ursache weltlicher Händel werden könnte, hatten die Ältesten der beiden Gemeinden einander verbrieft, daß die beiden Siedlungen abwechselnd den Pfarrer zu bestellen hätten, der dann auf Lebzeiten zu bleiben hätte. So daß auf den deutschen der welsche folgen solle und so fort in harmonischer Reihe. Ergäbe aber der Zufall, daß der Pfarrer des einen Dorfes sein Hirtenamt fünfzig Jahre versähe und der ihm folgende nur zehn, so wäre dies nur scheinbar nicht gerecht, da die Zeit solches sicherlich ausgleichen würde.

Nun war es in der That einmal geschehen, daß die beiden Dörfer einen Pfarrherrn hatten, es war der welsche, der seines Amtes fast sechzig Jahre gewaltet hatte, als er eines Tages die Ältesten der Siedlungen rufen ließ und ihnen sagte, daß sie sich nun um den deutschen umsehen müßten, sich wenige Tage darauf hinlegte und starb. Es vergingen einige Wochen, da kam beim Abend-schein der deutsche Pfarrer, des Namens Remigius, ins Thal gewandert. Am nächsten Morgen las er in dem Bergkirchlein die Messe, den Deutschen und den Welschen den Segen bringend, den ihm sein Bischof eindringlich aufgetragen. Zart und in den Fährnissen des Lebens unerfahren, schien er in seiner sanften Jugend wenig für das Bauernvolk geschaffen. Aber die kluge Einfalt seines Herzens ließ es geschehen, daß seine Pfarrkinder ihm ihn kurzer Zeit in schönem Vertrauen zugetan waren, wenn auch die demütige Ehrfurcht noch fehlte, die sie dem alten Pfarrer kraft seines Alters und seiner natürlichen Milde erwiesen hatten. So glitten die Jahre an ihm vorüber, und es schien, als würde er, wollten der Jahre nur noch zwanzig oder dreißig vergehen, selbst so ein gütiger milder Heiliger werden, wie er in Gestalt des alten Pfarrherrn durchs Thal gewandert war.

Damit wurde es dann freilich nichts. Vielleicht war es zu Anfang nur jenes Andere, Lebendige und Weltliche, das in ihm schlummerte von seinem Vater her, der ein Kriegsmann gewesen war, jenes Andere seines Wesens, das ihn an schönen Tagen gerne durch die Landschaft streifen und sein Auge sehnsüchtig werden ließ nach den Dingen der Welt. Bis eines Tages sein verwünschenes Herz der Zauber löste und es sich begab, daß er bei einer seiner Wanderungen unweit des Kirchleins einem Mädchen aus dem welschen Dorfe begegnete, das er noch niemals gesehen hatte. Weil sie dort erst seit wenigen Tagen die Herden weidete, an Stelle ihres Bruders, der an den Folgen eines zwischen den Buben ausgefochtenen Ziegenkrieges das Bett hütete. Das Mädchen hieß Angelika, saß auf einem hohen Steingemäuer, das die väterlichen Weiden von denen des Nachbarn trennte, und hatte schwarzes Haar und leuchtende Augen, die rein und schön zugleich waren wie Augen und Antlitz unserer lieben Frau im Kirchlein, vor deren Bilde über dem Altare Remigius so oft inbrünstig betete. Er plauderte ein Stündlein mit der Hirtin, wie er es oft mit dem arbeitenden Landvolk zu tun pflegte.

Damit begann aber ersichtlich jenes höhere Walten, das die Schicksale des einzelnen so offenbar leitet und so oft das deutlichst vorgezeichnete Leben von seinem Wege ablenkt. Denn von dieser Stunde an obsiegte in seinem Innern der Krieger, der sein Vater gewesen war und dem er, gesund geworden in den scharfen Lüften des Nordens und in den milden des Südens, nun wunderbar glich. Wie sehr auch der Pfarrer gegen den Krieger stritt, in frommem Zorn und mit der gläubigen Kraft, die er sich in täglichen Gebeten von dem Gnadenbilde erflehte, es nützte nicht viel. Sei es, daß der Krieger im Fechten und Streiten der Gewandtere war, so daß auch die heilige Jungfrau keinen Vorteil über ihn errang, sei es, weil er seinen Widersacher doch insgeheim liebte und also nicht so hitzig stritt wie sonst wider den bösen Feind. Aber auch Angelika hütete die väterlichen Ziegen noch viele Wochen lang, nachdem der Bruder längst seine Kriegswunden geheilt hatte und nichts mehr dagegen stand, daß er wieder selbst seines Amtes walte. So grasten die Herden immer näher dem Kirchlein, und das Mädchen ließ die Beine nicht mehr von dem gemauerten Grenzwall baumeln, sondern über die nördlichen Hänge, von wo sie den Weg übersehen konnte, der aus der deutschen Siedlung aufstieg. Da sie aber beide so reinen Herzens waren, daß der Teufel nicht erst seine Zeit mit ihnen verlor, und sie also wußten, daß ihr Schicksal sie voneinander trennte für alle Zeiten und für sie auch in der Ewigkeit nichts Gemeinsames sein werde, da er, der Pfarrer, sicherlich zu den obersten himmlischen Herrschaften gehören würde, sie aber als arme Ziegenhirtin wohl nur ein dienender, wenn auch seliger Engel werden könnte, war ihre Trauer nicht minder groß als ihre Liebe. So kam die Osterzeit heran, und da war es gerade, als man in den Wirtshäusern und unter den Haustoren über den Pfarrer und Angelika zu reden begann, daß er, seinen Entschluß ausführend, zu dem er sich während der Rastzeiten und Bußen der Fastenzeit durchgerungen, seinen Brief an den Bischof aufsetzte, worin er diesen bitten wollte, ihm ein anderes Amt aufzutragen. Wobei es ihm freilich war, als risse er sich selbst das Herz aus dem Leibe.

Als er am Morgen des Ostertages müde und schier krank vor Zweifel, Verwirrung und Liebe, zur Messe stieg, wollte ihm die junge, auferstandene Welt so schön erscheinen, daß er sterben zu müssen meinte, sollte er dieses Tal verlassen. Und er betete andächtig vor dem Madonnenbilde über dem Altare, bis aus dem kleinen Turm das Ostergeläute über das Tal zu schwingen begann und das auf der Höhe lagernde Volk sich langsam in die Kirche drängte. Wenn später auch viele von diesem Tage zu sagen wußten, daß es ihnen schon beim Betreten des Kirchleins so festlich und eigen gewesen wäre, als stünde an diesem Morgen etwas Besonderes bevor, und manche dies gar schon von dem Aufstieg zur Höhe erzählten, so war an dem Hochamte, zu dem die Buben und Mädchen vom Chore sangen, dennoch nichts Ungewöhnliches und selbst während der Predigt nichts zu bemerken gewesen, als daß der Pfarrer absonderlich bleich und traurig war.

Da war es, als Remigius nach beendetem Gottesdienst sich vor dem Marienbilde neigte und noch einmal das Rauchfaß hob, daß das Besondere begann. Das weiße Wölllein, das von dem silbernen Gefäße aufstieg, entschwebte nicht,

wie noch eben während der Messe, irgendwohin in die kleine Kuppel des Kirchleins, sondern wurde leuchtender und größer, so recht wie eine schöne Wolke am Abend, daß das versammelte Volk meinte, es sehe zum Himmel hinein. Goldene Strahlen schossen hervor, und von den Stufen des Altars stieg eine hohe schöne Frau mit einem Krönlein auf dem Haupte und einem blauen, mit goldenen Sternen besäten Mantel, ganz wie ein solcher auf dem Bilde Unserer Lieben Frau zu sehen war. Und Gottes Mutter lächelte so fröhlich und schelmisch, als wäre es gar nicht so leicht gewesen, bei Gott Vater und Sohn die Erlaubnis zu diesem Ostergange zu erwirken. Zwei Englein, davon eines ein purpurnes Riffen trug, auf dem es leuchtete wie von zwei Sonnenkringeln, umschwebten sie. Während sie lächelnd vor dem verzückten Priester stehen blieb, ihm das Messgewand von den Schultern nahm und es dem blöde und einfältig dreinschauenden Mesner in die Arme legte, der vor lauter Verwirrung unaufhörlich sein Glöcklein schwang, flatterten die Englein über die erstarrten Gläubigen, nahmen Angelika an den Händen und führten sie, neben ihr schwebend, zum Altar, wo sie hinkniete neben den Pfarrer. Da legte die Madonna die milden Hände auf die Häupter den beiden, daß sie glaubten, nun beginne die ewige Seligkeit, nahm von dem Riffen des Engels die Sonnenkringeln, die zwei goldene Ringe waren, und vereinte die Hände Remigius' und Angelikas. Dann küßte sie die also Getrauten holdselig auf die Stirne und entschwebte, während von der Wolke nichts mehr zu sehen war als ein leichter Nebel, der in der Kuppel zerrann.

Die beiden Siedlungen sind längst zwei kleine Pfarrdörfer geworden, und das Bergkirchlein steht einsam und verlassen von Ostern zu Ostern. Aber durch alle Wirrnisse der Zeiten hat sich der Brauch erhalten, daß die Bewohner der beiden Gemeinden, die einander feind geworden sind vor urdenklichen Zeiten, dennoch das Osterfest zusammen in Frieden auf Madonna Amore feiern, zum Gedenken an das Wunder, das sich dort begeben. Und so oft ein Paar in einer der Kirchen vor den Altar hinkniet, um sich fürs Leben zu binden, tritt die jüngste Mutter des Dorfes vor die Brautleute, legt ihnen die Hände aufs Haupt und küßt ihre Stirnen, noch ehe der Priester seines Amtes zu walten beginnt.

Die brennende Kerze

OTTO HEUSCHELE

Annette war eines der schönsten Kinder im Dorfe. Der Vater war Pächter des gräflichen Gutshofes; er und seine Frau gehörten zu jener Art guter Leute, unter denen weder die Angestellten noch die Arbeiter, noch fremde Zuwandernde zu klagen hatten. Sie waren um ihrer Freundlichkeit und Gerechtigkeit willen beliebt und geachtet. Denn Gerechtigkeit ist immer die Eigenschaft, die der gemeine Mann an dem, der ihm vorgesetzt ist, am meisten schätzt und liebt. Gatte und Gattin waren einander mit einer aufrichtigen Liebe zugetan; diese Zuneigung wurde mit den Jahren nicht etwa geringer, wie das oft der Fall ist, vielmehr konnte die Umgebung der beiden erkennen, wie Jahr um Jahr diese Verbundenheit durch die Ehe inniger wurde. So waren die Eltern, als ihnen das einzige Kind geboren wurde, über die Maßen glücklich und einigten sich leicht, daß dem Mädchen, denn ein solches war es, der Name Annette gegeben werde. Dieser Name sollte nicht etwa auf eine Ahnin Bezug nehmen, die zufällig auch diesen Namen hätte tragen können, sondern wurde darum gewählt, weil die Dichterin Annette von Droste-Hülshoff von der Mutter mit besonderer Liebe verehrt wurde. Allsonntäglich nach dem Nachmittagsgottesdienst las die Frau in den Liedern und Gedichten ihrer Lieblingin; diese ihre einzigen Feierstunden bedeuteten ihr hohes Glück, denn die Woche über war sie ganz der Arbeit in Haus und Hof, Acker und Ökonomie hingegeben und konnte doch aus dem am Sonntag Gelesenen neue Kraft und Eröstung nehmen. Als nach dem vierten Jahre ihrer Heirat Annette geboren war, versäumte sie diese Lektüre keineswegs, im Gegenteile hing sie noch inniger an Gedankentiefe und Wohlklang dieser Verse, und der Name ihrer Dichterin, den sie nun täglich an ein geliebtes Wesen richten durfte, war ein heiliger Name. Annette wuchs, von jeglicher Krankheit verschont, heran. Es schien, als walte über ihr jener gnadenhafte Segen, der der Familie und allem, was ihr angehörte, zugekommen war. Man konnte sich nicht erinnern, daß in den Jahren, seit das Ehepaar den Hof gepachtet hatte, eine Krankheit Menschen oder Vieh heimgesucht hätte, noch daß durch Unwetter Wald und Feld, Wiesen und Acker wären beschädigt worden. Ja, man hörte im Dorfe mitunter davon sprechen, daß über dem ganzen Hause ein besonderer Segen walte; daß die Pächtersleute unter einem besonderen Stern stehen müßten. In der That hat ja jeder Mensch, so er nur daran reinen Herzens glauben kann, seinen Stern, der ihn lenkt und alles, auch das im ersten Augenblick widersinnig Erscheinende, zu seinem Heile wendet. Die Eltern selbst, ergeben und gläubig, wie sie waren, wußten solches wohl und waren eben dem Stern auch dankbar, und ihr Glaube an ihn wuchs, je länger, je mehr. Sie waren in

ihrem Glück niemals übermütig oder prahlerisch, vielmehr gingen sie stetig ihrer Arbeit nach, waren Dienende wie alle, die in ihren Diensten standen. Aber das Schönste und Befeligendste schien doch Annette zu sein. Sie wuchs auf, ruhig und still, entfaltete sich einer Pflanze gleich, ihre rundlichen Wäddchen hatten den zarten Anhauch junger Rosen im Mai, ihre dunklen Augen waren von einem warmen, wachen Glanz erfüllt, so daß sich kein Mensch diesem umfangenden Lichte entziehen konnte. Wer es je erlebt hat, welche Beglückung in das Leben liebender Eltern durch das Dasein eines Kindes gebracht wird, der mag auch um das Glück von Annettes Eltern ahnen. Ihre Arbeit schien noch mal so leicht zu sein, auch das Schwere und Schwierigste schien seine Last zu verlieren, und das bisher von allen Heimsuchungen bewahrte Leben schien von neuem Licht erfüllt im Abglanz des kleinen Wesens, das mitten in der Natur, in dörflicher Stille unter liebenden Menschen aufwuchs. So eilten die Wochen hin, die Monate vergingen im Flug, Jahr reihte sich an Jahr. Mitunter dachte die Mutter, wenn sie in der Nacht aus dem Schlaf erwachte, daß, seit Annette da sei, die Zeit ein anderes Maß genommen habe. Waren früher die Wintermonate lang und schienen kein Ende nehmen zu wollen, so huschten nun auch sie hinweg, als trügen sie Flügel; kaum war der Glanz des Weihnachtsbaumes erloschen, so erwachte bereits ein neues Jahr mit hellem Lichte und erster Blumenfreude. Das Leben schien in seinem Ablauf immer gleich, und doch bedeutete jede durchlebte Woche, jeder abgeschlossene Monat den Eltern wie dem Kinde ein Besonderes, immer wurde dem Leben etwas Neues einverleibt, etwas zugefügt, das zuvor nicht gewesen war. Doch es kann geschehen, daß wie in einen heiteren Frühlingstag ein Gewitter, so in ein reines Leben eine Gefahr bricht.

Annette war kaum sieben Jahr alt geworden und mußte nun täglich zur Schule ins Dorf wandern, es war ein Weg von etwa zehn Minuten. Jeden Morgen opferte die Mutter diese zehn Minuten, um dem Kinde nachzusehen, wie es die weiße Straße unter den Apfelbäumen hinwanderte und hinter den ersten Dorfhäusern verschwand; von hier aus waren nochmals fünf Minuten bis zum Schulhaus zu gehen. Am Mittag wiederum wartete sie, bis Annette auf der Höhe der Straße erschien, und wenn es ihre Zeit irgendwie gestattete, ging sie dem Kinde bis zum Gartenpfortchen entgegen. Nachmittags mußte das Kind nur winters zur Schule, wenn dann in den Winterabenden die Dämmerung frühe hereinbrach, wurde Annette von einem Mädchen abgeholt.

All das vollzog sich durch Monate in völliger Ordnung. An einem späten Oktobertag jedoch — das Laub der Bäume fiel bereits nieder, die Kirschbäume leuchteten in rotem Feuer, wenn die Strahlen der linden, nicht mehr brennenden Sonne sie trafen — kam Annette nicht zur Schule. Dem Lehrer fiel dies wohl auf, allein er dachte, es möchte irgendeine besondere Abhaltung der Grund ihres Fehlens sein, und er wollte, immer im Glauben, es möchte von den Eltern eine Nachricht eintreffen, diese nicht fragen. Als aber Annette am Abend nicht zur gewohnten Stunde ins Haus der Eltern zurückkam, schickte die Mutter, sehr beunruhigt wie sie war, eines der Mädchen ihr entgegen. Diese, bis zur Schule kommend, erfuhr hier vom Lehrer, daß Annette den Unterricht am Nachmittag

nicht besucht habe. Der Lehrer seinerseits wurde sogleich von heller Aufregung ergriffen, als er erfuhr, daß das Kind von zu Hause fortgegangen war, und eilte ohne Aufenthalt zum Gutshof, wo er die Eltern wartend am Gartenpfortchen antraf. Hastig gingen Fragen hin und her, man konnte nicht begreifen, was geschehen sei, war im Augenblick ratlos, welche Maßregeln zu ergreifen wären. Indessen man sich besann, sank die Dämmerung herein, ehe sie jedoch die Landschaft verschlungen hatte, waren alle verfügbaren Männer und Frauen des Hofes auf den Füßen, um nach dem Kinde zu suchen. Der Vater führte sie selbst an, während die Mutter, wohl im Innersten erschüttert, aber äußerlich ihre Haltung wärend, zu Hause warten wollte. Man hatte die drei großen Hofhunde von ihren Ketten gelöst; unruhig waren sie schon den ganzen Mittag gewesen, aber nun stürmten sie wie wild geworden über die Felder, laut aufbellend, wenn sie einen Hasen aus seinem Versteck aufscheuchten. Es war inzwischen völlig Nacht geworden, die Mutter sah vom Fenster aus, wie da und dort in der Landschaft die Laternen der Suchenden aufleuchteten. Stunde um Stunde verging, kein Mensch kam zurück. Die Unruhe der Frau wuchs, sie kniete nieder, sprach ein Gebet, stand getrübet und gestärkt auf; trat ans Fenster, öffnete und schloß es wieder, während ihr Tränen in den Augen standen. Da griff sie, nicht zwar in Verzweiflung, aber in banger Furcht nach den Werken ihrer Dichterin. Dort sollte sie Trost finden oder doch für Augenblicke völliger Hingabe an das Wort sich vergessen. Erst in Notzeiten und Gefahrstunden bewährt reine Dichtung ihre unverwesliche Kraft, und nur in solchen Stunden, da unser Mund verstummt, kann Dichters Wort sich bewähren, gleich wie sich Gold erst im Feuer bewährt. Als die Dorfuhf Mitternacht schlug, ließ sie das Buch aus der Hand sinken. Ihr Auge starrte lange ins Leere, woran ihre Seele sich klammerte, wer weiß das; reglos war ihr Auge auf einen einzigen Punkt geheftet. Aus solcher Starre ward sie durch Schritte aufgeschreckt. Die Männer waren heimgekehrt; mit angehaltenem Atem laufchte die Mutter, sie hörte jedoch nur die Stimme ihres Mannes, ohne genau zu vernehmen, was gesprochen wurde. Nur das Weinen einiger Weiber drang an ihr Ohr. Die Lichter der Laternen flackerten durcheinander, warfen hellen Schein auf die Angesichter. Erregung lief durch die Schar. Der Mutter schien es, als trügen zwei der Männer auf einer Bahre eine Gestalt. Jäh den Namen Annettes ausstosend, stürzte sie durch das Zimmer auf den Gang, wo sie der Gatte in seine Arme schloß. Nicht leicht wurde es ihm, die Frau von ihrem Wahnbilde zu befreien, nicht leicht auch, ihr zu sagen, daß sie Annette vergebens gesucht hatten. Aber noch wollten sie die Hoffnung nicht aufgeben. Wohl hatten sie, so gut dies ging, die nähere Umgebung abgesehen, während die Gendarmerie in die fernere Umgebung aufgebrochen war. Am folgenden Morgen aber wollte der Gatte von neuem mit den Seinen aufbrechen. Man hatte davon gesprochen, daß zwei oder drei Zigeunergesellschaften gesehen worden waren, von denen man vermuten konnte, sie hätten das Kind geraubt; diese seien in eiliger Fahrt durch einige Nachbardörfer gezogen, die Gendarmen wollten ihre Spur nun verfolgen. Die Gatten indessen, so sehr sie erschüttert waren, so umfaßlich es ihnen erschien, daß das Kind nicht bei ihnen war, sprachen sich gegenseitig Mut zu, versuchten sich die schlimmsten Vorstellungen zu ver-

scheuchen. Am folgenden Morgen, als kaum die Helle des Tages die herbstkühlen Bäume sehen ließ, brachen die Männer erneut auf, um das Kind zu suchen. Aber sie kehrten am Mittag heim und kehrten am Abend heim, Annette hatten sie nicht gefunden. Zwar wollte man in fernen Ortschaften das schöne Kind in einem der Zigeunertwagen gesehen haben, allein, als die Gendarmen die Wagen durchsuchten, fanden sie dort keine Spur von ihm. So waren denn der Phantasie, die oft eine geheime Lust daran findet, Schauerliches zu sehen, alle Tore aufgetan. Man konnte denken, jene fahrenden Leute hätten das Kind vielleicht verkauft, vielleicht aus Lust getötet, vielleicht versteckten sie es auch im Walde, oder es konnte ein Glied der Bande auf raschem Pferde mit dem Kinde entflohen sein. Jedenfalls stellte man am dritten Tag die Nachforschungen ein. Wohl suchte die Gendarmerie noch, aber die Leute auf dem Hof mußten, gedrückt und verstimmt, ihrer Arbeit nachgehen. Nie, solange man sich zu erinnern vermochte, war unter den Menschen auf dem Hofe eine gleich traurige Stimmung wie nun. Die Eltern wurden immer haltloser, wenn sie auch einer letzten Verzweiflung sich noch nicht in die Arme werfen wollten. Noch immer glaubten sie an ein Wunder, das ihnen ihr Kind wieder schenken möchte. Denn daß ihnen das Schöne, das ihnen durch ein Wunder gegeben wurde, geraubt werden sollte, das vermochten sie nicht zu glauben. Als sie am Mittag des dritten Tages alle, die bei der Suche nach dem Töchterchen ihnen hilfreich waren, mit Geschenken bedachten, sprachen sie von diesem Wunder, und man konnte aus ihren Worten vernehmen, daß sie daran glaubten als an eine wenn auch nicht greifbare, so doch fühlbare Wirklichkeit.

*

Wie sich dieser Glaube erfüllte, soll im folgenden noch erzählt werden.

Im ersten Hause des Dorfes am Ende der Straße, bis wohin der Blick der Mutter immer dem geliebten Kinde folgte, wohnte eine arme Witwe mit einem einzigen Sohne, der, obwohl, er fünfundzwanzig oder dreißig Jahre alt war, dennoch einfältigen und kindischen Sinnes war. Rätselhaft war den Menschen, woher der Bursche diese unglückliche Anlage habe, da sowohl Vater als Mutter gesund genannt werden konnten. Aber vielleicht mag sich dieses Unglück daraus erklären lassen, daß die Mutter, als sie das Kind erwartete, sich immer nach einem wunderschönen Mädchen sehnte. Diese Sehnsucht ergriff sie dergestalt heftig, daß sie selbst tagelang völlig irre war; daß sie, einmal mit einer Nachbarin über diesen Wunsch ins Gespräch kommend, dieses mit einem heftigen Streit beendete, in dem sich die Frauen selbst vor körperlichen Angriffen nicht scheuten. Oft hörte man sie die Frucht ihres Leibes verfluchen, wenn ihr Wunsch nicht erfüllt werden sollte. So träumte sie in das Mädchen, nach dem sie verlangte, alle sirenenhaften und verführerischen Reize hinein. Als der Tag der Geburt näher rückte, ward sie von einer panischen Furcht befallen, die schließlich mit der Geburt des Knaben endete. Da das Kind von einer übernatürlichen Größe war, war die Geburt sehr schwer, tagelang bangte man für das Leben der Mutter. Als sie gerettet war, wurde sie merkwürdig stille, fluchte nicht, ja sie sprach kein Wort mehr über ihren Wunsch; allein auch an dem Kinde schien sie keine sonder-

liche Freude zu haben. Sie sprach nicht mit ihm, pflegte es nur notdürftig, als sich die unglückliche Anlage der Kreatur zeigte, erinnerte sie sich ihres Fluches, war darüber so tief beschämt, daß sie von nun ab ihr Leben wandelte, eingezogen und still lebte und alle Eitelkeit abwarf. Der Knabe wurde indessen älter und blieb doch ein Kind. Nie war er jähzornig, nie gewalttätig, seine Körperlichkeit nahm jedoch immer härtere, gröbere Formen an, sein Angesicht gewann keinen persönlichen und seelischen Ausdruck; er hatte zuletzt nur noch die Züge des Dumpf-Tierhaften. Eine einzige auffallende Beobachtung konnte man machen, insofern der Knabe eine unbändige Lust hatte, in ein Licht zu sehen. Dieser Lust verfiel er derart, daß er nun Tag um Tag am Fenster sitzend eine brennende Kerze vor sich auf einem Tischchen stehen hatte. Sein stierer, harter Blick war auf die Flamme geheftet und mitunter wollte es dem genauen Beobachter erscheinen, als gehe eine seltsame Helle über das dumpfe, blatternarbige Angesicht des Burschen. Wollte man ihm die Kerze wegnehmen, fiel er in einen jähen Ausbruch, der sich in schrillen Schreien Luft machte. Solches zu vermeiden, ließ man ihm die Kerze, vor der er täglich saß, weil er fast nie das Haus verließ.

Auch die Dörfler hatten sich seit langem an die Kerze gewöhnt. Hatten sie anfangs darüber gespottet, so vergaßen sie nun den Spott, ja die Älteren beachteten die Kerze nicht mehr, und nur die Jüngsten und Kleinsten nahmen von ihr Notiz.

Annette hatte den Eltern oft von dieser Kerze erzählt, sie war täglich vor das Fenster getreten, um dieses Wunder zu beobachten. Als die Mutter des kindischen Burschen zum ersten Male des schönen Pächterkindes ansichtig geworden war — es war lange her und das Kind war noch in seinem Wägelchen gelegen —, erinnerte sie sich wieder an ihren Wunsch. Wenn man nun aber glauben wollte, sie sei von neuem darüber in Zorn geraten, so irrt man sich; vielmehr nahm sie die Schönheit des Kindes hin als eine Freude, die auch ihr widerfahren sei, da sie es jeden Tag sehen durfte. So wartete sie, seit Annette zur Schule ging, täglich, bis sie die Straße herangetrippelt kam, und wenn sie nun das Mädchen sah, empfand sie eine holde Freude in ihrem Herzen. Es war ihr wunderbarlich wohl und sie sprach immer ein paar frohe Worte zu dem Kinde und folgte ihm mit ihrem Blick, bis es verschwunden war.

So wird man nicht erstaunt sein, zu erfahren, daß die Frau, als sie von Annettes Verschwinden hörte, völlig verzweifelt war, jäh aufschrie, laut weinte, als sei ihr eigenes Kind verlorengegangen. Mit Ungeduld erwartete sie die Nachrichten über den Erfolg der Nachforschungen; als sie am Mittag des dritten Tages hörte, daß man das Kind nicht gefunden und das Suchen aufgegeben habe, warf sie sich in voller Verzweiflung weinend und unverständliche Rufe ausstößend auf ihr Bett. Der Sohn folgte dem unruhigen Treiben und starrte auf das unsaßbare Gebaren der Mutter mit einer selbst durch die dumpfe Maske hindurch fühlbaren Erregung. Als die Mutter, von Schlaf oder Ohnmacht überwältigt, bewegungslos auf ihrem Bette lag, ergriff der Bursche seine brennende Kerze, wanderte mit ihr quer über die Felder auf den Forst zu. Wer ihn sah, lachte über sein Tun, selbst denjenigen, die noch vom Schrecken über das Verschwinden des Kindes erfüllt waren, drängte sich ein leises Lächeln

ins Angesicht. Um all das kümmerte sich die Kreatur nicht, vielmehr drängte der Mensch, immer seine Kerze vor sich haltend und in die Flamme starrend, ungestüm vorwärts, verschwand im Forste, mied dort jeden gebahnten Weg, streifte durch das Unterholz, nur dann innehaltend, wenn er seine durch die zurückgeschlagenen Äste und Zweige ausgelöschte Kerze von neuem mit den Zündhölzern, deren er mehrere Schachteln mitgenommen hatte, anzündete. Niemand war ihm gefolgt, und als die Nacht hereinbrach, lief er noch immer durch den Wald. Wohl hätte er, wäre ihm jemand begegnet und hätte ihn um das Ziel seiner nächtlichen seltsamen Wanderung gefragt, darüber nichts aussagen können. Er folgte einem dunklen Drange seines, wie die Menschen wähten, völlig verwirrten Innern. Wer vermag es jedoch zu sagen, welches die Verwandlung ist, die wir Wahnsinn, Irrsinn nennen? Dürfen wir nicht hinter der Maske eine tiefere Verwandlung ahnen, die sich in lichten, aber freilich nur seltenen Augenblicken kundtut! Jedenfalls schien der Mensch nun einen solchen undeutbaren lichten Augenblick erreicht zu haben und als er dergestalt mit seiner Kerze durch die Waldesnacht wanderte, ward er unerwartet plötzlich zum Ziele seiner Wanderung geführt. Vor einer kleinen Felshöhle hielt er inne und fand in ihrem Grunde Annette schlafend liegen. Er kniete an ihrer Seite nieder und sah lange Zeit in das schöne, aber nun bleiche Kindergesicht. Schließlich verlangte es ihn, das Angesicht mit seiner Hand zu berühren, er strich kaum merklich über ihre Stirne, so daß sie erwachte. Sie schlug die Augen auf, erschrak zuerst, fürchtete sie doch, der Bursche möge ihr Böses antun. Erst als sie die Kerze sah, erkannte sie, wer bei ihr war, und rasch war alle Furcht verschwecht. Neben dem Kinde lag in einem roten Säckchen etwas Brot und einige Äpfel, von denen beide aßen. Das Kind war nämlich tatsächlich von den Zigeunern geraubt worden; als diese entdeckten, daß man ihnen ihre Beute abjagen wollte, hatte einer der Räuber das Kind in die Waldhöhle gebracht, um es, wenn die Nachforschungen weniger energisch betrieben oder gar eingestellt würden, dort wieder zu holen. So ward denn ihre Hoffnung vereitelt. Als Annette und ihr Retter gegessen hatten, nahm dieser das Kind auf seinen mächtigen Arm, hob es auf seine Schulter und trug die Bürde, einem Christopherus gleich, durch die Nacht, in der freien Hand die brennende Kerze tragend. Wieder schien er einem tierischen Instinkte zu folgen, er bahnte sich durch das Gesträuch einen schnurgeraden Weg, setzte seine Last nur dann ab, wenn er seine Kerze neu anzünden oder die abgebrannte durch eine neue ersetzen mußte. Als er mit Annette aus dem Forst trat, stellte sich heraus, daß sein Weg gleich dem eines Jagdhundes gerade auf den Gutshof zuführte; er überquerte noch die Felder und kam kurz, nachdem die Uhr Mitternacht geschlagen hatte, auf dem Gutshof an. Das kleine Pförtchen war geschlossen, er schwang sich über den Zaun; als er das Kind samt der Kerze und dem Brotsäckchen nachholte, sprangen die Hunde laut anschlagend auf den seltsamen Ankömmling zu, aber sie bissen nicht, sondern leckten, sich beruhigend, dem Burschen und dem Kinde die Hände. Indessen kam, durch die Hunde aufmerksam geworden, der Nachtwächter. Als er Annette und den Burschen sah, wußte er nicht, was ihm geschah. An ein Gespenst glaubend, schrie er um Hilfe. Doch ehe er sich gefaßt hatte, kam des Kindes Vater, dem der Bursche seine

kostbare Bürde wortlos in die Arme legte. Noch einmal betrachtete er das Kind, dann trottete er, ohne daß ihn der Vater zu halten vermochte, nachdem er seine erloschene Kerze angezündet hatte, wortlos davon.

Als er an das Häuschen seiner Mutter kam und die Haustür verschlossen fand, setzte er sich auf einen Haufen Reisig, der neben den Stufen lag. Die brennende Kerze neben sich, fanden ihn die Knechte am Morgen, die vom Dorfe zum Gutshof gingen. Auch sie lachten, doch nicht laut und ausgelassen, eher gedrückt und ängstlich, noch immer mit dem Schicksal des Kindes beschäftigt.

Nicht ahnend, was in der Nacht geschehen war, sagte einer der Burschen, damit über die Sehnsucht der Mutter des Irren spottend: „Er sucht noch immer seine Feenkönigin!“

Als am Morgen das Gerücht von der wunderlichen Auffindung des Kindes durch das Dorf lief, wollte kein Mensch daran glauben. Erst als man am Mittag Annette mit der Mutter zum Dorf und auf das Haus der Armen zukommen sah, glaubte man an die Wahrheit. Die Mutter des Burschen küßte Annette leidenschaftlich; während in ihren Augen ein helles Leuchten war, breitete Annettes Mutter die mitgebrachten reichen Gaben auf dem Tische aus. Der Sohn indessen saß stumm und reglos vor seiner Kerze, er schien von all dem unberührt zu sein, ja, er erinnerte sich nicht einmal mehr an das, was geschehen war.

V o n d e n M ü t t e r n

Adams Bildwerk

MAX MELL

Adam vergnügte sich, aus der weichen Erde, die er am Strande eines der sieben Ströme des Paradieses gefunden, Gebilde zu formen, wie sie seine Hand ihm eingab. Es war ihm dies gekommen, da er eines Tages den Fußtritt seiner Gefährtin in dem Ton abgedrückt gesehen und sein Blick sich wunderbarlich daran ergößt hatte, so daß es ihm zur Lust war. Und er bildete etwas, das ihm gleich oder seiner Gefährtin; und es war wieder Lust dabei; so daß er den Ton knetete und drückte, abriß, wegwarf, ihm neue Gestalt gab und dazu immer lachte und auf nichts anderes acht hatte. Es war ihm, als müßte er den Herrn dahinführen und es ihm weisen, und der Herr würde gern sehen, daß er es machte wie er, der Schöpfer. Jedoch, wenn er eine Zeit nicht an dieser Stätte gewesen war und dahin zurückkehrte, verstummte er; denn er sah, daß, was er hingestellt hatte, nicht lebte, und er ging von der zuletzt gebildeten Gestalt und begann eine neue, so lange, bis er wieder lachte und sich Freude in ihm regte; denn er meinte, diesmal würde das Leben kommen.

Nachher aber geschah es, daß Adam und seine Gefährtin nicht länger in dem Garten bleiben durften und daraus ausgetrieben wurden; und wie sie, gedrängt von der glühenden Nähe des Engels, der sie fortwies, gingen und an jener Stätte vorüberkamen, sah der Mann auf seine Bildwerke: und da war es ihm in seinem verdunkelten Auge, als bewegten sie sich und wollten nicht bleiben und schritten aus, und eine Hoffnung, als träte jemand von hier an seine Seite und schloß sich ihm an, wallte für die Zeitspanne, in der ein Blis geschieht, in ihm auf. Dann erkannte er jedoch, daß es vielmehr an dem war, daß sie zusammenstürzten, denn ihr Stoff war ausgetrocknet und voller Sprünge und Risse und ertrug den Anhauch des Donners nicht mehr.

Es verging viele Zeit. Das Menschenpaar hatte die Heilung gefunden, welche in dem Eum beschlossen ist, das ihm der Herr gesetzt; und sie waren kräftig und stark geworden und ihres eigenen Sinnes gewiß und von harter Beschaffenheit, wenn ihnen Angemach begegnete; und Adam bestellte das Feld, daß es fruchtbar war und sie nährte, und zeugte Kinder, und sie zogen diese auf. Es begab sich aber, daß Adam wiederum auf eine Stätte traf, woselbst die Erde

solcher Art war, daß man ein Bildwerk daraus verfertigen könnte, und er erkannte dies sogleich. Da legte er Hand an und bildete etwas, was seine oder seiner Gefährtin Form hatte, und lachte dazu und hatte auf nichts anderes acht. Und es erstand etwas aus seinen Händen, das war wie seine Gefährtin, aber auch wieder nicht wie diese und höher und herrlicher, wie er niemals ein Geschöpf gesehen hatte; und es war ihm zumute, als wäre er wieder in den Garten zurückgekommen, und es war kein Leid in ihm und keine Mühe auf seinem Haupte. Und er ging zu seinem Weibe und erzählte ihr das wunderbare Ding, welches ihm solcherart begegnet war. Das Weib aber ging mit ihm, und als sie das Geschaffene ihres Mannes sah, hatte sie keinen Gefallen daran und es war ihr nicht, als wenn sie wieder in dem Garten wäre, und sie begann es zu schmähen. Und zuletzt nahm sie eine Haue, mit der Adam den Acker bestellte, und zerschlug das Bildwerk; und ihr kleiner Sohn Kain stand dabei. Adam jedoch, als er sah, was sie getan hatte, ging in das Haus, das er sich und ihr errichtet, und legte sich auf sein Lager und weinte, denn er wußte, daß das Bildwerk das Leben gehabt hatte.

Der letzte Mensch

WILHELM SCHMIDTBONN

Die Berge waren längst von den Strömen in die Meere getragen, die Meere ausgefüllt und Land geworden, die ganze Erde eine glatte Kugel, überall in den Horizont gewölbt und von weißem Eis bedeckt. Aber dem Eis hing die Sonne tief und gelb aus einem braunen Himmel herunter, die Sterne waren mit der Sonne zugleich zu sehen — das ganze Bild dieses Erdentages glich dem Bild einer Mondnacht in den lang entschwundenen Vorzeiten, da noch Berge gereckt standen, Wälder tönten, Meere branneten, Städte der Menschen an den Strömen schwarzen Rauch ausatmeten.

Der letzte Mensch schloß über das Eis in langen geraden Strichen, in den Knien gebeugt, als hätte er Schneeschuhe unter den Füßen. Er hatte aber nur breite Hornhufe da unten wie ein Pferd. Sein ganzer Leib war mit einem dichten gelben Pelz bedeckt, die Arme lang bis fast zum Boden, die Stirn nieder und schräg nach hinten abgeschnitten — der letzte Mensch war durch die Umstände der Natur wieder zurückentwickelt zu den ersten Menschen der Urzeit. Nur die

Schlankheit der Gelenke, die Schmalheit der Hüften zeigte an, daß das schaffende Blut eines früheren Geschlechts in diesem Leib noch pulste. Vor allem aber sah aus diesen großen, ausgebrannten, blauen Augen nicht mehr die ausschauende, erobernde Kraft des Armanischen, sondern nur die müde Traurigkeit des von Jahrtausenden belasteten Erben.

Der letzte Mensch suchte nach Gras. Wo er bisher an einem grünen Platz gewohnt und sich eine Höhle in die harte Erde gegraben hatte, war immer wieder das Eis herangerückt gekommen. Ein Haß auf dieses Eis zehrte in ihm, oft stampfte er mit wütenden Füßen darauf, um es zu zertrümmern, und mußte doch immer wieder weiter flüchten und im Hunger nach Gras ausspähen, der schmerzenden Kälte wegen die Arme über der Brust gekreuzt und den Leib dicht an die Schenkel gebückt. Hatte er Gras gefunden und sich gesättigt, so stierte er nach der gelben Scheibe der Sonne, sah rings über das Eis, tat hin und wieder einen bellenden Laut in Frost und Weite hinein und horchte, ob nicht irgendwoher der Ruf eines anderen Menschen ihm antwortete. Er hatte längst Eltern, Geschwister und alles, was noch an Mensch und Tier auf den Eisfeldern herumgeschliff, sterben sehen — klaglos, von dem unentrinnbaren Anhauch des Eises verzehrt. Er war endlos lange von Haus fort immer der gelben, lichtgebenden Scheibe entgegenwandert, Gras suchend. Die Nächte lag er zu einer Kugel zusammengerollt und fühlte dann die Wärme seines Blutes so wohligh, daß er leise zu singen anfang. Endlich mußte er erkennen, daß er der letzte von allen war. Von da ab fürchtete er sich und wagte nachts die Augen nicht mehr aufzutun. Nun bewegte er sich schon tagelang über das Eis, ohne Gras zu sehen. Der Hunger biß ihn und er schlug mit heftigen Fäusten gegen seine Eingeweide, ward dabei immer schwächer.

Auf das letzte Stück Gras endlich, das er fand, setzte er sich, und wagte nicht zu essen, in der Gewißheit, dann keine Nahrung mehr zu haben. Aber bald warf er sich über das Gras hin und fraß, ohne die Halme wie sonst erst mit den Händen abzureißen, gleich mit den breiten, sich schiebenden Zähnen vom Boden weg. Während er lag und schäumend kaute, rührte hinten schon das heranrückende Eis an seine Füße. Er erschrak nicht, gab sich seinem Schicksal hin, saß gekauert, die Arme um die Knie, und sah dem Eis zu. Von allen Seiten, von den Nachmassen geschoben, selber ein Wesen, selber fressend, näherte es sich, langsam, aber doch so schnell, daß der Mensch immer wieder seine Füße an sich ziehen mußte.

Es war wie ein Spiel, so daß der Mensch sogar einmal, in Selbstvergessenheit, den Mund breit zog und lachte.

Plötzlich schrie er auf, als drehe sich ein glühendes Eisen in ihm um, brannte nach allen Seiten die erlöschende Blut seiner Augen in die Leere, schrie, schrie, streckte die Arme aus nach irgend etwas, warf sich dann über die Erde hin, wühlte sie mit lächerlicher Geschwindigkeit auf, bis sie in dicken Brocken um ihn her lag. Von der Furcht, allein zu sein, von einer letzten Sehnsucht, von einem letzten Schöpfertrieb gepackt, immer in ungeheurer Hast und bald mit blutenden Fingern, haute er eine Gestalt auf, sich selber ähnlich, die Gestalt einer Frau.

Als sie so hoch da stand wie er selbst, schraubte er die Arme darum, wühlte den Kopf daran, schrie nicht mehr, stöhnte nur noch, winselte, flehte, griff an die irdene Brust, daß sich ein Herzschlag rühre, griff an die Arme, daß sie sich um ihn legen sollten. Das Eis packte ihn bei den Füßen. Zum formlosen Gesicht seiner Gestalt hochsehend, die Arme um die unbewegten Hüften geklammert, den Mund an dem gefrorenen Schoß hängend, sank er hinunter.

Das Eis kroch über ihn weg, nicht kauend, sondern weich und lautlos. Dann schob es sich unter die Gestalt aus Erde, schnitt sie wie mit einer Messer Klinge von ihrem Platz los, nahm sie auf sich.

Ein wenig schräg, stand die Gestalt der Frau als das Letzte von Menschheit und doch wie ein Denkmal der Hoffnung, auf der Endlosigkeit der weißen Kugel und starnte aus den leeren Augenhöhlen in das besternte Dunkel.

Wie Eva starb

JOSEF MAGNUS WEHNER

Als Adam und Eva aus dem Paradiese traten, verfinsterte sich die Sonne, Wolken zogen über den Wald und es regnete. Aus dem Dickicht drang das Gebrüll wilder Tiere, Feuer brach aus der Erde und der Boden bebte weithin. Das Menschenpaar stand still, Eva unter dem Arm des Mannes gebeugt, die geballten Hände vor dem erschrockenen Munde. Adam aber horchte verwundert auf das Tosen der Natur, und seine Augen suchten einen Pfad in die furchtbare Wildnis. Als er seinen Fuß vorsetzte, schluchzte Eva auf und weinte ohne Fassung. Da erschrak Adam zum ersten Male, er sah, daß er allein war vor der Schwäche seines Weibes. Er bückte sich und räumte Dornen und Disteln fort und bereitete der Frau einen Weg.

Gott aber sah hinter den Wolken hervor und beschloß, seinen Geschöpfen zu helfen. Er blickte über das Land hin und die Erde ward still. Er öffnete weit durch die Luft greifend einen mächtigen Baum und dahinein ging das Paar und entschlief. Auch sandte er ihnen Träume die Fülle und goß Ruhe in ihr Gebein.

Als der Morgen herangraute und das Paar erwachte, waren sie beide noch warm. Aber während Adam sein Haupt senkte und dem Unsichtbaren dankte, daß er sie in der Nacht beschützt hatte, begann Eva zu klagen. Sie schaute rück-

wärts nach den lichten Bäumen des Gartens, doch da stand nur ein gärender, flügelschlagender Wald. Sie klagte Gott an, daß er sie ausgestoßen habe, ja daß er sie, alles vornissend, geschaffen habe, und am Ende gab sie dem Manne die Schuld an ihrem Unglück.

Adam schwieg vor ihrer Heftigkeit. Er sah von ferne eine graue Gestalt herankommen und winkte sie herbei. Die Gestalt aber war ein Engel; keiner von den großen, die immer in Glut stehen, sondern einer von den niederen Geistern, die den Menschen fast ebenbürtig sind. Der kam nun zu Eva und sprach zu ihr mit traulicher Stimme; er machte sich unscheinbar vor ihr und erbot sich ihr zu helfen, schichtete auch gleich Steine zu einem Herd, lockte die Flamme aus trockenen Hölzern, und als Adam, der unterdessen in den Wald gegangen war, mit Reifsig und Nahrung zurückkehrte, da nahm Eva einen Fisch aus seiner Hand und buk ihn auf einem heißen Stein, sie war geschäftig und aufgeräumt und freute sich ihres neuen Wissens. Der Engel blieb bei ihr, und als sie gebar, stand er als Wehmutter an ihrem Lager und wusch die junge Geburt.

Zu Adam aber kam Gott selber. Nicht in sein Haus, sondern der Herr erwartete ihn auf einem Hügel hinter der großen weißen Wolke, die sich jeden Sonnabend zu ihrer Zeit herabsenkte. Dort stand er immer, und wenn er Adam herankommen sah, noch müde von der Woche, dann schob er mit beiden Armen das Gewölk von seiner Brust fort und es wurde so hell, daß die Härchen auf seinen Händen schimmerten. Und immer gab er Adam die Hand aus dem Wolkenfenster heraus. Sie sprachen miteinander wie zwei Bauern, von denen der eine Unglück gehabt, während der andere unverfehrt blieb.

Es wird erzählt, daß Adam vom Herrn jede Lehre empfing. Im Auge Gottes steht die ganze Welt. Und so war es ihm ein leichtes, jedes Stück der Erde heranzubewegen. Wollte er Adam zeigen, wie man Fische greife, so ließ er einen Fluß heranwallen, in dem silberne Fische hin und her spulten. Lehrte er ihn den Hüttenbau, dann zog er nur die Luft ein und die Hölzer stolzierten und die unbehauenen Steine schwankten heran und ließen sich schälen und glätten. So auch legte der Herr einem Ochsen, der auf seiner Hand stand, das Joch auf die Stirn, oder er machte die Luft dunkel und wies Adam die Sterne, daß er des Nachts die Fährte finde.

Eva indessen sah das nicht gern. Sie wäre wohl eher gestorben, als mit ihrem Manne zum Herrn zu gehen. Wohl schmückte sie sich jedesmal, wenn die Wolke kam, mit ihren schönsten Kleidern, aber sie blickte nur über die Schulter nach dem Hügel, wo sich der Zauber begab, und kam dann Adam heim und erzählte den Söhnen, was er gesehen und gehört hatte, dann schalt sie ihn wohl wegen seines Zeitvertreibs, ja als Adam eines Tages die Söhne mitnahm, um sie vor den Herrn zu stellen, zupfte sie den Raim am Kleide, hielt ihn zurück und erzählte ihm von dem alten Manne, der sie aus dem Paradiese vertrieben habe. Sie stellte sogar der Schlange, die an diesem Abend an der Hintertür scharrete, einen Napf Milch in den Hof, doch sagte sie ihrem Manne nichts davon.

So wurde sie alt und mußte es erleben, daß Raim den Abel erschlug. Sie weinte viel, als der Tote begraben wurde, doch weinte sie noch mehr, als Raim,

ihr Lieblingssohn, an diesem Abend nicht heimkam, sie rief ihn in der Nacht mit vielen Namen, aber er blieb von da an verschollen.

Da wandte sie ihren Zorn und Schmerz von neuem gegen Gott. Ihr Herz kochte und sie warf dem Herrn heimlich vor, er habe den Sohn aus ihrem Hause getrieben, und das Zeichen auf seine Stirn geschrieben, daß er umstet und flüchtig werde. Ja, sie verschloß am Sonnabend, ehe die Wolke herabkam, alle Türen, legte Balken vor die Fenster und schloß Adam ein. Und während der verlangend nach dem Hügel blickte und doch nur das Licht des Herrn hinter den Scheiben glitzern sah, sang sie hinter dem Hause ein Lied auf Cain, nahm die Schlange auf ihren Schoß und streichelte sie.

Gott aber ist kein Topfgucker. Er läßt den Menschen gewähren, er läßt ihn Zorn und Freude kochen und mischt sich nicht in jedes kleine Gericht. So hatte er auch Eva bis dahin gewähren lassen. Nun aber verfinsterte er seine Wolke und es regnete zum ersten Male seit die Welt stand an einem Sonntag, so schwarz und dicht, daß dieser Tag nicht mehr des Herrn war, sondern des Teufels.

Jeden Tag dieser Woche nun, den Gott werden ließ, sprach Adam auf seine Gefährtin ein, sie werde nun alt und kalt und sie möge sich hüten zu versteinen. Niemand wisse, wann sie sich hinlegen werde, um zu sterben. Habe dann aber ihr Obem nicht zu Gott zurückgefunden, wie werde dann ihre Seele vor den Pfosten der Vorhülle umherirren, jenem Orte, wo Kind und Kindeskind nach dem Spruche auf den Erlöser warteten. Aber Eva kehrte sich völlig in sich selber, und als der Sonnabend kam, versperrte sie zwar nicht die Tür, aber sie schickte den treuen grauen Engel fort: sie brauche ihn nun nicht mehr.

So machte sich Adam schweren Herzens auf den Weg zum Hügel. Die Söhne standen riesig an der Straße und folgten ihm nicht, die Töchter saßen bitter hinter dem Hause um die Mutter, während die Schlange durch das dämmernde Gras heranwisperte.

Gott aber lächelte, als er den Unglücksmann kommen sah. Er sprach lange mit ihm und ließ ihn in die Zukunft sehen, und Adam ging getröstet und mit hellerer Stirn nach Hause.

Eva erschrak, als sie ihn sah, er war dem Herrn ähnlicher geworden. Doch sie wandte sich ab.

„Gott ist gut“, sprach er, als er in die Stube trat, „er bittet dich, zu ihm zu kommen. Sag ja, liebe Eva.“

Eva sagte nichts. Doch als der letzte Tag der Woche kam und die Stunde der Begegnung, da schickte sie sich an, hinter das Haus zu gehen. Adam nahm sie an der Hand, und als sie dennoch in ihrem Eigensinn verharrte, da hob er nur die Rechte gegen sie auf, und siehe, da setzte sich ihr Körper und sie wurde eine Handbreit kleiner. Sie griff wohl nach ihrem Halse, doch merkte sie nicht, was mit ihr geschehen war.

Adam ließ in den kommenden Wochen nicht nach, die Frau zu bitten, ja er brachte ihr von dem Gange manch leuchtende Paradiesfrucht mit, die ihm Gott gegeben hatte, doch Eva trug sie in der Schürze ins Beihaus und rührte nichts an.

So wurde sie kleiner und kleiner. Die Kinder verwunderten sich endlich und sagten oft zu ihr: „Mutter, sieh doch, du wirst alt und winzig und wirst noch

einmal auf die Welt kommen und wir werden dich füttern.“ Bald war sie so klein geworden, die Riesin, daß ihr Kinn den Tisch berührte, wenn sie das Essen hereintrug, und bald konnte sie die schweren Schüsseln nicht mehr heben und bald die Kühe nicht mehr melken, und nun mußte sie an ihren Kindern hinauffehen, wenn sie mit ihnen sprechen wollte, und nun zimmerte ihr der jüngste Sohn einen kleinen Stuhl und trug sie hinein, und nun lief sie vor der Schlange davon, wenn die ihren Rücken ungeheuer durch den Garten herankrümmte.

Sie wußte jetzt längst, was mit ihr geschah. Sie schämte sich sehr, aber sie gab nicht nach. Auch ihre Stimme wurde klein und zwitschernd, und die Kinder mußten sie auf den Arm nehmen und an das Ohr legen, wenn sie sprechen wollte. Die guten Töchter aber kamen in Verlegenheit, denn sie mußten Tag und Nacht der schwindenden Mutter Kleider nähen und kamen ihr kaum nach.

So verging bald ein Jahr. Eva war so klein geworden, daß sie auf einem Handteller Platz hatte. Und sie wurde noch kleiner. Es kam vor, daß alle am Abend durch das Haus irrten und mit brennenden Rienspänen ihre Mutter suchten, voll Furcht, ihr mit ihren großen Füßen Schaden zu tun. Die Töchter nähten ihr ein silbernes Kleidchen, das auch in der Dunkelheit blinkte, aber so klein sie war, jedesmal, wenn Adam sie bat, flüsterte sie winzig und bestimmt, nicht lauter als eine Grille, ihr: Nein.

Als sie noch so groß war wie eine Schneeflocke und der Wind mit ihr spielte und die Raze nach ihr sprang, da dachte sie, daß sie nun bald sterben müsse. Ihr Herz war voller Angst und Scham, und sie hätte viel darum gegeben, wenn ihr irgend jemand, nur nicht Gott, ihre frühere Gestalt zurückerstattet hätte. Traurig saß sie in ihrem Winkel, vom jüngsten Sohne behütet und sah in die Ferne, ob da nicht Rain gehe und sie könne ihn noch einmal sehen. Aber sie sah ihn nicht.

So kam ihr letzter Tag. Sie wußte ihn nicht, aber sie ahnte ihn und mit ihr ahnten ihn alle ihre Söhne und Töchter, die nun von weither kamen, um noch einmal nach der Mutter zu sehen. Viele von ihnen hatten ihre Kinder und ihre Herden mitgebracht, und sie lagerten bis zum Hügel hin, Zelt an Zelt. Eva hörte ihre Kinder reden mit vielen Stimmen, doch sie selbst brachte kein Wort hervor. Sie saß auf der Fensterbank und schämte sich, sich ihren Kindern und Enkeln zu zeigen. Nur Adam stand bei ihr und sprach zu ihr. Sein Wort klang wie Donner zu ihr herab, doch konnte er sie kaum sehen, so winzig war sie geworden.

Es war nun die Stunde am Sonnabend und Adam fürchtete sich, sie noch einmal zu fragen, ob sie mitkommen wolle zum Herrn. Er dachte, sie werde ihm dann völlig dahinschwinden. Da aber kam die Wolke langsam auf den Hügel herab, und die da lagerten, wunderte sich alle. Im Herzen Evas war Trauer. Ihre Augen wurden still. Sie sah in die Ferne und sah einen großen Strom. Am Ufer aber gegen einen Felsen sah sie Rain sitzen mit eingefallenem Gesicht und sie wußte, daß er jetzt sterben müsse. Und während sie schier vergehen wollte vor Weh, da war die Wolke, glänzend von Licht, auf dem Hügel angekommen und Adam geriet in große Not, denn er mußte nun zum Herrn. Er sah noch, wie die Wolke sich teilte, sah die beiden Hände Gottes und das mächtige Antlitz, und dann fragte er die Frau, wie er dem Herrn versprochen hatte.

Eva aber konnte nicht mehr sprechen. Sie schüttelte nur traurig den Kopf, während die Augen der Schlange im Schatten des Hofes glommen, aber noch im Schütteln wandte sich ihr Gesicht zum Hügel, und da sah sie Gott stehen, groß und lächelnd, und an der rechten Hand hielt er Abel, an der linken Cain, und ihre beiden Mäler, das des Todes und jenes des Fluches leuchteten auf ihren Stirnen.

Da endlich, denn Eva war klein geworden wie ein Staubfünkchen, schwand ihr das Nein. Sie wirbelte sachte empor, eingehüllt in eine würzige Luft, sie hob sich aus dem Fenster und flog feierlich auf den Herrn zu durch die Gasse ihrer Kinder. Und plötzlich fühlte sie sich wachsen und wachsen. Schon konnte der graue Engel, der auf einmal wieder zur Stelle war, sie bei der Hand fassen, da sie ihm schon bis zur Hüfte reichte. Aber sie wuchs höher und höher, und nun schritt sie mächtig, während die Rufe ihrer Kinder um sie rauschten, in der alten Gestalt eilig den Hügel hinan, so daß Adam ihr kaum zu folgen vermochte. Sie neigte sich vor dem Glanze des Herrn, und oben angekommen, kniete sie zwischen seinen Füßen nieder und starb an seinen Knien.

Das war nur ein Augenblick. Gott bückte sich zu ihr nieder und hob eine andere lichte Gestalt aus ihrem Leibe, das war ihre unsterbliche Seele. Große Engel standen in den Wolken und sprachen noch einmal die Worte der Verheißung über die Zelte hin bis hinunter zum Hause und hinter der Schlange her, die, ein Gewitter auf ihrem Rücken, in die Schwärze floh.

Das war nur ein Augenblick. Leise tat sich der Hügel auf. Die Völker sahen Pfosten und Stufen, die führten hinab in die Vorhölle. Verklärten Leibes aber nahm die Mutter der Lebendigen, Eva, ihre Söhne an der Hand. Noch einmal sah sie den Männern in die Augen, dem Großen, der auf dem Hügel stand und dem Kleinen, am Saum des Berges, noch einmal blickte sie über ihre Kinder hin, und stieg dann, die beiden Söhne vor ihrem Leibe, die Stufen hinab, den Tag der Erlösung zu erwarten.

Das war nur ein Augenblick. Ehe die Männer und Frauen ihre Kinder, die sie auf den Armen trugen, zu Boden setzen konnten, war der Hügel verlassen. Aber das Gras leuchtete. Die ältesten Söhne gruben in den Hügel hinein ein Grab, legten den Leib der Mutter hinein und waren um den Vater, bis die Sterne aufgingen, jeder an seinem Orte.

Morgenstern und Abendstern

HANS FRIEDRICH BLUNCK

Zu der Zeit, als die Menschen und Überirdischen noch Glauben und Freude aneinander hatten, wandelte auch die mütterliche Wittefrau öfter als heute sichtbarlich auf Erden und sorgte und half, wenn man sie recht von Herzen bat. Es ist das jetzt lange, lange her. Die Leute waren noch demütiger — ach, sie brauchten ja nur das Antlitz der gütigen Frau anzuschauen und mühten sich um ein einziges Lächeln, jahrein, jahraus.

Nun war in jenen ältesten Jahren, als die Menschen erst dumpf lachen und weinen konnten, ein König hier im Land, der war der stärkste Mann, den die Erde bisher geboren hatte. Er war aber jung und wagemutig, sorgte sich von morgens bis abends um sein Volk und bedachte, wie er ihm helfen und dabei auch die Überirdischen zu Freunden halten könnte. Mit zweien von ihnen war er befreundet; oft suchte er den klugen Fro in den Sommerfeldern auf, zuweilen auch den Wohljäger, und holte sich Rat von ihnen. Aber niemals hat er die gütige Frau selbst gesehen, die doch manchen Alten und Frauen erschienen war.

Einmal aber, als der König auf der Jagd einer trächtigen Hirschkuh folgte und sich weit von den Seinen verirrt hatte, geriet er in ein Bruchland, das kein Ende nahm. Von Busch zu Busch brach er sich Bahn, sah auch zuweilen das Wild auf seinem Wechsel vor sich, und hoffte, es zu treffen, ehe er es im Dämmern verlore. In weiten Sprüngen schwang er sich mit dem Speerschaft über die quillenden Wasser, hielt sich an Erlen und Birken und kam dem furchtsamen Tier näher und näher. Endlich sah er, wie die Hirschkuh vor ihm in einen Busch flüchtete; er stieß einen wilden Jagdschrei aus und wog den riesigen Speer schon in der Faust. Da hörte er das Tier laut wie einen Menschen rufen:

Fru Gode, komm, Fru Gode,
Helf mien Kind in sien Blode.

Im gleichen Augenblick lag eine Hand auf des Königs Arm und er hörte eine Stimme hinter sich: „Alles Mütterliche gehört mir!“ sagte die. Der Mann erschrak sehr und wandte sich um, aber er sah nur noch ein Lächeln, wie er es nie erschaut hatte, dann wehte ein Wind darüber hin.

Der König hat es sich wohl zu Herzen genommen. Er hat für das Tier und sein Kälbchen gesorgt und hat niemals wieder eine tragende Hirschkuh verfolgt. Ja, mehr als das. Senes Lächeln, das er gesehen, ging dem Mann nicht wieder aus dem Sinn; Tag und Nacht war es um ihn und seine Sehnsucht, die mütterliche Frau wiederzusehen, wurde groß. Am Ende verließ er Volk, Freunde und Brüder, ging ins Moor und baute sich nah an einem Quell eine Hütte, um über die Fremde nachzudenken und zu warten, daß sie noch einmal vorüberkäme.

Lange, ich weiß nicht wie lange, wohnte der König dort; aber das Lächeln, das er suchte, blieb aus. Als er indes in seiner Einsamkeit wartete, fand er an manchen Bäumen und Blumen Gefallen; ja, deren Gesichter dünkten ihn oft jenem Lächeln der weißen Frau näher als das Antlitz der Menschen. Endlich gewann er einige von ihnen so lieb, er mußte sie mit ihrer Erde ausheben und setzte sie vor seiner Hütte nieder. Vielleicht hoffte er, sie bei einer Zwiesprache zu belauschen, vielleicht wollte er sie auch nur nahe haben, um das Lächeln der himmlischen Frau in ihren Blüten zu sehen.

Einen weiten Garten davon hat der König schließlich um seine Hütte gepflanzt, wilde Apfel, rote Nelken, weiße Maßlieben und sogar kleinen blauen Ehrenpreis, der weißen Frau zum Ruhm. Und er rief sie oft, um ihr seinen Garten zu weisen. Aber nur einmal, als er wohl einen Tag lang in alle Blumen geschaut hatte und erstaunt war, warum er früher niemals ihre Wunder betrachtet hatte, ging eine fremde Magd leisen Schrittes jenseits des Gartens entlang. Der Mann hob rasch den Kopf und sah noch ihr Antlitz, das nach ihm ausblickte. Als er sie jedoch anrief und zu ihr eilen wollte, war es wie im Nebel fort, keine Spur war im Kraut zu finden.

Da verzagte der König schier vor Verlangen und Liebe zu der zweimal Geschauten. Und als sich wieder lange Zeit hindurch kein Zeichen noch Wunder wies, kehrte er zu den Menschen heim und ließ alle Frauen kommen, ob nicht eine jener Fremden ähnlich sei. Es war aber kein Antlitz darunter, das hätte es noch so fröhlich zu lachen vermocht, der weißen Frau nahe gekommen wäre.

Darüber war es Herbst geworden; die Männer gingen auf Jagd und baten den König, mit ihnen auszuziehen. Einige von ihnen, die wissen wollten, warum er sie so lange verlassen hatte, lockten ihn zu der verlassenen Hütte und jenem Moor, wo die Wittefrau die fliehende Hirschkuh geschirmt hatte. Aber sie verloren einander schon vorher zwischen Bruchland und Weite.

Es war lange hell an jenem Abend; der Wind rief in den Büschen und rauschte. Viele Tiere flohen auf, als der Mensch nahe kam, sie liefen indes nicht weit, sie fürchteten sich nicht. Frieden lag rundum, als wüßte jeder sich gegen den andern in gutem Schuß.

Wie der König sich nun darüber wunderte und müde vom langen Weg Raft machte, kam das alte Verlangen noch einmal auch über ihn. Er erinnerte sich seiner Hütte, er dachte der Bäume, Blumen und des Quells, wurde durstig und ging zu jenem Wasser, um davon zu trinken. Da erblickte er, als er sich tiefer bückte, traumgleich ein anderes Gesicht neben dem seinen — das Herz wollte ihm stehenbleiben, er erkannte die Wittefrau, die er suchte, leibhaftig im Spiegel.

„Schau nicht auf!“ sagte sie, und er gehorchte. Ach, kaum wagte er sich zu rühren, so herrlich dünkte sie ihn. „Ich freute mich an deinen Blumen, das wollte ich dir heute sagen.“

Da lächelte der Mann. „Wie schön bist du, Wittefrau“, betete er.

„Ich freute mich an deiner Liebe, König!“

„Bleibst du bei mir?“ flehte er wie ein Knabe und reckte die Hand nach dem Antlitz im Wasser.

Aber die Frau schüttelte das Haupt; es rollte in der Ferne von einem aufziehenden Gewitter.

„Was gebietest du mir“, fragte der Mann.

„Hüte immer alles Mütterliche, um meinetwillen.“

„Ich will es wohl hüten, aber verlaß mich nicht wieder“, stöhnte der Mensch.
„Ich hab dich lieb!“

Da war es, als käme ein Mitleid über das Angesicht der Himmlischen. Sie bückte sich und knüpfte von ihren Schuhen zwei herrliche, glänzende Steine. Und sie warf von ihnen einen hoch, da blieb er als Abendstern stehen. Und sie ließ den andern weithin gegen Morgen rollen. „Weil du die Mütterlichen schonst“, sagte sie freundlich, „sollest du an mich denken morgens und abends, in der blauen Frühe und in der grauen Dämmerung.“

Ein neuer Stern stand funkelnd am Himmel, der Kniende mußte andächtig in seinen Glanz aufschauen; er sah auch dem andern nach, der gen Osten wanderte.

Dann kamen Männer und wollten den König heimholen. Sie blieben aber verwundert stehen, als sie etwas vom Frohsinn der Überirdischen in seinem Antlitz sahen, sie bückten sich auch scheu, als sie das neue Licht am Himmel sahen.

Sie wußten sich nicht zu erklären, was geschehen war. Wir aber wollen dankbar sein, daß Morgenstern und Abendstern uns früh und spät geleiten und an die Liebe zu allem Mütterlichen und an die Gebote und an die Schönheit der himmlischen Frau mahnen.

W o n d e n S t e r n e n

JOSEFA BERENS-TOTENOHL

Eine Mutter schenkte einem Kinde das Leben und starb. Wie sie nun den steilen Weg zum Himmel hinauffschritt, da mußte sie immer und immer wieder stehenbleiben, denn ihr war, als könne sie nicht von der Erde fort.

Als sie dann vor dem Throne Gottes stand und vor all seiner Herrlichkeit, da vermochte sie nicht aufzublicken, denn sie mußte heimlich weinen und konnte die Tränen nicht aufhalten. Der liebe Gott aber war gütig zu ihr und fragte: „Warum kommst du so traurig zu mir?“

Sie antwortete: „Ach, ich habe fast keinen Schritt weiter tun können, denn mir ist, als sei mein Herz auf der Erde zurückgeblieben.“

„Du bist traurig, weil du dein Kind auf der Erde lassen mußtest?“ fragte der liebe Gott.

„Ja“, seufzte die Mutter, „warum nimmst du es aus meinem Arm? Warum durfste ich es nicht mit mir in den Himmel nehmen?“ und sie weinte, daß ihr eine helle Träne aus den Augen fiel. Sie stürzte herunter auf ihre Hand, und von der Hand herab auf den Himmelsboden, und siehe: zu ihren Füßen blühte ein Stern auf, daß sie erschrak.

Sie schaute den lieben Gott an. Der aber lächelte gütig, hob seine Hand und zeigte weit durch den ganzen Himmelsraum, und überall blitzten Sterne auf: Tränen all der Mütter, deren Kinder auf der Erde verblieben!

Die Kanzel der Mutter

CÉCILE LAUBER

Soch an einer der steil aufragenden, kühn vorgeschobenen Bergwände zwischen Görtelen und Zweelen, in deren Innerem sich die Bahn in die Höhe schraubt, ist ein halbrund hinausspringendes, schmales Felsband zu sehn, auf das man einzig durch ein Luftloch vom Tunnel aus gelangen kann. Es wird im Volk „Die Kanzel der Mutter“ genannt.

Vor vielen Jahren bewohnte eine arme Witwe mit ihren beiden Söhnen das winzige Bahnwärterhäuschen, das, knapp vor den oberen Tunnelausgang gestellt, auf ausgemauertem Felsen den Abgrund überragt, durch dessen Tiefe mit donnerndem Gepolter die Reuß stürzt. Sie besorgte den Streckenwärterdienst zusammen mit ihrem jüngeren Kind, dem Knaben Heinrich, der sie auf den finstern Wanderungen durch den Berggang treulich begleitete.

Der ältere Sohn Alois war Briefträger in Zweelen, ein leidenschaftlicher und zornmütiger Mensch. Doch bei aller Wildheit fürchtete er das stille Gesicht der Mutter, dessen durchdringende Augen ihm auf den Grund der Seele zu schauen vermochten.

Er hatte auf seinen Botengängen durchs Thal die Tochter eines Maurers aus dem Tessin kennengelernt, die ein leichtes, geschmeidiges und fröhliches Wesen war, wie man sie unter den Mädchen seiner Rasse nicht antraf. Sie war hübscher als alle die andern miteinander und wußte sich mit jedem Feszen Tuch

herauszuputzen. Auch ging sie jeder Zeit geschmückt, und wenn es bloß ein Kettlein aus roten Vogelbeeren war, das sie sich um den Hals schlang und das daran funkelte, als wären es Rubinen. Sie trieb ein leichtfertiges Spiel mit jedermann, mit Alois gerade so wie mit den andern, und hatte im Herzen nichts lieb, als ihre weiße Ziege, die sie täglich auf die Weide führte und die ein kleines, hell himmelndes Glöckchen am Halse trug. Von Arbeit verstand sie nicht das mindeste. Sie lachte und tanzte bloß und machte sich keinerlei Gedanken dabei.

Alois aber, der vom ersten Augenblick an sein Herz restlos an dieses Mädchen verloren hatte, verschwendete seinen ganzen Verdienst an sie, um ihren Sinn zu seinen Gunsten zu stimmen.

Zu der Zeit waren in der Postkasse von Zweelen Unregelmäßigkeiten vorgekommen; man fand mit Leichtigkeit heraus, woher sie stammten, und die alte Witwe wandte eines Morgens gedrückt ins Dorf hinunter. Ihr Erspartes trug sie in einem Sacktüchlein eingebunden, das ihre zitternden Finger wie im Gebet umspannten. Es reichte gerade aus, das Fehlende zu decken. In aller Stille wurde der Handel beglichen, und Alois blieb auf Fürbitte des ehrlichen Mütterchens mit einem strengen Verweis im Dienst.

In der nachfolgenden Nacht jedoch, als die Mutter sich erhob und, das brennende Laternchen in der Linken, die Rechte am Stock, gebückt und mühsam nach dem Bergloch humpelte, und ihr Schatten schwarzblau an den Schneewällen hinauf geisterete, die, hochgeschaufelt, das Geleise beidseitig säumten, schlich Alois ihr nach.

Er war spät vom Wirtshaus heraufgestiegen und brannte noch im Kopf. Toni hatte ihn vor allen andern Burschen gehänselt und ausgelacht. Aber dann, in ihrer Wandelbarkeit, ihm plötzlich erklärt, zwar nicht sein Schatz, aber seine rechtmäßige Frau werden zu wollen, wenn er bis morgen die Zustimmung der Mutter ihr verschaffe. Auf dieser bestand sie hartnäckig; sie machte sie geradezu zu ihrer Bedingung.

Eiszapfen wucherten am Deckengewölbe. Die alte Frau tastete den Sand ab, der auf den Schienen lag. Dann schlurft sie tiefauffeufzend nach dem Riß an der Wand, wo es auf die Kanzel hinausging.

Feierlich trat der Mond auf den zerhackten und zerrissenen Berggrat ihr gegenüber und überschüttete die Kanzel mit weißem Licht. Er streckte einen langen Zeiger aus, der das Kirchlein von Zweelen aus dem dunklen Abgrund heraufhob, in dem es versunken stand. Die Friedhofsmauer glänzte auf. Die Kreuze wurden sichtbar und warfen gezackte Schatten auf den weißen Schnee. Unendlich traurig und finster rauschte und brauste die Reuß im engen Talschlund.

Die Kanzel war vereist und glitschig. Aber sicher, als wandere sie auf der Landstraße, ging die Mutter das schmale Band entlang bis an den äußersten Rand, blieb stehn, stellte die Laterne klirrend an den Boden und richtete das Gesicht starr blickend dem Tale zu.

„Du hast nichts Gutes im Sinn, Alois“, redete sie ihren Buben an, ohne sich nach ihm umgeblickt zu haben, und Alois erschrak, denn er dachte nicht, daß

sie ihn hatte kommen hören. Er zuckte zusammen und frug verwirrt, nach was sie Ausschau halte.

„Ich suche meinen Platz auf dem Friedhof“, sagte sie mit rauher Stimme, hob ihren Stock auf und wies damit in die Tiefe. „Siehst du dort unten, neben dem dritten Kreuz an der Mauer, wo am Kreuzifix der Heiland seine Arme ausbreitet, muß ich zu liegen kommen, damit er mich hört, wenn ich für dich bei ihm fürbitten muß.“

Da warf sich Alois in seiner Verzweiflung auf die Knie nieder. „Mutter“, rief er schluchzend, „sprich jetzt nicht vom Sterben, schenk mir ein neues Leben. Gib mir deine Einwilligung dazu, daß ich um Toni freie.“

Aber die alte Frau, ohne das Gesicht aus der Ferne wegzunehmen, in die sie unverwandt hinabstarrte, sagte hart und bestimmt:

„Schon einmal hat dich dieses Mädchen zu einer Unehrllichkeit gebracht. Sie wird dich in Leichtsinne und Lüge hineintreiben. Eher stürze ich in diese Tiefe, als daß ich durch meine Zustimmung dazu helfe, aus dem heiligen Sakrament der Ehe eine Kette zu schmieden, an der dich diese Frau in die Hölle zieht.“

Da sah Alois, daß nichts zu machen war, und daß er eher einen Felsen erweichen als den Sinn der Mutter zu seinen Gunsten wandeln würde. Ihm war, als müsse er die starre Stirne einrennen, um sich die Einwilligung herauszuholen. In ohnmächtiger Wut stieß er mit beiden Fäusten nach ihr hin.

Da glitt die Gestalt der Mutter vor ihm lautlos in die Tiefe.

Einige Tage darauf fischten Holzbauern die Leiche der alten Frau aus dem Bergwasser. Sie zeigte eine Wunde am Kopf, war aber weder zerschmettert noch entstellt und wurde beim dritten Kreuz an der Friedhofsmauer beigesetzt.

Es wurde allgemein angenommen, die Witwe sei auf einem ihrer nächtlichen Dienstgänge ausgeglitten, und der Sohn blieb ganz außer jedem Verdacht.

Ein halbes Jahr später führte Alois Toni als seine Frau ins Häuschen oben am Berg.

Heinrich versah jetzt den Streckenwärterdienst.

Er wuchs seinem älteren Bruder zum lebendigen Vorwurf, seiner Schwägerin zur wachsenden Unruhe hell heran, und war so blond und so voll heiterer Anschuld, als Alois dunkel und voll heimlichen Fiebers war. An den Schläfen stand ihm das Haar ganz kraus, um die Lippen flaumte es leicht, seine Wangen waren noch zart. Toni sorgte um ihn mit unermüdlicher Aufmerksamkeit; gegen Alois aber war sie übelläunig, bössartig und mürrisch. Um sie zufriedenzustellen und ein Lächeln von ihr einzuheimsen, mußte er immer größere Anstrengungen machen, und schon waren wieder Veruntreuungen auf dem Postamt vorgekommen. Diesmal wurde Alois gefaßt, seiner Stelle enthoben und für einige Wochen hinter Schloß und Riegel gesetzt.

Bei seiner Rückkehr fand er Toni frisch ausgestattet mit fremdem Schnack an ihren Rücken und im Haus, von dem sie nicht sagen wollte, woher er kam. Für Alois und seine elende Verfassung hatte sie nur beißenden Hohn übrig; um so freundlicher aber tat sie mit Heinrich, der es in aller Harmlosigkeit hinnahm als die Neigung einer zärtlichen Schwester, während in Alois, der tiefer sah, die

brennendste Eifersucht gegen den Bruder aufwuchs. Doch ließ er sich nichts davon anmerken. Seine Seele war hart geworden nach außen hin. Inwendig aber brannte sie weißglühend in verzehrender Qual.

In einer kalten Winternacht hatte Heinrich sich wieder zu seinem gewohnten Dienstgang aufgemacht. Da schlich auch Alois vom Lager, nicht unbemerkt; denn Toni lag ohne Schlaf an seiner Seite und malte mit wachen Augen glühende Wunschbilder in das Dunkel der Kammerdecke. Sie fuhr erschrocken auf, als sie ihren Mann sich erheben sah, warf ihre Kleider über und eilte ihm nach.

Heinrich trat auf die Kanzel hinaus; der Mond stand silbern überm Abgrund. Da hörte er Alois hinter sich herhschnaufen. Weiß wie ein Leinen hing ihm Toni im Arm.

„Heinrich“, sagte die Stimme des Bruders kalt und scharf, „es ist jetzt Zeit, daß du den Weg der Mutter gehest!“

Der Jüngling verstand ihn nicht. Aber von tödlicher Furcht gepackt, schrie er auf und drückte sich an der Frau vorüber, die sich schmal machte, um ihn durchschlüpfen zu lassen.

Blindlings rannte Heinrich davon, geradezu in den Bauch des Berges hinab, und frug weinend zurück:

„Warum willst du mich umbringen?“ denn die schweren Tritte des Bruders blieben ihm auf den Fersen.

Plötzlich tanzte ein Licht um die Schienenturve, und Heinrich erstarrte zu Eis; er meinte nicht anders, als es komme der Zug herangestampft, den er donnernd unter sich hatte in den Berg einfahren hören.

Jedoch, es ging von einer kleinen Laterne aus, die ein altes Mütterchen in den Händen hielt, und hüpfte gespenstisch an den Wänden hinauf. Ein faltiger Rock hing um ihre mageren Hüften, darüber sie eine hemdartige Sacke trug, ganz wie die Mutter sie zu tragen gewohnt gewesen war. Nur die weißen Haare klebten naß und wirr am Kopfe. Das Antlitz aber war ganz schwarz und die Augen glühten darin wie Kohle.

Dennoch verließ Heinrich beim vertrauten Anblick der Mutter alle Furcht. Alois aber fuhr schrecklich zusammen, und wie gebannt von unsäglichem Grauen wich er mit gesträubtem Haar vor der Erscheinung zurück.

Das Mütterchen schwang einen Stock in der Rechten; damit klopfte es bald Alois, bald Toni auf die Schulter, sie beständig vor sich hertreibend wie zwei Tiere. Neugierig folgte Heinrich.

Er sah, wie der Bruder widerwillig gehorchte, wie er sich sträubte, mit den zitternden Fingern an der Mauer nach einem Halt suchte. Doch unablässig scheuchte die Alte ihn vor sich her, den Gang hinauf und rechtsum nach der Kanzel. Alois taumelte hinaus und riß Toni nach sich. Immerzu, immerzu trieb die Mutter, auf den äußersten Rand – über den äußersten Rand hinaus. Mit einem freundlich gutmütigen, kleinen Schlag trieb sie die Beiden in den Abgrund.

Dann drehte sie sich um und nickte Heinrich freundlich zu; er stand in der Wandöffnung, klammerte sich an den Fels und verlor die Besinnung.

Harmlos brauste der Zug an ihm vorüber, ohne ihm den geringsten Schaden anzutun.

Natürliches Leben

Der betende Hase

HANS FRANCK

In einer rheinischen Kirche sieht man bis auf den heutigen Tag an heiligster Stätte zu den Füßen der Mutter Gottes einen Hasen. Ungelenke Dorfkünstlerhand hat ihn aus einem weichen willigen Lindenast herausgeschnitzt. Dieses Schnitzwerk haben die Jahrhunderte so dicht mit einem Gewirr von Braun und Grau, von hellen und dunklen Flecken überzogen, daß das hölzerne Fell im toten Schein des Ewigen Lämpchens von gespenstischer Lebendigkeit ist. Blickt man aus der Ferne flüchtig darauf, meint man, der Hase mache ein Männchen, um den Jesusknaben auf den Armen Marias, der beide Patschhändchen nach ihm ausstreckt, durch sein Spiel zu erfreuen. Tritt man aber dichter zu dem Altar hin, gewahrt man: Nicht voll Verlangen greift das Gotteskind abwärts, sondern es schüßt, es segnet das Tier am Mantelsaum seiner Mutter. Denn der Hase — kein Zweifel — betet. Mit gekreuzten Vorderläufen fleht er Unsere Liebe Frau an: „Hilfe!“ Fleht um die Erhaltung seines Lebens.

Der Herr von Lippurg nämlich war ein gewaltiger Nimrod. Aber eines seiner Hasen konnte er anno 1539 nicht habhaft werden, so oft er auch auf Suche ging, treiben ließ, ja — wider seine Gewohnheit — darum anstand. Schnupperschnüß nannten die Seinen diesen Klügsten in ihrer Mitte. Und sie wußten wohl warum. Herr von Lippurg, der es schon als Schande erachtete, einen Hasen nur krank zu schießen, verfehlte Schnupperschnüß an drei Tagen hintereinander. Sie standen schließlich auf du und du, der Herr von Lippurg und Schnupperschnüß. „Kriegst mich nicht!“ höhnte Schnupperschnüß mit seiner weißen Blume, wenn er schließlich doch aus dem Lager aufstand und davonhoppelte. „Krieg dich doch!“ rief Herr von Lippurg ihm nach, riß die Flinte hastig an die Backe und — ballerte daneben.

An einem hellen Herbstmorgen des gedachten Jahres schwur Herr von Lippurg: „Heut!“ Und in der Tat, nun schien es um Schnupperschnüß geschehen. Immer wieder wurde Schnupperschnüß von den beiden Hunden des Herrn von Lippurg aufgestochen. Immer wieder mußte Schnupperschnüß aus der Deckung ausfahren. Mit Hoppeln war es jetzt, wenn er sein Leben erhalten wollte, nicht mehr getan. Schnupperschnüß mußte flüchtig werden, mußte rennen, was seine langen Hinterläufe nur hergaben. Hasen auf Hasen mußte Schnupperschnüß, um den heulenden Hunden zu entgehen, im Laufen schlagen.

Als Schnupperschnüß erkannte, daß es ihm draußen auf dem Felde trotz alles Rennens und Hafenschlagens an die Wolle gehen werde, lief er auf das Dorf zu. Die Hunde mit Jappen, Herr von Lippurg mit Fluchen hinter dem Ausreißer her.

„Et Häsche!“ riefen die Kinder, als Schnupperschnüß, gestreckten Galopps, in die Dorffstraße einbog. Sie nahmen Steine auf, warfen nach ihm: „Et Häsche!“ Sie packten Knüttel, schlugen nach ihm: „Et Häsche!“ Im Trab auch die Rinderschar hinter Schnupperschnüß her: „Et Häsche!“ Erwachsene schlossen sich der Verfolgung des Geheßten an. Sie ergriffen Mistgabeln, stachen zu: „Et Häsche!“ Sie rissen Dreschflegel vom Haken herunter, knallten sie nieder: „Et Häsche!“ Schnupperschnüß rannte hin und her auf der Dorffstraße. Umlief Häuser, Ställe, Backöfen. Drückte sich unter Gebüsch, hinter Türen, an Misthaufen. Immer und immer wieder aber stöberte man ihn auf: „Et Häsche!“ Das ganze Dorf, die Hunde des Herrn von Lippurg, die Dorffkötter — alle von Gehöft zu Gehöft hinter Schnupperschnüß her: „Et Häsche!“

Da, in seiner höchsten Not, lief Schnupperschnüß durch die offenstehende Tür in die Kirche. Rannte zwischen den leeren Bänken entlang. Überquerte den Kanzelplatz. Sprang auf den Altar. Und kauerte sich — kein Hase mehr, sondern nur noch behaartes, bebendes, bedrohtes Leben — zu den Füßen des Bildes der Mutter Maria nieder.

„Et Häsche!“ rief es noch einmal hundertstimmig: Empört, erschreckt, erkennend. Dann wurde es still. Ganz still.

Denn die beiden getigerten Hunde des Herrn von Lippurg verfolgten Schnupperschnüß nicht mehr. Vor der Schwelle der offenen Kirchentür standen sie mit schlagenden Flanken. Als ob sie Einer angerufen hätte. Doch war niemandem die Stimme zu Ohren gekommen, welche ihnen Haltein befohlen hatte. Auch die heranklaffenden Dorffkötter liefen nicht in das Innere der Dorfkirche. Verstummt lagen sie vor der Schwelle des Gotteshauses. Als einer der zuletzt heranwachternden doch Miene machte, sie zu überspringen, bekam er einen so heftigen Fußtritt, daß er jaulend davonlief. Denn schon falteten sich hier und da Hände. Schon war eine Mutter mit ihrem Buben und ihrem Mädchen in die Knie gesunken.

Herr von Lippurg kommt herangekeucht. Die Dörfler bilden schweigend eine Gasse. „Wo ist er?“ schreit der Jagdwütige einmal über das andere. „Sch knall ihn nieder! Wo ist er?“ Keiner der Erwachsenen wagt zu antworten. Über die Lippen des knienden Knaben hinweg jedoch klingt es glockenrein: „Et Häsche is bei die Mutter Maria!“ Herr von Lippurg gewahrt Schnupperschnüß zu den Füßen des Altarbildes. Er reißt seine Flinte hoch. „Nit schieße!“ schreit die kniende Frau auf. Herr von Lippurg will es nicht hören. Er nimmt Schnupperschnüß aufs Korn. Da ruft das kniende Mädchen verzückt: „Et Häsche betet!“

In der Tat: Schnupperschnüß sitzt — hochgerichtet — auf seinen Hinterbeinen vor Mutter Maria.

„Männchen macht der freche Lämmel!“ brüllt Herr von Lippurg. „Zum Narren hat er mich. Wie hundertmal schon. Aber diesmal treff ich nicht daneben. Gebt acht!“ Und langsam beginnt er den Schussfinger zu krümmen.

„Et Hätsche betet!“ rufen Duzende, ruft das ganze Dorf. „Be—tet!“
Denn Schnupperchnüß sitzt nicht, wie er ehemals oftmals — Männchen machend — im Felde saß. Er hat die Vorderläufe gekreuzt übereinandergelegt. Schnupperchnüß — alle sehen, alle sagen, alle umzittern es — Schnupperchnüß betet.

Nur Herr von Lippurg will es nicht sehen, will es — obwohl es auch in seine Augen und sein Herz dringt — nicht wahrhaben. Abdrücken! Niederknallen! Endlich des Frechen habhaft werden! Endlich ihm seine Unverschämtheiten heimzahlen! überschreit er seine innerste Stimme. Da streckt das Jesuskind seine beiden Patschhändchen aus, hält sie schützend, hält sie segnend über Schnupperchnüß, und Herr von Lippurg sinkt mit betend aufgehobenen Händen zu der knienden Gemeinde nieder auf die Erde.

Nach geraumer Weile erst hat Herr von Lippurg sich erhoben. Er ist — ohne Gewehr — mit behutsamen Schritten in die Kirche gegangen. Schnupperchnüß hat nun wieder zu Füßen des Bildes der Mutter Maria gekniet, das Jesuskind hat seine segnenden Hände wieder in das Bild zurückgeholt. Herr von Lippurg ist über den Kanzelplatz, am Sakramentshäuschen vorbei, in den Altar gegangen. Schnupperchnüß, als ob er gewußt hat, daß von jetzt an ewiger Friede zwischen seinem Verfolger und ihm sei, ist nicht vom Altar herabgesprungen, ist nicht von neuem flüchtig geworden. Herr von Lippurg hat Schnupperchnüß auf den Arm genommen und durch die kniende Menge hinweg bis zur Dorfstraße getragen. Und hat all dort gesagt: „Ziehe hin, lieber Haas! Du hast Freyheit in meiner Kirchen gesucht, die hastu gefunden. Darumb die Hund schon Freyheit Dir gehalten, so will ich sie auch nicht brechen. Und all dieweil die hochgelobete Mutter Maria Dein Gebet erhöret und das Jesuskindlein seine Hände schützend über Dich gehalten hat, will ich Dir auch hinfür im Felde nichts mehr antun. Wir kennen uns ja nun viell zu lang und viell zu gut, als daß ich jemals Dich mit einem Deiner Brüder verwechseln könnte. Ziehe hin in Frieden, lieber Haas!“ Bei solchen Worten hat Herr von Lippurg Schnupperchnüß gestreichelt, wie man ein schnurrendes Kätschen streichelt. Dann hat er den Hasen, der nicht gezittert hat in seinen Armen, betulich niedergefetzt. Schnupperchnüß ist davongehoppelt. Und keinen Hund, auch nicht den, der zum Begreifen vor der Kirchenschwelle einen Fußtritt nötig hatte, hat man anrufen müssen, daß er ihm nicht nachkläffe.

Die Kunde von dem betenden Hasen hat sich schneller als Flugfeuer von Strohdach zu Strohdach ausgebreitet in den Dörfern und Städten ringsum. Viele Meilen weit sind die gemeinen Leute zu dem Kirchlein des Herrn von Lippurg gewallfahrtet in der Herzenshoffnung, daß Maria, welche das Flehen des Hasen erhörte, sich ihrer Bitte nicht versagen werde. Von den Opfern, so die dankbaren Waller zurückgelassen haben, hat man sehr bald einen neuen Chor bauen lassen können. In dessen Mitte ist, an Stelle der bemalten Holztafel, die man in einem Seitenkapellchen aufstellte, jenes Schnitzwerk aus Lindenholz — Maria, das Jesuskind mit den segnend ausgestreckten Händen auf dem Arm, zu beider Füßen ein betender Hase — eingebaut worden, wie man es dorten bis auf den heutigen Tag sehen kann.

Der Bittgang der Tiere

HERMANN GAUPP

Es war einmal ein reicher Mann, der hieß Johannes. Aber trotz seines schönen Namens war er kein guter Mensch. In seiner Jugend hatte er viele Meere befahren und fremde Länder bereist und überall das Geld mit vollen Händen hinausgeworfen, sich selbst zur Freude und Lust, aber keinem Armen zur Eröstung und Hilfe. Da er nicht gern allein war, fanden sich allerorten Müßiggänger und Laugenichtse, die es verstanden, sich bei ihm beliebt zu machen und auf seine Kosten ein angenehmes Leben zu führen. Nächstelang zechte und würfelte er mit ihnen, und oftmals kam es vor, daß er am anderen Morgen mit schmerzenden Schläfen auf dem Fußboden irgendeiner verrufenen Schenke erwachte, inmitten von umgestürzten Stühlen und verschüttetem Wein, und daß seine Freunde sich unterdessen heimlich seiner Geldbörse und seiner Schmuckstücke bemächtigt und sich bei Nacht und Nebel auf Nimmerwiederssehen davongemacht hatten. Meistens lachte er dann darüber; aber als ihm einstmals ein junger Saufbold ein goldenes Medaillon, das Johannes von seiner Mutter geerbt hatte und das er stets an einer Kette bei sich trug, mit rohem Griff vom Halse riß und dabei ausrief: „Gib her, Brüderchen — für den Plunder soll uns der Wirt noch ein Gläschen Roten bringen!“, da erfaßte ihn ein furchtbarer Zorn: er ergriff einen schweren Tisch, wirbelte ihn hoch in der Luft und hätte dem Frechen sicherlich damit den Schädel zerschmettert, wenn nicht die anderen dazwischengesprungen wären und ihn zu Boden gezwungen hätten, während der Dieb mit seiner Beute schleunigst das Weite suchte.

Da erkannte Johannes, daß seine Freunde ihn nur um seines Geldes willen liebten, und ein tiefer Ekel erfaßte ihn; er packte im stillen seine Koffer und Kisten mit all seinen Kostbarkeiten, von denen ihm trotz seiner Verschwendungssucht noch viele geblieben waren, setzte sich auf das nächste Schiff und fuhr in seine Heimat zurück. Als er sein Vaterhaus betrat, fand er es leer und verödet; nur die alte Wirtschafterin Renate kam ihm mit zitternden Knien entgegen und erzählte ihm stoßend und unter Tränen, daß seine Eltern aus Kummer über ihren mißratenen Sohn vor Jahresfrist kurz hintereinander gestorben seien. Johannes hörte ihr betroffen und schweigend zu, aber er vermochte nicht zu weinen. Nur begann er von diesem Tage an das Leben eines Einsiedlers zu führen. Er verkroch sich wie ein Wurm in seiner dumpfen Studierstube, deren Wände bis zur Decke mit staubigen Bücherregalen angefüllt waren, gab strikten Auftrag, daß außer Renate keiner das Haus betreten durfte, und verließ es selbst erst am späten Abend, wenn er gewiß war, daß er keinem seiner früheren Bekannten auf der Straße begegnen würde. Aber auch dann trieb ihn nicht

mehr wie früher sein Verlangen unter Menschen und in die Weinhäuser, sondern er lief oft stundenlang allein vor den Toren der Stadt auf den mondbeglänzten Wiesen herum, fuchtelte mit dem Stock in der Luft und sprach laute, unzusammenhängende Worte vor sich hin. Sein einziger ständiger Begleiter auf den einsamen Wanderungen war sein großer, schöner Hund, den er sich aus der Ferne mitgebracht hatte und an dem er mit zärtlicher Liebe hing. Das war überhaupt vielleicht die einzige gute Eigenschaft, die man an Johannes rühmen konnte: von früh auf hegte er in seinem Herzen eine tiefe Liebe zu allen Tieren, tat ihnen Gutes, wo er nur konnte, und geriet außer sich vor Zorn und Trauer, wenn einem Tier ein Leid zugefügt wurde. Doch davon werden wir später reden.

Um die Schicksale und Sorgen seiner Mitmenschen aber kümmerte er sich nicht im geringsten; im Gegenteil: er versperrte seine Schätze in zahllosen Truhen und Kästen, über die er mißtrauisch und voller Geiz wachte, würdigte keinen Menschen eines Grusses und konnte selbst einem armen Bettler, der ihn um ein Almosen bat, statt eines Geldstückes oftmals einen mürrischen oder gar haßerfüllten Blick zuwerfen. — — —

Gottvater im Himmel schaute mit Betrübniß auf seinen verstockten Sohn herab, aber in seiner großen Langmut und Geduld ließ er ihn gewähren. Eines Tages freilich, als Johannes wiederum einen alten Mann von seiner Schwelle wies und ihm zurief: „Für Gesindel habe ich kein Geld!“, da beschloß der himmlische Vater, dem allen ein Ende zu bereiten und den Sünder vor seinen Richterstuhl zu berufen, um ihn wegen seines Lebens zur Rechenschaft zu ziehen. So schickte er denn den Tod auf die Erde hinab, der dem Johannes ganz behutsam die Hand auf die Augen legte. Der reiche Mann fühlte wohl, daß er sterben mußte, aber er erschrak nicht im mindesten darüber, sondern lächelte zufrieden vor sich hin und murmelte: „Das ist gut so!“ Das waren seine letzten Worte. — — —

Im Paradies nahm ihn sogleich der heilige Petrus, der nicht sonderlich gut auf ihn zu sprechen war, bei der Hand und führte ihn an Scharen von staunenden Engeln vorbei schnurstracks vor Gottes Thron. Johannes schritt ihm schweigend zur Seite und blinzelte verlegen durch seine halbgeschlossenen Augenlider, denn das viele ungewohnte Licht um ihn herum blendete ihn. Der himmlische Vater saß auf seinem Richterstuhl und schaute dem Ankömmling mit ernster Miene entgegen. „Da bist Du ja, Johannes!“ sagte er, und der heilige Petrus fiel übereifrig ein: „Jawohl, da ist er! Es war aber auch schon die höchste Zeit, daß wir uns einmal an ihn erinnert haben!“

Der Herr wies ihn mit einem kleinen Blick zur Ruhe und fuhr fort: „Nun sag mir einmal, Johannes, warum hast Du mir soviel Kummer bereitet und hast ein so schlechtes, sündiges Leben geführt?“ Der Befragte legte den Kopf ein wenig zur Seite, blinzelte und fragte leise: „War mein Leben so schlecht?“ Petrus hätte gerne die Antwort übernommen, aber Gottvater achtete nicht auf ihn, sondern entgegnete: „Sehr schlecht, Johannes! Ich will nicht davon reden, wie Du Deine Jugendjahre vergeudet, in welcher schlechten Gesellschaft Du Dich herumgetrieben und wie wenig Gutes Du mit Deinem vielen Geld angestiftet hast, denn Du warst jung und hast es wohl nicht besser gewußt. Aber warum hast Du Dich später, nach dem Tod Deiner armen Eltern, nicht eines Besseren

besonnen? Warum hast Du die Armen und Kranken von Deiner Türe gewiesen, anstatt ihnen zu helfen? Warum hattest Du keine Augen für die Leiden und Schmerzen um Dich herum? Meinst Du, ich hätte Dich bloß darum zum reichen Manne gemacht, damit Du Deine Schätze in Truhen vergraben und nur Deinem eigenen Wohlergehen leben solltest?" Johannes schwieg eine Weile, dann antwortete er: „Ich habe in meiner Jugend Freunde genug gehabt, die es sich von meinem Gelde gut sein ließen. Jeder konnte sich nehmen, soviel er wollte, und keiner hat mir je ein Wort des Dankes gesagt. Aber als ich meine Torheit durchschaute und meine Taschen vor ihnen verschloß, da haben sie mich einen Geizhals geheißt und mich alleine gelassen.“ Der Herr blickte ihn lange an; dann fragte er: „Und die Liebe, Johannes? Kennst Du nicht mein Gebot, daß ihr euch lieben und Gutes tun sollt untereinander, soviel es in euren Kräften steht?" Johannes schloß die Augen vollends, ein trauriger Zug huschte über sein zerfaltetes Gesicht, und er sagte langsam: „Es gab eine Frau, die mir teuer war, und die vorgab, mich zu lieben. Aber auch sie hat mich verlassen, als ich ihr statt meiner Reichtümer mein Herz schenken wollte.“ „Dann war es bei ihr nicht die richtige Liebe!“ erwiderte Gott. „Aber warum hast Du ihr nicht vergeben und ihr Gedächtnis in Deiner Brust bewahrt, auch wenn sie Dir nicht die Treue hielt?" Johannes neigte den Kopf noch mehr zur Seite, und eine Träne rann über sein Antlitz, indem er leise sagte: „Ich will jetzt nicht mehr sprechen!“ „Das ist schlimm für Dich!“ antwortete der himmlische Richter, „denn Du sollst Dich verteidigen! Hast Du nichts weiter zu Deiner Rechtfertigung vorzubringen, und willst Du nicht wenigstens Dein Leben bereuen und meine Gnade erleben?" Fast bittend klang die Stimme des Vaters, als er sich jetzt zu seinem sündigen Sohne herabneigte; aber der behielt die Augen geschlossen und schwieg. Da tat der Herr einen tiefen Seufzer und sprach: „Ich kann Dir nicht helfen, Johannes, und kann Dir die Strafe nicht erlassen! Nie mehr wirst Du mein Angesicht schauen!“ Und zum heiligen Petrus gewendet fuhr er fort: „Führe ihn weg von hier und bring ihn ins Tal der Unwürdigen und Unseligen!“ —

Schon hatte Petrus den also Verdammten wieder bei der Hand ergriffen und wollte ihn eben dem göttlichen Lichte für immer entreißen, da ertönte vor den Toren des Himmels plötzlich ein mächtiges Getöse. Es klang wie ein gewaltiges Konzert aus hunderten von Kehlen, das allmählich anschwell und sich näherte; bald konnte man einzelne Stimmen unterscheiden, seltsame Rufe und Schreie, sehr verschieden von menschlichem Laut. Gottvater legte fragend die Stirne in Falten und blickte erstaunt nach der großen Pforte, durch die soeben der Erzengel Michael, der an diesem Tage die Torwache hatte, in größter Aufregung hereinstürmte. „Herr!“ rief er schon von weitem, und seine Stimme schnappte fast über vor ratloser Überraschung, „die Tiere haben ihr Paradies verlassen und verlangen stürmisch von Dir gehört zu werden; ich glaube, es handelt sich um den Johannes. Soll ich mit ihnen verhandeln, oder willst Du, daß ich eine Schlägerei mit ihnen anfangen?“

Der Herr warf einen raschen Blick auf Johannes, der seinen müden Gang an der Hand seines Führers unterbrochen hatte und von dem gewaltigen Michael beinahe über den Haufen gerannt worden wäre; denn noch immer

hielt er die Augen geschlossen. Aber schon bei den ersten Worten des Erzengels war ein selbiges Lächeln in seinem Gesicht aufgeblüht, und jetzt murmelte er entzückt, während sich seine Hände ineinander verkrampften: „O — — Tiere!“ — — „Laß sie herein, Michael!“ befahl Gott, „und auch Du, Johannes, magst noch bleiben; wir wollen hören, was sie zu Deinen Gunsten vorbringen werden.“ Der Erzengel eilte fassungslos aber gleichwohl dienstbeilissen davon, und der heilige Petrus, dem diese Störung nicht gerade sehr gelegen kam, setzte sich brummelnd auf eine der weißen Marmorstufen, die zum Throne des Allerhöchsten führen. Da gingen die Tore auf, und herein kam ein seltsamer, bunter Zug, wie ihn noch kein Auge je an diesem heiligen Orte geschaut hatte. Es waren die Tiere, die gekommen waren, für ihren Wohltäter zu bitten.

Da gab es herrliche weiße Pferde, schmalfüßige Antilopen und Zebras und breitstirnige Rinder. Da kamen auf lautlosen Sohlen die Katzen, die Tiger und Löwen, und neben ihnen in friedlicher Eintracht schritten die zarten Rehe und stolzen Hirsche, die sanfteren Tiere des Waldes. Da sah man mit glänzenden Fellen die Füchse und Leoparden, Kamele und Dromedare mit traurigem Blick, täppische Bären und hochbeinige Giraffen, wollige Schafe und behende Ziegen und Gemsen. Über ihnen in prächtigem Zuge schlangen sich zahllose Vögel, Schwäne und Wildenten, graue unscheinbare Sperlinge und buntschillernde Papageien. Oh, und noch viele wären zu nennen! Alle, alle hatten sie sich zusammengeschart zum Bittgang für Johannes, ihren Freund. Ihr Anführer aber war ein uralter, mächtiger Elefant; denn das weiß ja jedes Kind, daß der Elefant das weiseste, stärkste und wunderbarste unter allen Tieren ist. Mit bedächtigen Schritten ging er dem Zuge voran, und nur ein kleiner frecher Affe sprang ihm voraus und schrie in einem fort mit gellender Stimme: „Freilassen! Freilassen! Gemeinheit! Freilassen!“

Der heilige Petrus sperrte Mund und Nase auf vor Erstaunen, und auch der himmlische Vater wußte nicht recht, was er zu diesem sonderbaren Aufzug sagen sollte. Der weiße Elefant aber trat vor und begann also zu sprechen: „Herr, verzeih uns, wenn wir ohne Deine Erlaubnis unser Paradies verlassen haben und hier in Dein Heiligtum eindringen. Aber wir haben Kunde bekommen, daß Du schwere Strafe verhängt hast über einen Mann, der Dein Gebot nicht befolgt hat. Wir wissen nicht, was er verbrochen hat, aber sollte er nicht Gnade finden vor Deinen Augen, wenn Du erfährst, daß er unser aller Freund war?“ „Freilassen! Gemeinheit!“ schrie der kleine Affe ununterbrochen und sprang aufgeregte im Kreise herum. „Setz halt schon einmal Dein Maul!“ sagte der Elefant und gab dem vorlauten Störenfried einen freundschaftlichen Klaps mit dem Rüssel, „man versteht ja sein eigenes Wort nicht!“ Und zu Gott gewendet fuhr er fort: „Dieser Johannes hat uns geliebt und uns Gutes getan, wo er nur konnte; alle Tiere werden Dir das bestätigen!“ „Er hat uns gestreichelt und in Schutz genommen vor unseren Peinigern!“ riefen die Pferde. „Er hat uns Futter gebracht im Winter, damit wir nicht verhungern sollten!“ zwitscherten die Vögel. „Er hat uns besucht in unseren Käfigen und mit uns gesprochen wie mit seinesgleichen!“ sagten die Tiere der fremden Länder. „Er hat mir einmal erzählt, daß ich ihm lieber sei als mancher Mensch!“ brummte

ein zottiger Bär, „und das kann ich ihm lebhaft nachfühlen!“ „Er war überhaupt ein ganz prächtiger Bursche!“ beendete der gewaltige Löwe das Konzert der tausendfältigen Stimmen, und das will schon etwas heißen, wenn ein Löwe so etwas sagt. —

Der himmlische Richter wandte sich zu Johannes, der mit vorgeneigtem Oberkörper und leuchtenden Augen seine geliebten Tiere betrachtete und ganz vergessen zu haben schien, welch schweres Urteil über ihn verhängt worden war. Zu seinen Füßen kauerte sein alter treuer Hund, der ihm im Tode nachgefolgt war und es noch gar nicht fassen konnte, daß er seinen Herrn so unverhofft wiedergefunden hatte. „Nun, Johannes“, sprach Gottvater, „da hast Du freilich bessere Fürsprecher gefunden, als Du sie verdienst hast. Es ist schön, daß Du wenigstens den Tieren die Liebe geschenkt hast, die Du den Menschen versagtest. Aber“, und damit wandte er sich wieder an den Elefanten, „ich kann ihm nicht helfen! Zu groß war seine Sünde und zu verstockt ist sein Herz, als daß ich fürder seinen Anblick ertragen könnte!“ Da trat eine Stille ein, und die Tiere senkten traurig ihre Köpfe, denn sie ahnten, daß sie umsonst gekommen waren. Der Richter blickte im Kreise herum und fühlte, daß er noch etwas sagen müsse; so fragte er denn nach einer Weile: „Was wollt ihr denn tun, wenn ich dem Johannes die Vergebung verweigere?“ „Revolution!“ schrie der kleine Affe und duckte sich gleichzeitig vorsichtig hinter den Höcker eines Dromedars, um nicht wieder etwas mit dem Rüssel abzukriegen. Der Elefant aber sagte ernst und langsam: „Herr, Deine Weisheit ist groß, und Dein Urteil ist unergründlich! Aber wir haben einen Freund gehabt, und wenn Du ihn schlägst, so schlägst Du uns alle! Nie mehr werden wir fröhlich sein können, und nie mehr werden Deine Engel sich freuen an unseren Spielen und Seligkeiten!“ „Nie mehr! Nie mehr!“ riefen die Tiere im Chor. Da begannen alle Engel im Kreise zu klagen und den Allmächtigen um Gnade anzusehen für den armen Sünder; denn alle liebten die Tiere und konnten es nicht ertragen, sie traurig zu sehen.

Gottvater aber sprach: „Die Nähe meines Antlitzes hat er verwirkt. Aber wenn er will und wenn es euch recht ist, so mag er mit euch gehen in euer Paradies und bei euch bleiben als euresgleichen!“ — — —

Da stießen alle Tiere gleichzeitig einen mächtigen Freudenschrei aus, hoben den Johannes, der gar nicht wußte, wie ihm geschah, auf ihre Schultern und führten ihn im Triumph in ihr Paradies, das bekanntlich gleich neben dem der Seligen liegt, wo er noch heute unter ihnen weilt. Der kleine Affe aber sprang als letzter hinter dem Zuge her und schrie in einem fort wie besessen: „Bravo! Bravo!“ — — —

Der heilige Petrus, der den ganzen Auftritt sprachlos mit angesehen hatte, wandte sich mit hochrotem Kopf zu seinem Herrn, um seiner Empörung freien Lauf zu lassen. Aber vor Staunen blieb ihm die Rede im Munde stecken; denn zum ersten Male, seit er sich erinnern konnte, sah er, was er in diesem Augenblick am wenigsten erwartet hatte: Gottvater lächelte.

Die Schnecke, die gern sicher gehen wollte

PAUL GURK

Am Ursprung war die Schnecke eines der schnellsten Tiere. Mit großer Geschwindigkeit schwebte sie durch die Luft, spurlos, an jedem Morgen auf einem anderen Felsen erwachend.

Die Schnecke hatte aber eine unglückliche Neigung zur Beobachtung, zum Vergleichen und zu etwas, das sie Besinnlichkeit nannte. So währte es nicht allzulange, bis sie erkannte, daß ihre Art, zu leben, unbequem und für genauere Erkenntnis nicht geeignet sei.

„Wenn ich mich recht besinne“, sprach die Schnecke und legte ihre Füße nachdenklich übereinander, „müßte ich anders eingerichtet sein und mir mein Leben anders einrichten! Man muß seinen Weg zwischen die Füße nehmen und jede Einzelheit beobachten können. Nur aus der zusammengezählten Summe von Beobachtungen erwächst die Erfahrung. Jetzt führe ich ein ungeordnetes Leben und habe an jedem Tag einen anderen Standpunkt. Das muß Oberflächlichkeit des Urteils und eine ganz und gar ungründliche Kenntnis der Dinge ergeben!“

Als der nächste Schöpfungstag herankam, meldete sich die Schnecke und trug würdig und geziementlich ihre Wünsche vor.

„Da du innerlich schon verwandelt bist“, sagte der Schöpfer gütig, „so ist es nur billig, daß du auch äußerlich gewandelt werdest.“

Die Schnecke dankte und harnte ihrer Berichtigung.

Als bald fühlte sie, daß sie einschrumpfte, ihre Füße verlor, eine weiche, äußerst empfindliche Haut bekam und ein großes Maß von Witterungsgefühl sich zeigte. Alles an ihr wurde winzig, nur ihre Fühler wurden lang und empfindsam.

„Jetzt gehe ich sicher“, sagte die Schnecke und nahm den Weg zwischen die Haut. Sie griff nicht mehr andere Tiere an und verschlang sie, sondern nährte sich von Pflanzenleichen. Um ja sicher zu gehen und nie den Weg ihrer Forschung zu verlieren, sonderte sie bei ihrem Arbeitsweg einen Schleim ab und kroch so langsam und gründlich, daß sie alle Staubkörner zusammenzählen und so eine umfassende Erfahrung gewinnen konnte.

Es begab sich aber, daß eine der Schnecken aus der Familie der Schnecken, die gern sicher gehen, noch sicherer gehen wollte. Sie wartete geduldig bis zum nächsten Schöpfungstag und meldete würdig und geziementlich ihre Wünsche an.

„Dankbar erkenne ich es an, o Schöpfer“, so sprach die Schnecke, „daß ich jetzt sicher gehe, ziemlich sicher gehe. Aber ich habe immer noch ein wehes Gefühl der Heimatlosigkeit. Immer noch muß ich meine Behausung suchen und . . .

„Wer Haus und Sarg schon in sich trägt“, unterbrach sie der Schöpfer, „muß sie auch außen tragen.“

So ist es gekommen, daß die Schnecke ihr Haus immer auf dem Rücken mit sich trägt. Sie geht ganz sicher, ist immer zu Hause und zieht sich bei jeder Gefahr in ihr Haus zurück. Da sie sehr klein ist, übersieht und übertritt sie der Große, und nur aus Versehen wird die Schnecke, die zuerst und unter allen Umständen sicher gehen wollte, zerstampft. Dann ist sie auch zugleich ordnungsmäßig begraben. Aber sie hat es erreicht, daß ihr sehr selten ein Unheil geschieht und daß sie überall ein zwar bescheidenes, aber doch gutes Durchkommen hat!

Vi o l e

HERMANN ERIS BUSSE

Zephir hatte eine seltsame Hand. Wenn er sie auf Violens Haupt legte, sprang ihr Blut wie eine Fontäne durch den schlanken Schaft ihres Körpers, sie fühlte, wie ihr Sprühen sich hinter den Augen verteilte, daß sie von glücklichem Schleier geblendet schienen. Das Niederrieseln des Blutes prickelte in den Schläfen, in den Hüften, in den Zehen, sie hätte hinsinken mögen vor Scham und tanzen zugleich vor Lust.

Er kam oft schon am Mittag zu ihr, wenn sie am Bach in der Sonne stand und sich sehnte. Er spielte die schönsten Lieder auf der Flöte. Leise, lieblich trillerte er auf und ab, und wieder glichen auch diese Weisen dem süßen Tropfenspiel der zarten Fontäne, die im Park aus der blauen Schale stieg in die blaue Luft.

Dieses Blau berauschte Violen, es wob eine Verwandtschaft darinnen mit den Empfindungen, die ihrem Innersten wundersame Träume gaben, blaue, tiefe, kristallene Träume.

Und Zephir hielt in seiner Hand und in seiner Flöte das Lebendige dieser Bläuen gefangen, vom hellsten zum dunkelsten und trug es auf seinem Atem wie ein Talisman, nach dessen Besitz Violen mitten im sonnigsten Mittag schweremütig sich sehnen konnte.

Selten kam Zephir am Frühmorgen, wenn das Wasser an Violens Haut herabperlte wie über gespannte Seide und in ihren Augen der leuchtende Blick neuerwachter Wonnebereitschaft strahlte. Violen hob ihr Antlitz stolz empor, wiegte verführerisch den schlanken Körper und spiegelte sich im Wasser. Sie dachte gar nicht an Zephir, nein, sie verging fast vor Freude an ihrer Schönheit,

sie dachte nur an sich. Aber das geschah nur im Frühmorgen. Viole fehlte irgendwelche Arbeit, die sie von der Spiegelung ablenkte, deren sie so rasch müde wurde, wenn die Sonne stieg und den Tau von den Gräsern saugte. Viole überfiel dann die Sehnsucht nach dem Liebsten und das Warten wuchs, je ferner er blieb, zur Qual. Sie welkte leise, sie blühte dahin, sie verlor an Duft; denn das Warten wurde jeden Tag banger und trauriger. Zephir verweilte zu lange an fremdem Ort und trug in seinem Atem den betörenden Duft von Flieder. Viole ahnte, daß sie ihn verlor. Die Wirkung seiner Hand aber wurde stärker, je seltener er ihr sie auflegte, die Lockung seiner Flöte berückender, je größere Pausen in die mittäglichen Lieder rannen.

In der Nacht gerade, wenn ihre Liebe sich zitternd hingeben wollte unter seinem Hauch, entwich er, und der breite, üppige Ruch der Syringe drüben im Park hinter dem Springquell schwelte vorüber, so daß die zarte Viole wußte, in wessen Rosen der leichte Liebste gebettet war, die ganze tiefblaue Nacht hindurch.

Zuletzt kam er nicht mehr an den Rain, wo sie ihre Jugend zu Grabe trug. Sie bekam keine Sonne mehr, die Buche hatte sich zu sehr belaubt; aber sie liebte die Sonne auch gar nicht mehr, sondern hing ihr ganzes Leid an die Träne, die fast immer an der Wimper hing. Diese Träne und der Schatten scheuchten den sanften, heiteren Geliebten von dannen. Viole sah auch kein Blau mehr über sich, sie hatte vergessen, sich daran zu freuen. Sie kauerte im Gras. Kein Schmetterling hielt in seinem Schweben inne, wenn er sie erschaute, und keine Mückenschar schwärmte vor ihr auf und ab im Duft und Glanz. Zuweilen holperte ein Goldkäferchen her und verschmauste auf ihrem Schuh, oder eine winzige Spinne spann die Hilfsfäden zum Netz von ihr zu einem Gras hinüber, weil Viole so reglos ruhte, so reglos geworden war.

Es gab Stunden, wo Viole mitten im Leid ein sonderbares Wachstum an sich fühlte und eine Wonne ohnegleichen ihren Körper spannte. Unablässig dachte sie dabei Zephir, Zephir und erinnerte sich der süßesten Stunden, in denen er sich zärtlich über sie gelehnt und ihr Sein ganz erfüllt hatte. Das Glück dieser Stunden wurde immer reicher, tiefer, beseeligender; aber es wechselte trotzdem mit großer Traurigkeit ab und ahnungsvoller Schwäche.

In einer Nacht, Viole fühlte sich besonders in schmerzliches Leid versenkt und in ungeheure Sehnsucht vertieft, deren Kraft ihren Leib heftig spannte, lag mit einem Male die Hand Zephirs auf ihrem glühenden Haupt, lind und trostvoll, und der Atem des zurückgekehrten Liebsten berührte sie so wundersam, daß mit feinem Klingen etwas in ihr sprang, etwas aus ihr rieselte, das sich warm wie Blut anfühlte und dennoch rund und fest wie ein Körper. Süße Schwäche zitterte durch sie, zugleich das Brennen einer großen Wunde. Zephir nahm seine Hand nicht von Viole, und sein Hauch blieb ihn ihr. Sie hörte Flötentöne und sah tiefe Bläue um sich. Sie wunderte sich nur, daß die Fontäne ihres Blutes nicht sprang.

Es war so still, es wurde so still, aber unendlich froh und heilig in ihr.

Viole verging unter Zephirs Hand. Er legte sie sacht auf den Grund, deckte sich über sie und entschlief gleichfalls.

Um die üppige Syringe aber warb der Sommer buhlerisch und wurde erhört.

G e h e i l i g t e s L e b e n

Der Herr Jesus im Harz

AUGUST WINNIG

Irgendwo im Harze steht eine Tanne, die ist gegen zweitausend Jahre alt, doch sieht sie aus, als wäre sie erst siebenzig oder achtzig. Sie verändert sich nie. Obwohl sie wie jede andere Tanne in jedem Frühjahr ihren neuen Ertrieb hat, wächst sie doch nicht, sondern bleibt wie sie ist. Sie wird niemals eingehen, auch wird es niemals geschehen, daß ein Förster sie schlagen läßt. Wer ein Beil gegen sie aufhebt, dem wird das Beil aus der Hand fallen, und der Arm wird lahm werden. In dieser Tanne wohnt eine Gnade, nämlich die, daß jeder, der in der Welt in Not geraten ist und in der Angst und Erübniß seines Herzens ins Holz geht, um Ruhe und Rat zu suchen, zu dieser Tanne gelangen kann und, sobald er über ihren Wurzeln oder unter ihren Zweigen steht, unversehens zur Einsicht kommt, was er in seiner Not zu beginnen hat.

Es findet nicht jeder den Weg zu dieser Tanne. Wenn aber ein rechtschaffener Mensch in Bedrängnis und Verzweiflung getrieben ist, also daß böse Gedanken ihn anfechten, oder wenn einer, der guten Willens ist, von sich nicht weiß, welchen Weg er zu gehen hat, um beim Guten zu bleiben, so wird ein solcher Mensch, wenn er in seiner Herzensnot ins Holz geht, zu dieser Tanne gelangen, und er wird dort Ruhe und Rat finden. Er weiß dann nicht, woher ihm die neue Zuversicht gekommen ist, doch hat er wieder Mut und wird allmählich Herr seiner Not.

Wie es zugeht, daß ein guter Mensch in seiner Not zu dieser Tanne gelangt, kann ich nicht sagen. Es gibt nur eine Tanne dieser Art. Ob die Tanne ihren Ort verläßt und sich dort aufstellt, wo solch ein gequälter Mensch vorübergeht, oder ob die Menschen zu ihr geführt werden, ohne zu bemerken, wie es geschieht, das ist mir verborgen. Doch muß man damit zufrieden sein, daß man nicht alles weiß.

Mit dieser Tanne hat es einen Hergang, den mir meine Mutter erzählt hat. Sie hat mehr von der Tanne gewußt, als sonst irgendein Mensch und ist ihrer Gnade des öfteren teilhaftig geworden, wie sie mir sagte. Wenn ihr die Geschichte nicht glauben möget, so haltet es damit, wie ihr wollt. Aber treibt

keinen Spott mit ihr, weil sie von meiner Mutter stammt, die nun schon lange an der Wahrheit ist.

Als der Herr Jesus Christus schon lebte, aber noch nicht wußte, was der liebe Gott mit ihm vorhatte, begab er sich auf die Wanderung. Er war ja ein Zimmermann, und ich denke mir, daß die Bauleute schon damals eine zünftige Ordnung hatten, welche die jungen Gefellen zur Wanderung anhielt. Auf dieser Wanderung kam er in viele fremde Länder, welche er halb unbewußt durchzog. Er fragte nicht nach dem Wege, sondern wanderte des Zieles unbeschwert durch die weite Welt. Dabei kam er auch in den Harz, und es war zu Winterszeiten. Wo es geschehen ist, weiß kein Mensch, doch irgendwo geriet er in einen mächtigen Schneesturm. Es war ein höllisches Wetter, und unser Herr Jesus Christus litt bittere Not. Die Menschen waren damals noch spärlich im Harze. An Städte war noch nicht zu denken, und es gab noch nicht einmal ordentliche Dörfer. Darum suchte der Herr Jesus Christus lange vergeblich nach einem Schutze vor dem abscheulichen Wetter. Darüber wurde es nun Nacht, und der Herr Jesus Christus wanderte immer noch durch Schnee und Sturm. Es ging bergauf und bergab, er geriet in Wildnisse, wo das Holz dicht verwachsen war und gestürzte Stämme übereinander lagen, und geriet in Klüfte und Klippen, so daß er wohl verzweifeln konnte, zumal er für einen solchen Weg nicht recht angezogen war.

Als es nun schon spät am Abend war, legte sich der Sturm, und auch das Schneien ließ nach und hörte dann ganz auf, und der Himmel wurde klar, so daß ein paar Sterne hervorkamen, die dem armen Herrn Jesus ein wenig neuen Mut gaben. So wanderte er weiter und wanderte noch eine ganze Weile, worauf er in der Dunkelheit eines Feuerscheins gewahr wurde. Dem ging er nach, und der Feuerschein führte ihn einen Berg hinan; als er den erstiegen hatte, sah er eine weite gerodete Ebene.

Zuerst sah der Herr Jesus Christus dort nur ein gewaltiges Feuer. Als er indessen näher kam und seine Augen sich an das Licht gewöhnt hatten, erblickte er Menschen bei dem Feuer und hinter dem Feuer ein Anwesen, Häuser und Ställe und Zaunwerk.

Der Herr Jesus Christus fürchtete keine Menschen, denn er war ja von Gott. So trat er ruhig zu den Harzleuten und sprach sie an. Daß er das konnte, läßt sich nicht weiter erklären; der liebe Gott wird ihn wohl ganz still unterweisen haben, so daß er alle die vielen fremden Sprachen verstand.

Die Harzleute waren über den Fremdling sehr verwundert und sahen ihn genau an. Sie waren noch ziemlich wilde Menschen und machten sich nicht viel daraus, wenn sie jemand totschlügen. Als sie aber den armen Fremdling sahen, wie er von der Wildnis des Holzes zerrissen und vom Schnee durchnäßt müde und elend vor ihnen stand, da dachten sie nicht daran, ihm etwas zuleide zu tun. Sie ließen ihn in ihr Haus eintreten und gaben ihm einen warmen Rock, auch setzten sie ihm etwas zu essen vor, so daß sich der Herr Jesus stärken konnte und sich allmählich ermannete. Danach ging er wieder hinaus zu dem großen Feuer und zu den Harzleuten, die dort standen und ins Feuer blickten.

Vergleichen hatte der Herr Jesus noch nicht gesehen und er fragte die Harzleute, was dieser Brauch zu bedeuten habe.

Diese antworteten, er müsse wohl weit von hier zu Hause sein, daß er dieses Fest nicht kenne. Noch nie sei ihnen ein Mensch vorgekommen, der nicht wisse, daß man diese Nacht am Feuer verbringe. Es sei die Nacht der Freude. In diesen Stunden werde die Macht der bösen Geister gebrochen, welche die Feinde der Menschen seien. Es sei doch, wie jeder wisse, ein ewiger Kampf zwischen den Mächten des Verderbens und den Mächten des Heils. Aber das Heil, das den Menschen Licht und Wärme und der Erde Blumen und Früchte gebe, das allem Lebendigen wohlgesinnt sei und an der Freude des Lebens sein Wohlgefallen habe, dieses Heil sei die stärkere Macht und besiege immer wieder die Macht des Bösen.

Der Herr Jesus hörte die Erzählung, von der er sonst noch nichts vernommen hatte, mit einiger Verwunderung an und fragte darauf die Harzleute, woher sie ihr Wissen um diese Nacht hätten. Da lächelten die Harzleute und wiesen mit der Hand zum Himmel.

Diese Antwort ging dem Herrn Jesus zu Herzen und bewegte ihn, und er blickte zum Himmel auf und erschauerte. Doch war es nicht der Glanz, der ihn so ergriff, sondern Gottes Gebot, das er aus diesem Glanze vernahm. Denn in diesem Augenblick erfuhr er, was Gott mit ihm vorhatte.

Es dauerte wohl eine kleine Weile, daß er, von dieser Botschaft bestürzt, unbeweglich da stand, bis ihn die Harzleute ansprachen und sagten, das Feuer sei abgebrannt, die Nacht sei vorüber und der Morgen nahe. Nun wollten sie in das Haus gehen und ruhen, denn das Heil sei auf dem Wege. Nachher würden sie mit fröhlichem Herzen erwachen, die bösen Mächte seien daraus vertrieben, und die Macht des Guten werde mit jedem Tage größer werden.

Doch der Herr Jesus Christus schüttelte den Kopf und sagte, er könne nicht länger verweilen, es sei ihm eine Botschaft zugekommen, welche ihn nach seinem fernen Lande rufe. Als er so sprach, blickten die Harzleute in sein Gesicht und sahen, daß er die Wahrheit redete, und ahnten, daß etwas vorgegangen sei, wonach sie nicht weiter fragen dürften. So ließen sie ihn ziehen und gaben ihm eine Wegzehrung mit, und einige geleiteten ihn eine Strecke, damit er auf einen guten Weg fände.

Bei einer Tanne machten sie Halt, und einer der Harzleute sprach:

Wir hätten dich gern in unserm Hause beherbergt und dir einen Platz an unserm Herde gegeben. Doch wir halten dich nicht auf, denn wir wissen, daß dich das Heil berührt hat und daß du ihm dienen sollst. So ziehe denn deiner Wege und halte uns ein gutes Gedenken.

Das will ich tun, sagte der Herr Jesus Christus, und noch mehr. Ich werde einst wieder zu euch kommen. Nehmt mich auch dann wieder auf, auch wenn ihr mich nicht erkennt.

Komme wieder, guter Fremdling! sagten die Harzleute. Wir werden dich immer erkennen. Doch damit du niemals gekränkt wirst, auch wenn wir dich nicht erkennen, werden wir jeden, der elend und hilflos an unsere Tür kommt, so aufnehmen, wie wir dich aufgenommen haben, und werden ihm tun, wie wir dir tun würden.

Da blickte der Herr Jesus die Harzleute freundlich an und sagte: Das soll ein Wort sein. Da ihr nun solches gelobt, will auch ich nicht zurückstehen. Ich bitte die Mächte des Heils, daß sie diese Tanne, unter der wir hier Abschied nehmen, mit einer besonderen Kraft begnaden. Es soll jeder arme und rechtschaffene Mensch, der in tiefer Not die Hilfe des Heils sucht und zu dieser Tanne kommt, getröstet und gestärkt werden. Es soll das Licht des Heils ihn erleuchten und er soll Mut und Kraft finden, zu streiten gegen die finsternen Mächte des Verderbens. Diese Tanne soll nicht verdorren und es soll ihr kein Leid geschehen und sie soll die Gnade des Heils spenden, solange die Menschen dieses Gebirges bei dem bleiben, was ihr gelobt habt.

Darauf wanderte der Herr Jesus Christus fort gegen Morgen. Die Harzleute standen unter der Tanne und sahen ihm nach, wie er über das Schneefeld dahinzog, wo die rote Sonne heraufkam. Sie ahnten nicht, wohin der Herr Jesus Christus ging, wir aber wissen es aus der Schrift. Die Tanne hielten sie in Ehren, und mancher erfuhr die Gnade, die sie in sich trug. Als sich die Harzleute einen Gruß dichteten, da begann dieser mit den Worten:

Es grüne die Tanne!

Den Ursprung haben sie vergessen, und heute denken sie, das sei wegen der Nützlichkeit des Holzes. Es verhält sich aber anders. Der Gruß gilt dieser Tanne, in welcher die Gnade des Heils mächtig ist. Sie wird nie verdorren, sondern solange grünen, wie im Harze noch Menschen leben, die sich an das Gelübde der alten Harzleute halten.

Weihnachtslegende

WILL VESPER

Es ist eine kalte nordische Winternacht. Seit Tagen und Nächten fällt der Schnee und fällt noch immer. Ein kalter östlicher Wind reißt ihn in schrägen grauen Strichen vom tiefen Himmel herab gegen die Erde. Zwei Wanderer schleppen sich langsam über das weiße Feld durch die beginnende Dämmerung. Den ganzen Tag über ist es nicht hell gewesen, aber nun fällt schon die frühe Nacht herein. Auf der weiten, überall im Schneeeriesel verdämmernden Ebene kein Baum, kein Strauch; nur ein paar hohe kahle Stangen stehen weit auseinander an dem Weg der Wanderer

und deuten im Schnee die Straße an, die sonst an nichts zu erkennen ist. Der vorderste der beiden einsam Schreitenden, der mühsam die Bahn tritt, ist, wie man an dem schmalen, aus den umwickelten Tüchern blickenden Gesicht sieht, ein jüngerer Mann. Noch mehr als er ist sein Gefährte in ein sackartiges Tuch ganz eingehüllt. Ein paar lange weiße Haare wirbelt der Wind über seine Stirne. Sein Bart hängt voll Eis und Schnee. Aber unter den buschigen weißen Brauen blicken zusammengekniffen ein Paar junge feste und fröhliche Augen hervor. Der Jüngere aber schreitet wie im Schlaf mit festgeschlossenen Augen unermüdet vorwärts. Endlich sehen sie fern vor sich ein dunkles Dach und ein paar Baumwipfel darüber. Der Alte schreit „Holla!“ und deutet mit der Hand danach. Der Wind nimmt ihm das Wort vom Munde. Sein Gefährte blickt nicht um und nicht nur und wandert weiter.

Es war schon ganz dunkel und tiefe stöhnende Nacht, als die beiden an den Bauernhof kamen, der stattlich genug zwischen hohen kahlen Bäumen und einem Rudel kleiner Tannen lag. Aus einigen Fenstern kam Licht und man hörte das Stampfen von Pferden, Kettenklirren und den behaglichen Lärm eines Stalles.

Die beiden verschauften einen Augenblick in der Windstille hinter der Hauswand. Der Jüngere setzte sich ganz ermattet auf einen verschneiten Karrenbaum in den matten Lichtschimmer, der durch die Fenster kam. Der Ältere ging auf die Türe zu.

„Sie werden dir nicht aufmachen“, sagte der Junge mit einer seltsam wohl-lautenden Stimme. „Sie sind so verängstigt und erboft durch das viele Kriegsvolk.“ „Aber wohin sollen wir denn?“ sagte der andere. „Sie müssen uns öffnen. Es ist auch heiliger Abend. Ich werde sagen: um Christi willen. Da sehen wir, was der Namen noch gilt.“ Der Jüngere hob die Hand auf und ließ sie traurig niederfallen. „In dem Namen ist so viel Unheil geschehen. Wie sollte ein armer Bauer sich da zurecht finden?“ Aber der andere stand schon an der Türe und schlug heftig dagegen. Im Innern wurde sogleich alles Licht gelöscht und niemand antwortete dem Klopfen. Aber der Alte gab nicht nach. „He, holla!“ rief er, „macht auf. Zwei verirrte Wanderer. Habt keine Furcht! Um Jesu Christi willen macht auf. Wir erfrieren!“ — „Um so besser!“ sagte ein struppiger Bauer, der das Gesicht aus einer Stalltür steckte, mutig geworden, als er sah, daß er nur die beiden vor sich hatte. „Um so besser. Hier kommt niemand herein und wir haben selbst nichts.“ „Um Christi willen“, sagte der Alte noch einmal. „Ihr werdet es bereuen, wenn ihr uns nicht einlaßt.“ „Oho!“ rief der Bauer. „Ihr wollt noch drohen? He, Hannes, laß die Hunde heraus!“ Man hörte eine Stalltür gehen. Hunde bellten wütend und kamen schnaufend um die Hausecke. Der Alte sprang zurück und auch der Junge stand langsam auf von seinem Sitz und beide verschwanden in der Finsternis. Sogleich wurden die Hunde still. Der Bauer verwunderte sich. Der Wind schwieg mit einem Male und oben drangen ein paar helle Sterne durch die Nacht, von erhellten Wolken überweht.

Der Bauer wartete mit seinen Knechten noch eine Weile an den Fensterlufen und wagte nicht Licht zu machen, aus Furcht, es möchte eine Gefahr von draußen hereinkommen. Da sah er plötzlich gar nicht weit vom Haus eine helle

Flamme aufschlagen. „Feuer!“ schrie er, „die Lumpen haben den Heustall in Brand gesteckt.“ Eine Mistforke in der Hand, stürzte er hinaus, und Knechte, Mägde, ja Frau und Kinder hinter ihm her, eine jammernde, schreiende und fluchende Rotte. „Die Hunde her!“ schrie der Bauer, „he, Packan und Landsknecht!“ Aber die Hunde kamen nicht und gaben auch keinen Laut. Der Bauer sprang weit den anderen voran. Plötzlich aber blieb er stehen und erstarrte, die Forke vor sich in die Luft haltend. Auch alle anderen kamen, blieben stehen und starrten auf das seltsamste Schauspiel. „O, Jesus Christus“, rief die Bäuerin und sank in die Knie und bekreuzigte sich, und die Kinder und die Mägde knieten neben ihr.

Nicht weit vor ihnen in einer Senkung des Bodens stand eine Tanne, die alle wohl kannten, nicht viel mehr als manns hoch, und brannte in hellen himmelanstrebenden Flammen, doch so, daß sie davon keineswegs verzehrt wurde, sondern unbeschädigt stand sie, nur vom Schnee ganz befreit, in ihrer grünen Pracht, vom Feuer wie von einem goldenen und doch gläsernen Mantel umkleidet. Und neben ihr am Boden, im Schein des Lichtes und die Hände hebend nach der Wärme, die offenbar von dem Feuer ausging, saßen die beiden Fremden. Der Schnee war ringsum drei oder vier Schritte weit weggeschmolzen und weiches Wiesen gras, wie von Frühlingswärme hervorgelockt, bedeckte die Erde; Blumen blühten. Die beiden Hunde, die sonst kein Fremder nur von ferne ansehen durfte, lagen neben den beiden und hatten den Kopf auf den Schoß des Jüngeren gelegt, der mit den Händen freundlich über ihre Schnauzen fuhr. Mäntel und Tücher hatten die beiden abgelegt und saßen da in einem fremdländischen bunten Gewand. Ihre Gesichter leuchteten von dem hellen Schein und waren von einem Glanz umgeben wie von himmlischer Glorie. Und alle erkannten nun wohl, wer das war. Dem Bauer war sein Gerät aus der Faust gefallen, und mit gefalteten Händen ging er langsam näher. „O Herr“, sagte er, „verzeiht einem armen Knechte, der Euch nicht gut empfing. Wir sind so oft bei nächstlicher Weile von den Landsknechten geplagt worden. Wer konnte auch wissen . . .“ „Ja“, sagte seine Frau und kniete neben dem Manne nieder, „erbarme dich unser und sei uns gnädig.“ Aber der Jüngere, von dem nun alle sahen, daß es Christus der Herr selber war mit Petrus, seinem Knecht, stand auf und nahm die Kinder des Bauern, die auch am Boden knieten, bei der Hand und winkte allen, auch den Knechten und Mägden freundlich. „Kommt her“, sagte er, „daß euch auch warm werde.“ Und er führte die Kinder an den Baum. Der war voll Wunder. Da saßen kleine bunte Vögel in der Glut, unverbrannt, und sangen. Da hingen wahrhaftig Äpfel und Nüsse und leuchteten golden. Da blühten Rosen auf tannenen Zweigen. Da saßen am Boden seltsame Hasen, Füchse und Eichhörnchen wie aus bunten Ruchen und wackelten mit den Ohren. Und der Herr hob die Kinder in den Baum und ließ sie herzlich nach den Früchten greifen. Und die Flammen brannten sie nicht, erfüllten nur die Luft und alles und innen die Herzen mit einer schönen milden Glut und Wärme. Und Bauer und Bäuerin, Knechte und Mägde knieten mit abgezogenen Rappen und gefalteten Händen um das Wunder und wärmten sich außen und innerlich.

„O Herr“, sagte zuletzt der Bauer, „welch ein Trost für uns arme Leute, daß du noch lebst und nicht für immer gestorben bist, wie wir schon meinten.“ Seine Frau erschrak und wollte ihn am Reden hindern. Aber der Herr reichte ihnen beiden die Hände. „Ihr Lieben“, sagte er, „ich will überall da bleiben und aufstehen, wo ein Herz mich sucht und sich nicht verstocken läßt von allem Leid der Welt.“ — „Wolltest du nicht“, sagte der Bauer, „gern vorliebnehmen und heute nacht bei uns in unserer Hütte einkehren?“ „Bleibt ihr nur bei mir zu Gäste“, sagte der Herr, „und versucht meine Speise und unser Nachtmahl.“ Und er griff nach den Vögeln und Eichhörnchen und den kleinen Hasen unter dem Baum, da waren sie wirklich aus süßem Kuchen und wie Brot in seiner Hand, und er zerbrach es und gab allen, und sie nahmen und waren fröhlich.

Nach einer Weile aber stand der Herr auf und nahm seinen Mantel, und Petrus mit ihm. — „Geht noch nicht von uns, Herr“, bat der Bauer. „Laß es dir genügen“, sagte der Herr, „und behalte mich in deinem Innern. Ich muß noch weit wandern in dieser Nacht. Es sind noch viele erkaltete und verhärtete Herzen, die der Wärme und des Lichtes bedürfen.“ Und damit nahm er Abschied. St. Peter aber zog den Bauern ein wenig auf die Seite. „Und wenn wieder jemand an deine Haustür in solcher Nacht pocht“, sagte er, „so handle menschlich an ihm und sei nicht aus Furcht wie solch ein Teufel.“ — „Wer konnte es denn wissen, Herr?“ sagte der Bauer. „Das ist es eben“, sagte St. Peter. „Du kannst es nie wissen, wer da an deine Türe pocht und wen du davonjagst. Nicht immer läßt es sich wiederfinden wie wir heute.“ Damit brachen sie auf. Und der Baum erlösch langsam, Flamme für Flamme. Alle blickten in das vergehende Licht, und als sie auffahen, war wieder tiefe Nacht über das Feld gekommen. Aber oben, sehr hoch oben, standen viele Lichter und der Himmel öffnete sich zu einer klaren schönen Wintersternennacht. Die beiden Wanderer aber waren verschwunden. Der Bauer und sein Volk gingen in sein Haus und bedachten das alles noch lange und besprachen es hin und her mit Freuden und Staunen. Und sie dankten Gott und lobten ihn mit vielen schönen Gesängen.

Von diesem aber, was ich eben erzählt habe, kommt es her, daß noch heute in den nördlichen Ländern am heiligen Abend in allen Häusern ein Tannenbaum steht, mit Lichtern besteckt und rundum behängt mit bunten Früchten, Nüssen und Äpfeln, mit gebackenen Tieren und unvergänglichen Blumen.

Wallfahrerlegende

JULIUS ZERZER

An ihrem Vermählungstage verließ die junge Gräfin unbemerkt die Burg ihrer Väter. Sie hatte, bevor sie am kommenden Morgen der Reisewagen des Gatten für immer entführen würde, noch einen stillen Weg vor sich und ein heimliches Abschiednehmen. Zur Kapelle wollte sie gehen, die jenseits des Burggrabens, wohl eine kleine halbe Stunde entfernt, im einsam rauschenden Frieden des Waldes lag, der in unerschöpflichen Wipfelwellen fast vom flimmernden Grunde des tiefen Tales bis zu den Ruppen und Höckern des dämmerblauen Berges entfaltet war.

Die junge Frau — sie hieß Elisabeth und wie ihre Namenspatronin trug sie gerne etwas am Arme, das sie verschenken konnte — hatte sich in später Nachmittagstunde von der Festtafel unter einem flüchtigen Vorwande weggestohlen, hatte im Hinausgehen noch einen Armvoll roter Rosen errafft — denn auch diesmal wollte sie nicht ohne Gabe kommen — und war dann, kaum von irgend jemand gesehen, geschweige denn angehalten, über die breiten Treppen in den Hof und von dort durch den gewölbten Eingang des Turmes auf die Brücke hinausgeeilt, die über den Graben führte und so die einem verwitterten Felsenstrunk entwachsende Burg an die ruhig flutende, mächtig aufwärts drängende Lehne des Berges knüpfte.

Vom Gesinde war ihr niemand begegnet. Das tat sich gleichfalls an reich besetzten Tischen gütlich und ließ sich das Fest behagen, dessen Vorbereitung manche geschäftige Stunde gekostet hatte. Nur ein großer Hund, eine weiße Dogge, war seiner Herrin über den Hof gefolgt. Aber Elisabeth wollte allein sein auf diesem Gang, der dem zarten Geheimnis eines verschwiegenen Abschieds galt. So rief sie dem Hund mit unterdrückter Stimme zu, er solle zurückbleiben. Der Hund hemmte zögernd, wie ungläubig, mitten auf der Zugbrücke den geschmeidigen Schritt. Er hatte seine Begleitung so gut gemeint. Allein die Herrin winkte gebieterisch. Er blieb. Er mußte sie ohne seinen getreuen Schutz den steinigen Wiesenpfad, der gegen den Waldrand hinanstieg, in ihrem flatternden, hell gebauschten Gewande emporzueilen sehen.

Elisabeth hielt einen Augenblick inne, sobald sie in das Lannendunkel getreten war. Sie atmete tief. So weit also wäre ihr Plan geglückt. Nun kam es nur darauf an, den Weg zur Kapelle und wieder heimwärts zur Burg so eilig zurückzulegen, daß ihr verstohlenes Fernsein keinen Anlaß zur Sorge gab. Zur Sorge? Was hätte ihr wohl begegnen sollen? Galt doch ihr Besuch dem alten, gnadenvollen Madonnenbild, das das scheue Flüstern des Waldes zu atmender Andacht besänftigte. Das die Zuflucht war, die geheiligte Ordnung, die wachende Sicherheit.

So ging Elisabeth, den schwanken Reichtum ihrer Rosen im Arme, hastenden Schrittes und dennoch im Herzen beruhigt durch den strömenden Schatten des Waldes hin, aus dem nur dann und wann ein verirrter Lichtstrahl, durch das verhangene Dickicht der Äste brechend, die ungewohnte Gestalt berührte, fast zurückbebend, wenn er plötzlich an den schimmernden Atlas ihres Kleides geriet oder an das erregte Funkeln der edlen Steine, die sich, von goldenen Spangen zusammengerafft, durch das metallische Dunkel des Haares schlangen.

Schon trat die Kapelle blaß und ernst und doch vertraulich aus den übergreifenden Tannenästen, die das leicht gewölbte, grau verwaschene Schindeldach mit einer zweiten, behutsamen Ruppel schirmten. Schon öffnete sich die angelehnte, leise knarrende Pforte, schon hob sich erwartungsvoll aus der von schmalen Fensterscharten dämmrig erhellten Nische das alte Madonnenbild mit dem heiligen Knaben, der einen rot und grün gesprenkelten Apfel, an dessen Stiele zwei flatternde Blättchen wehten, mit bemühter, glücklicher Sorgfalt im Händchen hielt. Auch die Madonna blickte zufrieden und gnadenvoll, weil sich ihr Kind der eben erst aus dem vollen Laubwerk gelösten Frucht und des spendenden Baumes freute. Und wie sie in mütterlicher Lust ihren Knaben gestillt und zufrieden sah, so schien sie nun auch um so bereiter, all die drängenden Wünsche der Bittenden mit geduldiger Nachsicht anzuhören und hinzunehmen. Ach, was wollten sie denn mehr, die armen Menschenkinder mit ihren großen Ängsten und oft so törichten Kümmernissen, als auch nur wieder irgendeine bescheidene Gabe für ihre verwaisten Hände, ein kleines, sanftes Gewähren, das göttlicher Gnade nicht schwerer zu reichen war als der Apfel mit den beiden gestäubten Blättchen, der in der Hand ihres Kindes ruhte.

Elisabeth ordnete die wirt zusammengerafften Rosen um das Bildnis der stets bereiten, immer der Bitte aufgeschlossenen Gottesmutter. Wie oft nicht hatte sie ihren Trost gefühlt, wenn sie aus der Burg nach der Waldkapelle geflüchtet war, um der Gnadenvollen die Seufzer und Wünsche ihres scheu erblühenden Herzens vertrauensvoll auszuschütten. Und nun, da ihr die Fülle des Glückes geworden war, an dem Tage, der ihr gläubig erhofftes Schicksal begründen sollte, der sie dem geliebten Gatten zu eigen gab und der die Welt vor ihr aufstieß, an deren verschattetem Waldessaume sie bisher geträumt und gewartet hatte, nun, da die Madonna ihren gestammelten Wünschen endlich Gehör und Erfüllung schenkte, nun war mit der Erfüllung auch eine fremde, eine neue Bedrängnis da, das Bewußtsein, daß sie für immer ihre Heimat verlassen mußte, daß es nun einen langen, vielleicht einen ewigen Abschied galt.

Nein, was Abschiednehmen heißt, das hatte sie bisher noch nicht gewußt. Sie hatte nicht geahnt, daß es so schwer sein würde, von hier zu scheiden. So treu und innig schien ihr der Wald und der Berg und die graue Burg. So unentbehrlich, so gar nicht hinwegzudenken erschien ihr auch die dämmrige Waldkapelle mit dem gnadenreichen Marienbild. Das wußte um ihre Seufzer, um ihre Sorgen und kleinen Freuden. Würde ihr anderswo die gleiche Treue bereitet sein, die gleiche selbstverständliche Rast und Geborgenheit? Ach, die große Welt blinkte in der zerfließenden Ferne so licht wie ein goldener Hauch und so ungewiß. Nah umfangen hielt sie doch nur der sanft gebeugte Arm dieses Wald-

landes, das ihre Heimat war, und das die Madonna der Waldestiefe mit ihrer verborgen quellenden Gnade tränkte und segnete.

Lange lag Elisabeth auf den Knien. Sie vermochte sich nicht zu trennen von der Madonna, in deren mütterlicher Gestalt ihr zugleich ihre Heimat und ihre Kindheit beschlossen schien. Längst hatte sie ihre erste Absicht vergessen, nur flüchtig die Blumen als letztes Grüßen darzubieten und eilig wieder zurückzukehren. Schon ging der Tag zur Neige. Schon stand eine hohe Wolke zwischen zackigen Tannenästen in flammendem Scharlachrot. Elisabeth hatte die Zeit vergessen. Sie betete laut, sie dankte und flehte und dankte wieder und gab sich ohne Besinnung der Wehmut des Scheidens hin. Und je länger sie betete, um so schwerer wurde ihr diesmal ums Herz, während sie doch sonst in ihrer Andacht eine wachsende Freiheit von jeder Bedrängnis, eine steigende, aufwärts weisende Helle empfunden hatte. Diesmal schien die Last immer größer zu werden, kaum noch zu tragen. Immer dunkler neigte sich das Wissen um ihren Abschied auf sie herab und schien sie ganz zu verhüllen und auszulöschen. Rot flammte oben die Wolke, drohend wie ein Verhängnis, und rührte mit blutigem Widerschein an die glimmenden Steine in ihrem Haar.

Schon eine Weile hatten sich ihre Augen, ohne es recht zu wissen, auf einen hellen rötlichen Streif gerichtet, der, wie von einem langen spiegelnden Bande zurückgeworfen, über das faltig niederfließende Kleid der Madonna gebreitet war. Nun erwachte sie, nun wurde sie der scharf begrenzten, zitternden Helle bewußt, und da sie, unwillkürlich schauernd, die Blicke hob, da sah sie über ihrem Haupte ein langes flammendes Schwert gezückt. Und nun gewahrte sie auch, verstohlen seitwärts spähend — denn sie wagte sich nicht zu wenden —, die lautlos dunkle Gestalt, die mit ihr die Einsamkeit der Kapelle teilte.

Eilig durchfuhr es sie, als hätte sie das tödliche Schwert zu ihren Häupten bereits durchbohrt. Dies war das Ende. Der Abschied für immer. Der Räuber war über sie gekommen, indes sie ahnungslos im Gebete lag. Die blizenden Steine in ihrem Haar, die Hoffart, die sie arglos herausgetragen hatte vor das schlichte Marienbild, sie würden nun ihr Verderben sein. Darum war ihr so bang ums Herz geworden. Sie kniete unter dem Schatten der Todesstunde.

Menschliche Hilfe war fern und wie verschollen. Nun erst recht war ihre einzige Zuflucht die Gottesmutter. Brünstiger noch entrang sich ihr das Gebet, erschütternder flehte ihr Abschiedswort. Und es war ihr, bevor sie zu Ende gebetet, bevor sie völlig Abschied genommen hätte, würde er sie nicht töten. So begann sie immer von neuem, so fand sie kein Ende ihrer stammelnden Angst. Bis oben die Scharlachwolke verglühte und der Widerschein des Schwertes verlosch. Da fühlte sie, daß jedes Hoffen vergeblich war, daß sie das Unabwendbare dulden mußte. Noch eine, noch eine letzte Bitte richtete sie an das ins webende Dunkel zurückgefunkene Gnadenbild: „Sei meinem Sterben gnädig! Sei gnädig auch ihm, der mich töten wird!“

Dann verstummte sie. Dann erwartete sie den tödlichen Streich. Doch aus der verschwimmenden Dämmerung über ihr drang nur das Reuchen eines fliegenden Atems und lautes Stöhnen. Dann schlug das Schwert mit dumpfem

Klirren gegen die hallenden Fliesen. Und nun brach ein schwerer Körper zu Boden. Sie vermeinte den stoßweisen Atem des Mannes zu fühlen, der hinter ihr in die Knie gesunken war.

„O Frau, deine Frömmigkeit ist dein Leben. Und meines auch. Geh ungefränkt von hinnen! Vergiß den Frevel, zu dem ich die Hand erhob! Das Geschmeide in deinen Haaren wollte ich rauben. Es ist nicht länger kostbar für mich, so reich es ist. Und böte mir einer die Schätze der ganzen Welt: ich habe gefunden, was alle Schätze vergänglich macht. Maria, vergib mir! Neige dich meiner bestürzten Seele! Nimm mich zur Sühne an! Als Räuber drang ich in deine Kapelle ein. Als Waldbruder will ich das Glöcklein läuten zu deinen Ehren.“

Das Ave Maria des Mönchs zu Kloster Camp

ERICH BOCKEMÜHL

Man hatte ihn begraben, den Bruder Johannes, der im Kloster nach einem Leben der Arbeit und der niedrigsten Dienste, kaum beachtet und wohl gar verachtet, wie alle Menschen alt geworden war — und wenn man ihn vermählte der unangenehmen und lästigsten Arbeit wegen, zu der kein anderer gern bereit war: es weinte ihm, dem Mißgestalteten, keine Liebe nach; man begrub ihn an der Mauer, da, wo bald schon in herbstlichen Tagen die große Linde mit ihren braunen Blättern sein Grab bedeckte, so daß es wie verloren und schon bald vergessen war.

Bruder Johannes konnte nicht lesen, nicht schreiben, nicht einen Satz; und also kein Gebet, und war es noch so klein, wollte in seinem kranken Hirn verbleiben . . . Nur das eine Wort: „Ave Maria“ kam über seine Lippen. Und er sprach es am Morgen und am Abend, bei jeder Andacht immer wieder. Vor dem Muttergottesbild mit dem Jesusknaben ward er, der nie lächeln konnte, immer wieder froh, als wenn eine Erinnerung sein schwaches Gemüt erhellte aus frühesten Kindertagen her. Froh leuchteten immer wieder seine Augen: „Ave Maria, ave Maria . . .“ sprach sein Mund, sein Herz. Und ob der Junker einst, der Gast des Klosters war, ohne daß selbst der Abt es ihm verwies, der häßlichen Gestalt spottete (die heilige Jungfrau würde von dieser Schönheit

auch nicht gerade begeistert sein): Johannes verstand dies alles nicht. Er arbeitete vom Morgen bis zum Abend seit seinen jungen Tagen, da er (er war als verlorenes Kind im Walde neben dem Leichnam seiner Mutter aufgefunden worden) — ins Kloster getragen wurde bis in seine Greisenzeit — und immer seine Freude war „Ave Maria“, ihm mehr Gebet und Liebe, Glaube und Vertrauen, Glück und Sehnsucht, als irgendein großer Lobgesang in der Orgel und der Brüder Chor . . .

Bruder Johannes — —, wie sein Grab, so war auch die Erinnerung an ihn wie mit welktem, modrigem Laub überdeckt . . . und doch vergessen in jener andern Liebe, die nicht nach Gestalt und Kunst und Wissen liebt. Es geschah, daß auch über seinem Grabe Frühling ward, daß die Linde sich begrünzte und die Drossel in ihren hohen Zweigen in die ferne Abendröte flötete: Und als ringsumher Tulpen und Krokus blühten, von sorgsamem Händen gepflanzt, da hob sich leise auch an jener Mauer die Erde, das faulende Laub: weiße erst und dann hell ergrünende Blättchen sprossen hervor, unbepflanzt wuchs aus der Erde Tiefe eine Lilie auf. (Es war zur Zeit der Pfingsten, als auch die Apfelbäume blühten und die Bienen sangen) . . . eine Lilie mit sieben Blüten wie der siebenarmige Leuchter und — o Wunder: Auf jedem weißen Blütenblatt stand in Farben rot und gold gezeichnet: „Ave Maria“, des stillen, armen Bruders Wort . . .

So war seine Liebe, war sein Herz wunderbarer erschlossen, als sein armer Mund es sagen und singen konnte. Als die Mönche eines Abends vor dem Wunder still versammelt waren, sprach der Abt tiefe Worte von der Kindschaft der Seelen und der Armut im Geiste, so daß allen diese Stunde eine Einkehr ward, vielen eine Reue und eine fromme Freude und ein herzlicher Dank nicht minder . . . Und es ward, daß in jenen Tagen und Wochen bis zur Herbstzeit ihrer viele kamen, um an dem heiligen Grabe zu beten. Sie gingen bewundernd vorüber an den Gräbern einst großer, berühmter Äbte; an dieses Armsten Grab aber beteten sie in Rührung und in stiller Freude, Gottes Wirken, Gottes ewige Liebe also zu verspüren . . . Und es geschah, daß die Lilie nicht verwelkte. Als Herbst ward, wandelten sich die Blätter in Silber und die Schrift in klares Gold, und ward dem Grabe so ein Denkmal gesetzt, das, wenn es selber auch zerstört ward in Sturm und Kampf der Zeiten, es vermochte, daß die Erinnerung an den einfältigsten jedoch treuesten aller Mönche des Klosters noch bis heute nicht gestorben ist.

Die drei heiligen Brüder

HEINRICH WOLFGANG SEIDEL

In den Tagen Justinians, des Rächers der Kirche und Befreiers der Völker, lebten in der Stadt Antiochia drei Brüder, Alexander, Demetrianus und Myron. Sie wohnten bescheiden in einem arm-seligen Hause am Orontes, das durch die Gnade Gottes dem Gericht des großen Erdbebens entgangen war, und der Fluß bot ihnen auch ihre Nahrung, denn Alexander, der Älteste, war ein Fischer. Er hatte ein zerrissenes Gesicht wie eine Walnuß und trug nach der Weise der Philosophen einen schwarzen Vollbart, während die Angesichter seiner Brüder glatt waren, gleich einer Muschel. Von diesen hatte der zweite, Demetrianus, den Beruf eines Diakonen erwählt. Schweren Leibes mit kurz-sichtigen und etwas vorquellenden Augen wußte er sich doch eilig genug vorwärts zu bewegen, einem Manne ähnlich, der ein Geschäft um keinen Preis versäumen möchte. Er lächelte gern, aber immer auf längere Zeit, so daß es ein festgefrorenes Lächeln zu sein schien und kein Sonnenaufgang der Freude. Wenn er aber am Tage des Herrn nach dem Gottesdienst die Alten und Kranken aufsuchte, dann gab er ihnen mit weißen fürstlichen Händen, als sei er kein Bote der Gemeinde oder des Patriarchen, sondern der von Wohltaten fast erschöpfte Geber selbst. In solchen Augenblicken wurde er sogar beredt, und seine Feinde, an denen es ja dem Gerechten nicht fehlen kann, behaupteten, er spänne dann unsichtbare Fäden, die ihn mit den Opfern seiner Barmherzigkeit verknüpfen sollten. Der dritte Bruder endlich, Myron genannt, war noch ein Knabe an der Schwelle des Jünglingsalters. Sein Aussehen war sehr fröhlich und sein Antlitz bräunlich, mild und voll Güte. Seine Arbeit bestand darin, daß er am Hügelhang die Ziegen hütete. Während sie weideten, pflegte er mit großem Eifer Myrrhen zu sammeln. Er zündete dann ein Feuer an und räucherte sie, doch ohne recht zu wissen, warum er es tat; aber wenn alsbald der duftende Rauch wie ein Gebet gen Himmel stieg, bewegte sich sein Herz, und er hegte unbestimmte und kristallene Gedanken der Verehrung.

So verschieden nun auch diese Brüder gebildet waren, so verbunden waren sie doch in dem Bestreben, den Weg des Herrn zu wandeln; sie achteten wohl des Sonntags und des Tages der Kreuzigung und hüteten sich vor Zorn, falschem Zeugnis und Zauberei. Das Wachstum der Bäume kommt vom Wasser und das Leben des Sünders von der Bekehrung. Sie aber hatten sich bekehrt, und darüber war ein Lobgesang in der Gemeinde, denn sie waren Söhne eines schlimmen Vaters, und noch vor einigen Jahren hatte man ihre Mutter im innersten Gemach des Hauses sitzen sehen, eingehüllt in Trauer über die Schmach, die das Ende ihres Gatten über sie gebracht hatte. Sein Name ist ausgestrichen

im Buch des Lebendigen, und darum soll er auch hier nicht genannt werden, sowenig diese Schrift entweiht werden mag durch einen Bericht über seine Wege im Hain Daphne und über die Geschäfte, die er im Schatten der großen Säulenstraße trieb, prahlend wie ein Heide und unachtend die Tränen der Witwen und Waisen. Er fürchtete den nicht, der Leib und Seele werfen kann in die Hölle. Er ist gerichtet.

Dies aber, daß sie eines solchen Mannes Kinder waren und daß es auch in ihrem Dasein eine Zeit gegeben hatte, wo sie den Hochgelobten nicht erkannt und nach Weise der Welt gelebt hatten, ruhte noch immer wie eine Last auf ihrem Rücken – wie ein böser Traum wars bei Myron, wie das Gitter eines Käfigs bei Demetrianus; Alexander jedoch spürte solchen Zustand am meisten, denn er war ein Grübler und redete mehr mit Gott als mit den Menschen. Er war es daher auch, der immer wieder auf den gleichen Gedanken kam, den nämlich, daß die also Geschlagenen etwas Besonderes zu tun hätten, um gleichsam mit einem Male die Vergangenheit ihres Hauses im Meer zu versenken, wo es am tiefsten ist.

So geschah es, daß er eines Abends seine Brüder zu sich nahm und ihnen mitteilte, was ihm der heilige Geist ins Herz gegeben hatte, als er unter dem ungeheuren Sternenhimmel und in der Einsamkeit der Nacht seine Nase auswarf. „Eine Sühne muß geschehen“, sagte er, „und wir drei müssen sie gemeinsam vollbringen. Laßt uns unser Fleisch wahrhaft kreuzigen und die selige Ruhe in Gott suchen, wie es der Herr Symeon tat, der Heilige und Auserwählte des Höchsten!“

Als er so sprach, da verschwand das Lächeln auf dem Angesicht des Demetrianus schneller als der Schwanz einer aufgestörten Lazerte, während der Knabe Myron seinen ältesten Bruder gespannt und freudig anblickte, denn er war in dem Alter, wo die Seele nach Taten begehrt und nicht vorher fragt, wie sie auslaufen können. Beide aber hießen den Alexander weiter sprechen, sei es, um ein Häkchen zu finden, an dem sie ihren Einspruch aufhängen könnten, sei es, um ihm zuzustimmen.

Da begann Alexander zu erzählen von den denkwürdigen Taten des seligen Herrn Symeon, wie er sich gequält hatte zur Ehre Gottes mit strengem Fasten und unsäglichem Gebet; keinen Schlaf gönnte er seinen Augen, keine Erholung seinem Leibe sechsundfünfzig Jahre bei Tag und Nacht. Neun Jahre verbrachte er im Kloster mit wunderbarer Lebensweise und hartem Dienst, danach lebte er noch siebenundvierzig Jahre in der Umfriedigung zu Telneseil. Hier stand er auf den kleinen Säulen so viele Jahre, wie die Zahl der Planeten beträgt, und auf der von vierzig Ellen ein ganzes Menschenalter. Seine Füße waren gefesselt wie im Block, so daß er weder zur Rechten noch zur Linken einen von ihnen umstellen konnte und ihre Knochen und Sehnen sichtbar wurden und sein Unterleib zerriß von dem Stehen; von den Wirbeln seines Rückens aber lösten sich drei los durch das beständige Beten, indem er sich beugte und aufrichtete vor seinem Herrn, bis er seinen Kampf beschloß. Willig ertrug er die Glut der Sonne; sie war wie ein Ofen, doch der Gerechte war wie Gold. Der Nord kam mit seinem Schnee, der

West mit seinem Eis, der Ost mit seinem Angestüm, der Süd mit seiner Feuerhülle, und alle vereinigten sich, von Plazregen begleitet, und führten mit ihm Krieg, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hatte. Allein die Winde beruhigten sich, das Eis schmolz, der Regen sickerte ein, und der Selige triumphierte. Er sah Gesichte, wie keiner sie sah, und Offenbarungen waren seine Speise. Elias erschien ihm in seinem Feuerwagen, ja er erblickte den Thron der Majestät Gottes und unsern Herrn Jesus Christus sitzend und die himmlischen Heerscharen an seiner Seite. Auch ward ihm gegeben, von seinem Orte aus Wunder des Gebetes zu tun in fernen Gegenden, auf dem Meere und unter den Heiden. In weiße Felle gekleidet und von Licht umloht erschien er den gefangenen Brüdern, die der oberste Magier des Perserkönigs in Ketten geworfen hatte, und verkündigte ihnen die Freiheit und den Tod ihres Bedrängers. Einmal half er den Schiffsleuten, an deren Bord der Böse gekommen war in Gestalt eines schwarzen Indiers, daß sie den Wellen entrannten, und als es in einem dürren Jahr noch um die Fastenzeit nicht geregnet hatte und es kam das Volk, es kamen die Priester mit aschebestreuten Häuptern, in Sacktuch gehüllt, und die kleinen Knaben, welche in Büchern lernen, wurden vor den Seligen gestellt und sangen das Kyrie eleison, daß er sich ihrer und der großen Not erbarme, da seufzte er und schlug dreimal aus der Rutte hervor mit der Hand an sein Herz. Und der Fegen einer weißen Wolke erschien am gnadenlosen Himmel, Donner ertönte, ein starker Wind fuhr auf, und der Regen begann zu strömen wie in den Tagen der Sintflut, alles kühlend und alles erquickend, denn er kam nicht um der Sünde willen, sondern auf das Gebet des Gottgeliebten.

Solche Dinge erzählte Alexander mit seiner dunklen Stimme und die Augen in die Ferne gerichtet, als schaue er den Heiligen, der doch schon in den Zeiten des siegreichen und christlichen Kaisers Leo mit ausgebreiteten Segenshänden in die ewige Ruhe eingegangen war. Ja, nach seinem Verstummen war es, als müßte er taumelnd die Leiter herniedersteigen, die vom Himmel zur Erde führt. Myron blickte ihn mit aufmerksamen Augen an, dem Demetrianus aber stand ein großes Unbehagen im Gesicht geschrieben, denn er vermutete, daß der Älteste nun die Absicht hege, auch sie zu solchen unerhörten und schmerzvollen Leistungen aufzufordern. Er sagte daher, als das Schweigen Alexanders immer bedrohlicher wurde:

„Das Gerücht des heiligen Herrn Symeon, wie es durch die Zeiten zu uns Anwürdigen herkommt, ist süß und seltsam gleich jenem duftenden Winde, der Welle auf Welle den Sterbenden erquickt haben soll und von dem es heißt, daß er köstlicher war als der Hauch des Räucherwerkes, als die Arzneien des Kaisers oder der liebliche Geruch auserlesener Pflanzen. Wer auch wollte nicht seine Standhaftigkeit bewundern oder wen könnte ein Zweifel antommen wegen der Wunder, die er getan hat! Aber liegt nicht die Erhabenheit seiner Person auch darin, daß alles dies etwas Einmaliges ist? Ich weiß wohl, daß auch andere ihm nachahmten und auf Säulen standen, aber keiner konnte ihn erreichen. Was uns ziemt, ist demütige Verehrung.“

„Verehrung ist immer Nachfolge“, erwiderte Alexander und sah den Bruder nicht allzu freundlich an, worauf er seine harte Hand sanft auf Myrons Haupt

legte und in dessen Augen den Widerschein seiner eigenen Seele zu lesen meinte. „Nie, meine Brüder“, fuhr er alsbald fort, „ist mir eingefallen, Symeon zu gleichen auch nur in der Macht seines Willens. Solche Taten, wie sie von ihm berichtet werden, sind die Gnade der Berufenen, zu denen keiner von uns gehört. Aber auch ein kleines Gefäß erfüllt erst seinen Sinn, wenn es vom Weine duftet, mag es auch nur den Trunk eines Kindes in sich bergen. Und darum meine ich, daß auch wir, beladen mit eigener und fremder Schuld, Entbehrung auf uns nehmen sollten, um dem Herrn näher zu kommen. Dreißig Jahre hat Symeon auf der hohen Säule gestanden: für uns mag es genügen, wenn wir in ähnlicher Weise ein Fasten halten armselige drei Tage lang, denn wir sind ungeübt und haben einen Knaben unter uns. Vielleicht, daß uns dennoch der Herr besucht, wie er ja auch zu den Arbeitern kam, die bis in die elfte Stunde hinein müßig am Markt gestanden hatten. Auch nahm er das Scherflein der Witwe an, denn es war alles, was sie hatte, und wenig ist es, was wir vermögen, aber wir wollen es von Herzen geben.“

Diese Rede gefiel den Brüdern wohl. Als das Wort vom Begegnen des Herrn erklang, fühlte Myron eine ähnliche Lust wie in jenem Augenblick, wo er Myrrhen verbrannte und sich dabei das Paradies jenseits der Sterne ausmalte; Demetrianus aber stellte sich vor, wie er am andern Morgen den Mitbrüdern im Dienst des Erbarmens sein Vorhaben andeuten würde, hoffend, daß auch der ehrwürdige Bischof alsbald davon vernähme.

Einer Notwendigkeit, die Demetrianus am nächsten Tag erwähnte, wurden die Brüder alsbald enthoben, der nämlich, sich nach der Weise des heiligen Symeon mühsam eine Säule zu erbauen. Alexander erinnerte sie daran, daß nicht nur eine, sondern bereits drei Säulen für ihr Unternehmen vorhanden seien, nämlich die Säulenüberreste eines ehemaligen heidnischen Tempels, die sich vor den Mauern Antiochias erhoben. Dieser Tempel, aus goldgelbem Kalkstein erbaut, war, wie man wußte, einst ein Heiligtum des Helios gewesen; jetzt hausten in seiner Nähe nur noch untergeordnete, aber nicht weniger gefürchtete Dämonen, so daß auch standfeste Christen nach Einbruch der Dämmerung dort nur ungern ihre Schritte vorbeilenkten. Alexander aber meinte, daß ihre Tat zugleich dazu dienen könne, diese Anholde zu vertreiben, da sie ja durch ihr Unterfangen den verfluchten Ort dem weiheten, der die Sonne aller Sonnen sei und das Licht der Welt.

Es war um die Mittagsstunde, als die drei Brüder mit Hilfe einer Leiter die in der Sonnenglut brennenden Säulen bestiegen, deren Querbalken zum Teil erhalten war und ihnen nun einen harten Ruheort gewährte; da aber diese Fläche nur wenige Ellen im Geviert umfaßte, so mußten sie sich mit leichten Stricken anbinden lassen. Jeder von ihnen hatte ein winziges Wasserküglein mitgenommen, dessen Inhalt kaum für den Bedarf eines einzigen Tages reichte, sowie eine Handvoll Datteln. Ehe sie jedoch ihr luftiges und unbequemes Gefängnis einnahmen, sich einer künstlichen Einsamkeit nahe dem Himmel zu erfreuen, hatte es unter ihnen noch einen geflüsterten Streit gegeben, denn Demetrianus wollte durchaus die mittlere Säule erklimmen; indessen setzte Alexander durch, daß dort Myron sitzen durfte, der als ein Knabe des Trostes

von beiden Seiten bedürftig sei, wenn der Feind sie mit der Schwachheit ihres Leibes versuche.

Als sie nun so ihr Fasten begannen und ihre Kasteiung durch die Hitze des Tages und die frostföhle Nacht, durch steinernes Lager und stockende Säfte, waren sie zunächst nicht allein, denn das Gerücht ihres Unternehmens war durch Antiochia gelaufen und hatte diese vergnügungsfüchtige Stadt um eine Merkwürdigkeit vermehrt. Von den Berufsgenossen Alexanders war freilich keiner erschienen, aber einige Gespielen und Gespielinnen Myrons zeigten sich scheu und verwundert in der Ferne, und nahe heran trat in aufgeregter Brüderlichkeit eine Abordnung von Gemeindegliedern, die sich an ihrem Demetrianus erbauen wollte. Unter ihnen fehlte es nicht an Frauen, die beträchtlich seufzten. Der so Verehrte hatte eine würdige Haltung und ein Gesicht angenommen, in dem sich bereits alle zukünftigen Leiden spiegelten; er wußte aber nicht recht, ob es sich zieme, in diesem Augenblick etwas Geeignetes hinunterzurufen und machte daher einen Bund mit seinen Lippen und schwieg. Statt seiner ließen sich von unten her einige Spötter vernehmen, an denen es in Antiochia keinen Mangel gab; solche sind ein Greuel allen Leuten, und nur ein Narr mag sich ihrer freuen. Als sie aber genug gespottet hatten, wandten sie sich davon, und auch die andern begaben sich wieder in die Stadt zurück, denn es war die Stunde des Mahles und der Ruhe gekommen.

Was aber die drei heiligen Brüder alsbald in ihrer Einsamkeit erfuhren, welche Gesichte und Offenbarungen dem Bruder Alexander gewährt wurden, welche Gedanken Demetrianus dachte, in dessen Stirnhaut nach diesen Tagen und Nächten eine senkrechte Falte eingegraben blieb, was hindurchging durch das Herz des geliebten Myron mit Füßen der Engel, das zu schreiben ist hier nicht der Ort. Alle drei haben die Süßigkeit des Opfers geschmeckt, sind besucht worden durch seltsame Träume, und in der letzten Nacht kam über die Angeübten eine schwere Erschöpfung, denn der Wasserkrug war schon am zweiten Tage geleert, und es fehlte ihnen an Speise. Viele stellten sich ein, aus ihrem Anblick Kraft zu schöpfen, und Demetrianus hat gesagt, daß sie auch ihm eine Kraft wurden; Alexander und Myron haben diese Gnade nicht empfangen, doch vielleicht ward ihnen noch größeres Heil zu Teil. War doch Alexander in Gebet versenkt und wurde in den siebenten Himmel davongeführt, Myron aber erlebte das Wunder, das heiliger ist als alles.

Es war am letzten Morgen, und sie durften hoffen, daß sie die Mittagsstunde von ihrer Pein erlöste. Alle drei waren für kurze Frist durch göttliche Fügung ent schlummert gewesen und erzählten sich nun, was ihnen im Traum begegnet war.

„Mir träumte“, begann Alexander, „daß ich mit einem himmlischen Leibe überkleidet ward. Über mir selbst war ich und fuhr auf und hörte Gesang, hold wie Stimmen der Engel. Am mich war ein roter Schein gebreitet wie von einer Feuersbrunst, und da ich aufblickte, sah ich ein Herz von Rubin, das wuchs vor meinen Augen und glich einer brennenden Wolke, die den ganzen Himmel bedeckte. Und das Herz war in mir und ich in ihm und ich konnte es nicht fassen!“

„Mir träumte“, rief Demetrianus, „daß ich im Stuhl des Bischofs saß, meine Arme ruhten auf den marmornen Andern, die zu seinen Seiten waren, und vor mir stand die ganze Gemeinde, der Lehre gewärtig. Ich aber erhob mich und ging mitten durch sie hindurch. Vor dem Hause des Herrn wartete auf mich ein weißes Roß aus dem Lande Arabia, das bestieg ich, jagte durch die Länder und rief ‚Heil! Heil!‘ mit lauter Stimme. Und überall jauchzten die Völker.“

Auch Myron hatte seinen Traum gehabt, und es lag wie zarte Morgenröte auf seinem Antlitz, das in den Tagen der Rastzeit weiß geworden war wie Schnee. „Ich ging“, so sagte er, „am Ufer des Drontes und traf einen schönen Knaben, der vor den Wellen kniete und mit den Fischen sprach. Als ich kam, wandte er sich zu dem Hang des Stromes und begann, kleine Vögel aus dem gelben Lehm zu bilden; er beschaute die Zierlichen liebevoll und warf sie in die Luft mit den Worten: lebet, meine Kinder! Da lebten sie und bewegten ihre Fittiche, und alles war erfüllt von ihrem Gesang. Und der schöne Knabe lächelte mir zu, und mein Herz war froh, und ich fühlte keinen Schmerz mehr!“

„Der Traum eines Knaben“, sagte Demetrianus und bemerkte dann, daß ihnen nun bald Erlösung kommen werde und daß er die Brüder erwarte, ihn herabzuheben. Aber noch war der Mittag fern und je näher er heranrückte, desto qualvoller wurden wieder die Schmerzen ihrer gepeinigten Glieder. Alexander floh in das Gebet, Myron breitete die Hände vor das Gesicht und blickte nur zuweilen sehnsüchtig nach einer Palme, an deren Schatten der Mittag zu berechnen war. Einmal sagte Demetrianus: „Wenn einer von uns vorzeitig die Säule verließ, dann wäre unsre Sühne Staub und Asche!“ Alexander, aus seinem Gebet auftauchend, antwortete: „Das tut keiner von uns.“ Er sah dabei aber nicht Myron an, sondern Demetrianus.

Es nahte jetzt die Stunde des Windes, aber sie brachte keine Erquickung, denn der trockene Ost wehte, mit Sand gesättigt. In Wirbeln ließ er das Tote kreisen, aber es fand keine Gestalt, denn Gott hielt sein Wort zurück. Danach folgte eine brütende Stille, in der sich nicht einmal die Spitzen der spärlichen Grasshalme bewegten. Doch gebar die Erde Geziefer, und die Luft schwirrte von giftigen Stechmücken und schwärzlichen Fliegen. Aber auch diese hatten ihre Zeit und ließen alsbald das Feld dem Feinde aller Feinde. Er nahte sich langsam, denn er war trüchsig von aller Bosheit, und die Augen der jüngeren Brüder erblickten ihn zuerst; war doch Alexander im Gebet entrückt und sah keine Dinge dieser Erde oder der Unterwelt.

Über das Ödland, in dessen Mitte die Tempelsäulen des Helios standen, kroch eine Hornvipere. Erdfarbig gelb mit dunkleren Querstreifen wälzte sie ihren fetten Schuppenleib durch den Staub, lang wie der Arm eines starken Mannes oder in gleitenden Wellen zusammengekrümmt, den warzigen platten Kopf zuweilen erhebend, drohend mit ihren Hörnern, drohender mit ihren kalten Augen und dem Zahn des Todes. Erst schien sie die Säule Alexanders zu begehren, dann zögerte sie zur Rechten, wo Demetrianus flüsterte: „wir sind sicher“, schließlich aber blieb sie am Fuß der mittleren Säule liegen, schob ihre Ringe zusammen, legte ihr Haupt auf den eigenen teuflischen Leib und entschlief.

In diesem Augenblick kam der Knabe. Sein weißes Gewand wehte zwischen den fernen Palmstämmen, seine nackten Füße wanderten, fast ohne eine Spur zu hinterlassen, über den rötlichgelben Erdboden, er breitete die Arme aus und drehte sich spielend im Kreise, er sang vor sich hin, leise und in sich versenkt, immer näher ward er an die Tempelsäulen herangeführt, und Myron mußte plötzlich, daß er ihn bereits in seinem Traum gesehen habe. Sein Herz bebte vor Freude und er rief ihn: „Sieh zu mir auf! sieh zu mir auf!“

Allein jener schien so mit sich selbst beschäftigt, daß der Klang von oben ihn nicht erreichte. Vielleicht hatte er auch Undeutliches vernommen, denn er sah sich um wie einer, der nicht weiß, ob ein Ruf von außen herkam oder in ihm selber laut wurde. Dann aber setzte er sein liches und holdes Schreiten fort, als sei nichts geschehen.

Ein Blick nach unten zeigte dem entsetzten Myron, daß jetzt die Viper ihr Haupt träge erhob. Der Kopf zuckte zurück und blieb dann in grauenhafter Unbeweglichkeit stehen. Gewohnt, immer den Ältesten als Helfer in der Not anzusehen, rief Myron: „Alexander!“ Aber Alexander weilte auf dem Gipfel des Verklärungsberges und sprach mit Elias. Nun schrie er: „Hüte dich!“ Da sah der fremde Knabe zu ihm auf und bewegte sanft das Angesicht, daß seine Haare wie Sonnenstrahlen wankten um ein Blumenantlitz im Winde. Er sah nichts, er sah nur Myron, er kannte keine Gefahr. Myron hörte noch, wie Demetrianus murrend sagte: „Denk an die Sühne und vernichte nicht alles! Jener steht in Gottes Hut oder unter Gottes Gericht. Bleib!“ Aber seine zitternden Finger lösten bereits den Strick, mit dem er festgebunden war, jetzt überkam ihn ein würgendes Grauen und dann sprang er mit einem Schrei auf das Untier nieder und fühlte, wie er von dem fremden Knaben aufgefangen wurde.

„Die Schlange!“ schrie er noch einmal und riß den andern einige Schritte zur Seite. Jener sprach: „Wo ist sie?“ Sie war verschwunden. Der andere blickte ihn liebevoll an und meinte: „Du hast sie getötet, aber sie hätte mir nie etwas antun können. Komm, ich liebe dich, wir wollen gehen!“

Dieser Weg in die Stadt und über den Markt und durch die Säulenstraße war ein Weg des Wunders. Myron schritt dahin wie einer, der geführt wird, und seine Augen sahen immer nur auf seinen Begleiter. Dieser aber glühte von einem inneren Licht, und keine Sprache kann die Anmut seiner Gestalt ausagen. Zugleich jedoch schien er sich zu verwandeln, gleich als ob er in kurzer Frist aus einem Knaben zum Jüngling, aus einem Jünglinge zum Manne werde. Je mehr er sich aber verwandelte, desto heftiger zitterte Myron in der Seligkeit seines Herzens; denn er erkannte ihn. Es war viel Volks in den Straßen, die Menge wich vor ihnen zurück, einige mit Furcht, viele warfen sich nieder in Demut, keiner blickte auf Myron, es war, als sei er unsichtbar geworden; er sah sich ja auch selber nicht.

Als sie vor dem Hause Gottes angekommen waren, blieb der Fremde stehen und sah Myron noch einmal an mit zärtlichem Blick. Er fuhr ihm mit der Hand über das Haar und sprach: „Ich werde mit dir sein alle Zeit!“ Als er dies gesprochen hatte, war es, als nähme ihn die Luft in sich auf, so daß sich alles Volk verwunderte. Dann aber ging Lobpreis durch die ganze Stadt, denn an der

Stelle des Verschwundenen erblickte man Myron, und ein heller Schein wie eine Sonne war um sein Haupt getan, da er langsamen Schrittes die Stufen des Heiligtums emporstieg und von Dunkelheit und Kühle umweht dem Altar nahte. Als er sich aber niederwarf, gingen von selbst die Lichter an zu brennen, und vom Gewölbe tönte es nieder wie ferner Gesang der Himmlischen.

Auch Alexander ward in einigen Stunden wieder in der Stadt gesehen, auch Demetrianus; keiner hatte sie geholt, und darum gingen sie selber an ihren Ort, und es ist nicht aufbehalten, was später aus ihnen geworden ist. Von Myron aber berichten die Väter, daß er ein Wohlgefallen hatte bei Gott und den Menschen und daß seine linke Hand nie wußte, was die rechte tat. Vielen hat er geholfen und Leben gespendet in der Liebe und Demut seines Wandels. Sein Andenken sei gesegnet, und sein Gebet komme über uns alle in Ewigkeit.

S a n k t A l d e r i k u s

A R M I N R E N K E R

Alastair war der Sohn eines Edelmannes von hohem Geblüt. Im sonnigen Garten Frankreichs verbrachte er seine Jugend. Seine Tage waren ohne Sorge, erfüllt von Schönheit und Wohlsein. Der Vater lehrte ihn die Freuden und Gefahren der Jagd auf den Feldern und in den tiefen Wäldern des Landes. An seiner Seite zog er auf hohem Pferde hinaus — Falken saßen auf den bewehrten Handrücken der Knappen und hatten die unfehlbaren Augen auf die stahlblaue Glocke des Himmels gerichtet — oder folgte der Meute im wilden Galopp durch die dunklen Wälder, ohne Weg und Steg. Und wieder sprengte er durch die hohen Baumgalerien hinter Rudeln von Damwild.

Die Abende aber waren erfüllt von einer sanften Müdigkeit. Wie aus weiter Ferne hörte Alastair auf seinem Lager die Geräusche der Jagdgenossen, die im großen gewölbten Rittersaale tafelten und tobten. Er vernahm die stillen Geräusche der Nacht, das Horn des Wächters, das Kläffen und Scharren der Meute. Und sank in tiefen Schlaf, wenn die Mutter an sein Lager trat und ihm die heiße Stirn küßte.

Die Mutter. War sie nicht der andere Pol seines Seins, die stille, der Welt ferne Seite, nach der er zuweilen solches Sehnen verspürte, daß er still in seine

Riffen weinte? Ihre stille Art, ihre ruhige Liebe erfüllten ihn, sie machten ihn gläubig und licht, und doch glaubte er wieder den kriegerischen Jagdfahrten des Vaters nicht entsagen zu können. Ein Jäger und ein Priester waren seine Lehrer. Willenlos glitt er vom einen zum andern.

Als er das achtzehnte Lebensjahr vollendet hatte, sandte der Vater ihn auf die Wanderfahrt. Zu Pferd mit einem berittenen Knappen brach er auf zu einer Zeit des Vorfrühlings, in der schon die ersten Vogelstimmen sich zögernd aus den noch kahlen Gebüschern erhoben und die Säer, in weißliche Samenwolken gehüllt, gemessenen Schrittes über die leuchtend braunen Fluren zogen. Ein Garten war das Land, durch das sie ohne Eile ritten. Tor und Türen standen ihm offen als dem Sohne eines Großen des Landes, und doch, dies bedrückte ihn. Er sah Not, er sah Elend. Gleichgültige Blicke trafen ihn, Worte voll Haß und Neid vernahm er hinter seinem Rücken, und wo Ehrerbietung war und Dienen, sah er Kriecherei und Augendienertum. So jung er war, Mlastair, Ekel hatte ihn erfaßt und ließ ihn nicht mehr los.

Ein Garten ist dieses Land, dachte er bei sich, ein Garten voll der herrlichsten Blüte und bald in der Fülle seiner Frucht, und doch ist es erfüllt mit Neid und Mißgunst, Hader und Streit. Und ich, der ich in herrlicher Rüstung, reich, jung und schön, hier reite, der ich bei den Edlen des Landes wohne, bin ich mehr als die andern, die im Elend leben müssen, bin ich besser als sie, bin ich berufen Herr zu sein? Man fragte ihn, was ihn bedrückte, warum er so schweigsam sei, doch man konnte, man wollte ihn nicht verstehen. Mlastair wurde still, er gedachte der fernen Mutter, er gedachte ihres Bildes, das er in einem härenen Säcklein am Halse trug.

In einer flandrischen Stadt — es war inzwischen Sommer geworden — trat er eines Abends um die Stunde der Dämmerung in eine hohe Kirche. Ihre Gewölbe umschlossen ihn wie ein weites wallendes Gewand, und er verspürte das Wehen Gottes ganz nah, wie er es noch nie verspürt hatte. Langsam schritt er durch das weite Hauptschiff, in dem nur wenige Gläubige kniend ihre Andacht verrichteten, langsam schritt er sinnend von Altar zu Altar, als ein großes Bild, auf das eben ein Strahl der untergehenden Sonne fiel, seine Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Es stellte die Anbetung der Mutter Gottes durch die Heiligen Drei Könige dar, und so viele Bilder solcher Art er auch schon während seines Zuges gesehen hatte, dieses hier war ein besonderes, es war ihm nah wie ein Erleben. Er nahm es mit allen Sinnen in sich auf wie eine der alten farbigen Legenden, die ihm der Lehrer Priester so bewegt und anschaulich zu schildern verstanden hatte.

Dieses Bild in seinen tiefen warmen Tönen, mit seinem bunten lebhaften Geschehen hielt Mlastair so stark in seinem Bann, daß er sich fast nicht mehr von ihm zu lösen vermochte. Viele Tage lang suchte er das Gotteshaus auf, um vor dem Gemälde zu verweilen, ja, er beauftragte sogar einen Maler, ein Ebenbild desselben herzustellen, damit ihm dieses große und tiefe Erleben in alle Zukunft erhalten bleiben möge. Dieses Bild ging viele Wochen später als Gruß Mlastairs in die Heimat und die Eltern freuten sich des Gedenkens.

Er aber zog weiter und durchritt das weite ebene Land zwischen Rhein und Maas. Wohin er auch gelangte, immer beriefen ihn die reichen Gotteshäuser in die Schatten ihrer Gewölbe. Zu Kanten stand er ehrfurchtsvoll im Dome des Heiligen Viktor und kniete vor seinen Altären, in Kaltar waren es wieder die geschlitzten Bildwerke, in denen er Kraft und Glauben fand. Und schon aus weiter Ferne erblickte er das gewaltige steinerne Bauwerk des Domes zu Köln mit dem halb geöffneten Schiff in der Ebene. Sein Anblick war ihm wie eine Wende seines Seins.

Es war unterdessen Winter geworden. Tief verschneit lag das Land unter ihm, grau war der Himmel. Beklommen setzte er über den breiten Strom, still durchzog er die engen Straßen der alten Stadt. Fern, wie fern waren ihm aller Lärm, alles Getöse! Wie sehnte er sich nach den stillen Gotteshäusern, welche die große Stadt so vielfältig überragten. Waren sie nicht wie Säulen, waren sie nicht wie viele Stämme in einem großen Walde, die vielen Kirchtürme, und spannte sich darüber nicht der Glaube wie der lichte Himmel als gewaltiges Zelt?

Bereit, in Demut und Buße gerüstet, trat er in den Dom und stand bald im Innersten aufgerührt im großen Kirchenschiff, das so unauffaltfam, so unbeschreiblich in die Höhe stieg wie der Himmel zu seinen Häupten. Doch es war nicht der helle Tag, es war eine seltsame unbeschreibliche Dämmerung, die ihn umhüllte, ein geheimnisvolles Licht, das durch viele bunte Scheiben gebrochen einflutete und seine Bündel hinüber- und herüberwarf, daß es war wie ein Kommen und Gehen von Licht und Schatten.

Am Grabe der Heiligen Drei Könige kniete er nieder zu tiefem Gebet. Es war ein innerliches Verweilen wie bei Vertrauten, bei Führern und Hirten. Wieder drang das Bild vor sein inneres Auge, die bunten Gewänder in Rot, Blau und Weiß, und dann das liebliche Anlitz der Mutter Gottes mit dem Jesuskinde.

Stimmen hatten sich um ihn erhoben, wie ein Wind erst, dann wie ein Sturm. Waren es die Betenden, waren es die Stimmen der Toten, war es der Ruf des Herren aller Herren? Nun unterschied Mastair zwischen den Lauten, er vernahm eine tiefe Stimme in sich, wie Donner aus der Ferne und schied die Worte auseinander: „Verlasse alles, was du hast, und folge mir nach!“

Wie leblos sank er in sich zusammen und erwachte erst viel später, als die Glocke des Mefners die Schließung der Kirche anzeigte und die letzten Andächtigen gingen.

*

Am Fuße der Eifel, in den herben Vorbergen, wo langgestreckte Höhenzüge farge Acker und dürre Wälder auf ihren Rücken tragen, wo im weißen Kalkgestein Enzian und Ruhschelle aus dichtem Graspolster wie Augen hervorschauen, lag ein Nonnenkloster hart vor den Toren der alten Römerstadt Zülpich, die mit ihren Türmen und ihrer breiten Stadtmauer weit ins Land hineinblickt.

An einem eisigen Wintertage — der rauhe Nordwind zog schneidend über die grauen bemoosten Dächer der Klostergebäude und füllte die weiten Höfe mit

seinem starren Atem — klopfte es an der Klosterpforte, zögernd und langsam verhallend. Dreimal klopfte es, immer zögernder, als werde der Einlaß Begehrende unsicherer, immer unsicherer. Die Pfortnerin, die zu öffnen ging, hatte ein Stück Roggenbrot in der Hand. Sie glaubte, es sei ein Bettler, wie ihrer so viele an diese Pforte klopfen.

Ein Büßender stand vor dem Tore, im härenen Gewand, das Kreuz auf der Brust: er, Alastair, Pair von Frankreich, der die reichen Gewänder abgelegt, Pferd und Knappen in die Heimat gesandt, um den die fernern Eltern wie um einen Abgeschiedenen trauerten. Ein Büßender und ein Gläubiger zugleich, erfüllt von dem tiefen Willen zur Demut, die höher ist als aller Mut, erfüllt vom Willen zu Gott. Ein Dienender von hohem Blut, von hohem Mut.

Die Pfortnerin wollte ihm die Tür weisen, denn er sah nicht so aus wie ein Bettler, er war wohl kein Hilfe Suchender. So blaß und abgezehrt sein Antlitz, so schwarz wie Kohle leuchtend die Augen, glich er doch einem Könige eher denn einem Bettler. Fremd war die Sprache, in der er sein Anliegen stellte, edel bei aller Demut der Haltung war sein Auftreten. Ob eine Stelle als Knecht in dem Kloster frei sei, war sein Anliegen, und wenn er nicht so inständig gebeten hätte, sie möchte die Abtissin befragen, die Pfortnerin würde die Tür vor ihm wieder verschlossen haben. Sein Blick aber war so traurig, seine Miene so weltabgeschieden, daß sie ihn eintreten hieß und zur Abtissin ging, ihr Kunde zu bringen von dem seltsamen Fremden.

Der Wanderer setzte sich auf eine Ruhebank und sah dem Leben und Treiben auf dem weiten Klosterhofe zu. Hier, so fühlte er, würde er seinen Weg zu Gott fortsetzen können, hier würde er ihn vollenden, unerkannt und in großer Demut. Wieder trat die Pfortnerin vor ihn und wies ihm barsch den Weg. Die Stellen im Klosterhofe seien alle besetzt, nur eine einzige sei frei, die des Schweinehirten, aber es sei harte Arbeit und er würde sie doch nicht leisten können. Doch Alastair blieb. So grenzenlos war sein Wille zu Gott, seine Demut, daß er dies verachtete und niedrige Amt auf sich nahm.

Aus Alastair war Alderikus geworden, der im Schatten der Klostermauern lebende Schweinehirt mit der dunkel tönenden fremdartigen Sprache. Aus den fürstlichen Gemächern der Heimat war er in die enge Kammer der Knechte eingegangen, die prunkvollen Schüsseln der väterlichen Tafel ersetzte ihm der zerbrochene tönernerne Napf, in dem er sein Essen um die Mittagszeit aus der Klosterküche empfing. Fremd war er, aus der Fremde gekommen, fremd blieb er. Nur sein Innen lebte und war geöffnet gleich einem weiten offenen Tor, hingegeben wie eine Hostie, die der Verzehrung harret. So hell die Farben im Innern leuchteten und strahlten, so farblos blieb sein Außen. Die Lieder und Scherze der übrigen Knechte trieben ihn nur um so stärker in die gewählte Einsamkeit.

Als er einige Zeit im Dienste des Klosters geweilt hatte, bat er um das weiße Skapulier der Norbertiner, wie es damals nach den Regeln an Ordensmitglieder verliehen wurde, die zu den geringsten knechtlichen Verrichtungen verwendet wurden. So war er seinem Gotte näher und geschützt vor den rohen Angriffen der Welt. Ihm war, als habe diese äußerliche Gebundenheit die innere Freiheit tausendfältig erhöht. Viele Nächte verbrachte er in demütigem

Gebete in der Klosterkirche und immer reicher fühlte er die Fülle der Gnade in sich wachsen. Gott liebte ihn, und darum berief er ihn schon früh.

Wenn die Nebel über den Vorbergen lagerten oder der scharfe Wind aus der Eifel über die Ebene dahinfuhr, besiel ihn ein drückendes Weh, das seinen Atem verhielt und einen stechenden Schmerz in seiner Brust verursachte. Nur mit großer Mühe konnte er in solchen Zeiten seinen Pflichten nachkommen, und trieb doch früh vor Tag die Herde zur Weide, verrichtete auch sonst die niedrigen und schmutzigen Dienste, die ihm oblagen.

Das Leiden verschlimmerte sich Jahr für Jahr. Sein Antlitz wurde blutleer und ein böser Husten ließ seine Lunge nach und nach zergehen. An einem frostigen Märztage trieb Alderikus die Herde ein letztesmal zur Weide. Fieberschauer schüttelten seinen Körper, heftiger Durst quälte ihn. Er war so schwach, daß er vor Ermattung fast nieder sank. Eine Magd mit einem Krüge frischen Trinkwassers kam des Weges. Der Kranke bat sie, ihm um Christi Willen einen Trunk Wasser zu reichen. Hartherzig verweigerte sie ihm seine Bitte, hohnlachend nannte sie ihn einen Faulenzer und rief, da er ja Gottes sei, möge er sich das Wasser selbst herbeiholen. Da kniete Alderikus still und demütig nieder und befahl dem Herren seine Not. Als bald stand ein Engel vor ihm und gebot ihm, seinen Hirtenstab in den Boden zu stoßen. Ein tiefer klarer Quell sprang an dieser Stelle hervor, labte den Durstenden und blieb fortan.

Aber es war kein heilendes Wasser für den Kranken, es war ein Zeichen Gottes und der Ruf nach seinem demütigsten Knecht. Die Krankheit des Alderikus verschlimmerte sich, er konnte seinen Pflichten nicht mehr nachkommen. Still lag er in der Knechtekammer auf seinem ärmlichen Strohlager. Die polternden Schritte der Knechte hallten täglich viele Male an ihm vorbei, die Türen wurden hart geschlagen, denn niemand achtete seiner.

Der Mai war unterdessen gekommen, ein blauer Himmel blickte selbst durch die engen Fenster seiner Kammer und die Blütenbäume in ihrem weißen Leuchten erfüllten den Raum mit einem unbeschreiblichen Duft. Alderikus fühlte sich täglich schwächer werden. In diesen Stunden zog die Jugend noch einmal an ihm vorbei, ein bunter ferner Zug der Erinnerung, das leuchtende Vaterhaus, die Freuden der Jagd, die Wanderfahrt seiner Jugend in ein fremdes Land, dieser unaufhaltsame Zug Gott entgegen. Und immer wieder endeten seine Gedanken bei jenem Bild in der hohen Kirche. Hätte ich es hier, dachte er, wäre es vor mir oder auch nur sein Ebenbild, und ahnte nicht, daß er das Bild viel inniger, viel farbenfreudiger in sich trug, als es jemals ein Gemälde zu geben vermag.

So führte seine Todesnot zu immer größerer Gottesnähe, zu immer tieferem Frieden. Der Schatten Gottes begann sich über ihm zu wölben wie eine große Glocke jenseits des Himmelsraumes und wiederum so dicht und anschniegender wie ein Gewand. Als er seine Genossen mit schwacher Stimme zu sich berief und sie bat, den Beichtvater zu holen, war sein Antlitz schon von einem überirdischen Schein überzogen, wie er nur Menschen zuteil wird, die bereit sind, vor Gottes Thron zu treten. Seinem Beichtvater wies er das härene Säcklein mit dem Bilde der Mutter und offenbarte ihm das Geheimnis seiner Geburt.

Still wie sein Leben war auch sein Sterben, ein fast unhörbares Eingehen von einem Reich in ein anderes, doch das Wunder seines Lebens, das Wunder seines Sterbens, das so groß gewesen wie es unsichtbar und unbemerkt geblieben war, offenbarte sich erst nach seiner Beisetzung.

Alderikus war auf dem Friedhof der Gemeinde zur letzten Ruhe bestattet worden und nicht, wie es sonst bei vornehmen Verstorbenen üblich war, in der Krypta unter der Klosterkirche. Doch am folgenden Morgen stand der Sarg mit seinen Gebeinen an der gleichen Stelle der Kirche, an der er sonst seine Gebete zu verrichten pflegte, von einem geheimnisvollen Licht umstrahlt. Der Sarg wurde von neuem beigesetzt, doch wiederholte sich das gleiche Wunder am zweiten wie auch am dritten Tage. Da erkannte man den Willen Gottes und ließ die Gebeine des Alderikus in einem Marmorsarkophag an der Stelle stehen, wo der fromme Knecht ehemals gebetet hatte.

Und bald setzte die Verehrung ein. Alle, die Alderikus vorher kaum beachtet, ja gehöhnt hatten um seiner knechtlichen Demut willen, sie glaubten den Willen Gottes auf sich bezogen, doch sie wurden nicht erhört. Die Fürbitte des Heiligen bei Gott geschah den Schwachen und Kranken, die an seiner Quelle und auch im Gebete an seinem Sarge von Krankheit genesen und vom Leide befreit wurden. Und so ist die demütige Selbstentäußerung dieses Menschen bis auf den heutigen Tag der Anlaß zu gläubiger Geduld und zu hoffnungsvollem Gebet geblieben.

Sankt Beats = Legende

EMANUEL STICKELBERGER

Wor seiner Höhle, aus deren Halbdunkel das spärlich eindringende Morgenlicht die Tropfsteingebilde wundersam erschimmern ließ, saß Sankt Beat in gottselige Gedanken vertieft; diesen unbeschadet ruhte sein Blick in frommem Behagen auf der vom ersten Sonnenglaß übergoldeten Seelandschaft. In ihm war eine seltene Ausgeglichenheit des inneren und äußeren Erlebens, und seine Sinne strömten über im Lob des Dreieinigen, der diese Pracht vor ihm ausbreitete. Ihm zur Seite stand ein Engel des Herrn, der ihm aus besonderer Gnade beigegeben war, ihm bei der Gebrechlichkeit seines hohen Alters zu dienen.

Der Heilige betete:

„Herr, wie sind deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief!“

„Halleluja!“ fiel der Engel mit einer Stimme ein, deren wundersamer Wohlklang etwas von der Herrlichkeit der himmlischen Sphärenmusik ahnen ließ; ihm war's, von dem schneeweißen Haupte des Beters ginge ein stiller Glanz aus, verklärter als das Sonnenlicht.

Etliche Zeit blieb des Heiligen Zwiesprache mit dem Höchsten unhörbar. Dann fuhr er laut fort:

„Herr, mein Gott, Pracht und Hoheit ist dein Gewand.

Du hüllest dich in Licht wie in ein Kleid und spannest den Himmel aus wie ein Zeltbaldach;

Die Wolken machest du zu deinem Wagen und fährst einher auf den Fittichen des Windes . . .“

„Halleluja!“ hallte des Engels Stimme wie ein silberheller Schlußakkord dem Psalme nach.

Wieder schwieg der Heilige, versunken die Antwort seines Gottes aufnehmend.

Dann begann er von neuem:

„Lobe den Herrn, meine Seele, der dir die Erkenntnis gab, ein sündlos Leben zu führen!“

Da wollte es den Engel bedünken, der lichte Schein um des Heiligen Haupt verblasse, und das Halleluja ersticke ihm in der Kehle.

Erstaunt wandte der Knecht Gottes das Haupt:

„Weshalb stimmst du nicht ein in dies Lob des Höchsten?“

„Weil diesmal ein fremder Ton aus ihm klingt, als sei es nicht ganz rein“, erwiderte das himmlische Wesen.

Erschrocken überging der Heilige seine Worte; er konnte nichts in ihnen finden, das des Herrn Wohlgefallen daran hätte trüben können.

„So deute mir, was ich unterlassen oder zuviel gesagt habe“, bat er bekümmert.

Der Engel aber meinte: „Zu erklären vermag ich es nicht, da mir jegliche Gottesgelahrtheit fremd ist. Mir ist nur, hättest du an Stelle der Erkenntnis deiner Seele die Gnade des Gottessohnes gesetzt, dein Lob wäre reiner zum höchsten Thron gedrungen.“

„Aha“, versetzte der Heilige eifrig und etwas überlegen. „Setz erkenne ich das Mißverständnis, lieber Seraph. Wohl werden wir Staubgeborenen nur durch den sündlos, der selber ohne Sünde war. Allein solches ward mir schon in meiner Jugend zuteil. Seither aber ist mir durch wachsende Erkenntnis die Gnade verliehen worden, neue Sünden zu meiden, also daß ich nunmehr ohne Fehl mein Wallen vollenden darf. Darob pries ich unsern Schöpfer!“

Des Engels Blauaugen blickten den Heiligen in süßer Verständnislosigkeit an.

Dieser griff sich an die Stirne: „Ja so – ich vergesse, daß du nicht allwissend bist, wie der dich gesandt hat. So vernimm, lieber Gespan meines Alters, daß ich als reicher Jüngling aus dem Inselreich Britannien ins Morgenland kam,

als just die ersten Glaubensboten das Evangelium verkündeten. Zu Antiochien schloß ich mich dem Apostel Petrus an, der mich mit sich gen Rom nahm, wo ich jahrelang ein elendes und gleichwohl seliges Leben in unterirdischen Gewölben führte, bis ich für würdig befunden ward, dies Land Helvetien für Christum zu gewinnen. Mit meinem treuen Diener Achates zog ich allein her; doch der Beistand des Allmächtigen geleitete uns, also daß ich im Laufe von fünf Jahrzehnten in harter gesegneter Arbeit eine Gemeinde nach der andern zu gründen vermochte."

Der Engel nickte: „Ich weiß, im Himmel nennt man dich den Apostel Helvetiens."

„Dem Herrn die Ehre für alles“, sagte Beat bescheiden. „Ohne seinen Schuß wäre ich duzendmal gegriffen und getötet worden, oder meine Worte wären am starren Sinn der Heiden abgeprallt. — Da aber mein Alter neunzig Jahre erreichte und alle Gemeinden von treuen Bischöfen und Hirten versehen waren, durfte ich mir wohl zugestehen, daß mein Leben mit Mühe und Arbeit ausgefüllt sei; also beschloß ich, mich in die Aaretäler zurückzuziehen, in diesem wilden Lande Gott fernab von den Menschen zu dienen in seliger Einsamkeit."

„Und wer wies dir diese finstere Höhle?“ forschte der Engel neugierig.

„Die Landleute, die zwischen den beiden Aareseen daheim sind, erzählten mir davon; doch sie warnten mich vor einem furchtbaren Lindwurm, der darin sein Wesen trieb. Wirklich fiel mich das Antier schnaubend an, spie Gift und Feuer. Allein der Allmächtige ließ nicht zu, daß es seinen Knecht wie bisher die Heiden verschlang; vor dem Kreuz, das ich ihm entgegenhielt, scheute es und entwich in den See, der siedend aufzischte, also daß verbrannte Fischleiber die Fläche bedeckten."

Bestürzt lauschte der Engel. Er war ein Neuling, der zum erstenmal auf die Erde gesandt ward; ihm, der nur die ewige Harmonie des Paradieses kannte, kamen solche Dinge über die Maßen grausig vor.

Der Heilige fuhr fort: „Also lebe ich seit neun Jahren hier und darf Gott dienen ohne Unterbruch, ohne Anfechtung, ohne jegliche Ablenkung. Wie könnte ich in dieser Gnadenzeit noch sündig straucheln? Und für diesen Zustand Gott zu danken sollte mir verwehrt sein?"

„Da kann ich keinen Bescheid geben, ich bin in solchem nicht bewandert“, sagte der Engel verwirrt. Irgendwelchen andern Maßstab als den leichten Mißton, den er an dem sonst glockenreinen Gotteslob des Heiligen wahrgenommen hatte, besaß er nicht.

Da erfaßte Sankt Beat ob der Anbelehrbarkeit des himmlischen Gefährten ein gelinder Arger. „So bleibe jetzt hier und hüte mir das Anwesen“, sagte er trocken, „derweil ich mich hinüber ins Kirchlein begeben, an Achates' Gottesdienst teilzunehmen.“ Und er trippelte eilfertig die kurze Halde zum See hinab, während ihm der Cherub mit großen erstaunten Augen nachblickte.

Allein auf halbem Wege mußte der Heilige wahrnehmen, daß er im Eifer seinen Stab in der Einsiedelei vergessen hatte. Zurückkehren? Er scheute die Mühe, riß aus dem Hag eines Ackers einen Zaunstecken und schritt mit diesem fürbaß.

„So“, sprach er zu sich. „Wäre ich nicht frei von Sünden, der Herr ließe mich nimmer das Wunder vollziehen, das mich so lustbarlich ans andere Ufer bringt!“ Und er warf seinen Mantel über die Wellen, die sich auf dem Rieselsand des feichten Ufers verloren, befahl sich dem Schutze Gottvaters, der ihm das Glaubensstück, sooft er es wollte, hatte geraten lassen, und trat getrost auf das zu großen Blasen aufgetriebene Tuch. Allein was war das? Anstatt daß dieses wie sonst mit ihm auf der Wasserfläche dahinschwebte, gab es der Last seines Fußes nach, wie bei gewöhnlichen sündhaften Menschen. Mit hurtigem Sprung mußte der Gottesmann sich ans Ufer retten und von dort aus mit dem Stecken den nassen Mantel herausfischen. In höchstem Erstaunen überlegte er, was wohl am Scheitern des allsonntäglichen Wunders schuld sein könne; und kam zum Schlusse, sein Gebet möchte nicht andächtig genug gewesen sein, maßen die Verstimmung über des Engels Hartnäckigkeit ihn noch immer beschäftigte. Also streifte er das weltliche Gefühl mit Aufbietung aller Willenszucht ab und tat ein überaus kräftiges glaubensstarkes Gebet. Als dann versuchte er das Wagnis zum zweitenmal. Aber wiederum versagte das Mirakel, und diesmal kündigte ein dreifaches Niesen ihm an, daß er die nassen Füße mit einem höchst weltlichen Schnupfen zu bezahlen haben werde.

Von diesem neuen Mißerfolg tief bekümmert, ließ sich der Heilige auf einen Stein nieder und hub eine ernsthafte Selbstprüfung an, ob etwa irgendeine unbewußte Übertretung der Gottesgebote ihm anhafte und seine Wunderkraft schwäche. Allein er fand auch nicht das geringste Lässigkeitssündlein und mußte sich verstimmt auf den Heimweg machen.

Da, als sein Auge auf die Stelle in der Umzäunung fiel, an der ein Stecken fehlte, ward ihm plötzlich die erhoffte Erleuchtung. Er setzte den Stab wieder an seinen Ort und nahm den beschwerlichen Aufstieg zu seiner Klause nebst der Demütigung, die ihn vor dem Engel erwartete, als gerechte Buße für das begangene Unrecht auf sich. Doch die Demütigung blieb ihm fürs erste erspart; der Engel war nicht zugegen. Offenbar hatte sich das himmlische Wesen gedacht, in der Höhle des Gottesknechtes sei nichts zu stehlen und somit auch nichts zu hüten, und hatte sich schnell ein Abstecherlein auf eigene Faust hinter die Wolken erlaubt, um sich bei erfahreneren Genossen über die schwierige Sache Rats zu erholen, die ihm auf einmal zugestossen war.

Schnell nahm der Heilige seinen Stab zur Hand und schritt wiederum den Abhang hinunter. Diesmal gehorchte der Mantel seinem Gebote und fuhr, kaum hatte ihn sein Fuß berührt, vom Lande ab wie ein von kräftiger Hand geschobener Rahn, um alsbald in lustiger Fahrt über die Wellen zu gleiten. Und während die kühlen Seelüfte sich in den Gewändern des frommen Schiffers fingen und ihm den wallenden Bart und das Haupthaar strahlten, ruderte er mit seinem Stab wohlgenut dem gegenüberliegenden Ufer zu, wo ein braunes Holzkirchlein aus dem Tann grüßte.

Am Gestade hatte sich bereits die Gemeinde der Gläubigen gesammelt, des erbaulichen Schauspiels teilhaftig zu werden, das ihnen die Kraft des Glaubensgebetes so augenfällig offenbarte. Als der Heilige, seinen vollständig trockenen Mantel um die Schultern schlagend, ans Land trat, fielen sie vor ihm nieder

und küßten ehrfürchtig den Saum des wundertätigen Tuches. Er schritt, die kniende Menge segnend, dem Gotteshause zu; die Gemeinde strömte ihm nach, das Kirchlein bis zum letzten Plaze füllend.

Und der Priester Achates, sein ehemaliger Diener und Gefährte, verlas das Wort und hub an, es treulich auszulegen.

Derweil brannte die Mittagssonne immer sengender auf die Dielen des Kirchleins, also daß die Hitze begann, die Andacht der Gläubigen zu lähmen. Eine große Brummfliege schwirrte beständig durch den Raum und begleitete mit ihrem Summen des alten Priesters dünne Stimme so vernehmbar, daß es angestrongter Aufmerksamkeit bedurfte, seinen Worten zu folgen. Mit Betrübnis ward der Heilige inne, daß ein Hörer nach dem andern der einschläfernden Wirkung der Hitze und des eintönigen Summens nachgab und daß mählich ein regelrechtes Schnarchen einsetzte, an welchem wohl der höllische Widersacher, niemals aber der Herr der himmlischen Heerscharen ein Wohlgefallen haben mochte. Immer spärlicher ward die Zahl derer, die, mit der Müdigkeit kämpfend, ihr Ohr den Worten des Priesters liehen, immer lauter der Chor der Schnarchenden. Da gewahrte der Heilige, wie die Brummfliege sich unter der Kanzel verkroch und dort gemach zu unheimlicher Größe anzuschwellen begann; sie streckte und dehnte sich, wandelte sich unversehens, und jäh erkannte er die hockende Gestalt Leviathans, der sich anschickte, die Schläfer auf einer Bockshaut aufzuzeichnen. Bierig spähten die tückisch funkelnden Schlitzaugen nach den Lässigen aus, emsig kratzte ein von gekralter Hand geführter Griffel ihre Namen in das Pergament, das bald über und über beschrieben war; doch noch war der unseligen Schnarcher kein Ende. Der Widersacher zerrte voll Ärger die Enden der Bockshaut, um sie auszurecken und neuen Platz zu gewinnen; in seinem Eifer aber griff er es ungeschickt an, und das mit Hüllenschwefel gegerbte Fell, von der Kirchenluft ohnehin spröde geworden, riß gänzlich entzwei.

Ob dieses Mißgeschicks des Verderbers wandelte sich des Heiligen kummervoller Anmut in eine gottselige Schadenfreude, die er nicht vermochte, bei sich zu behalten. Wie heller Glockenklang hallte sein erlöstes Lachen durch den geweihten Raum, daß die Schlummernden munter wurden, sich beschämt die Augen rieben und mit erneuter Andacht dem Schluß der Predigt lauschten. Also mußte der Gehörnte verdrießlich und mit bösem Blick gegen den Heiligen abziehen, dessen Wachsamkeit ihn um reiche Seelenernte gebracht hatte.

Und wiederum staute sich die Menge am Seeufer, den Mann Gottes sein heiliges Zauberstück vollbringen zu sehen. Doch, was war das? Von neuem versagte das Wunder, wie in der Frühe, da der fremde Zaunstecken sich ihm hinderlich erwiesen! Tief gedemütigt bückte sich Sankt Beat nach dem versinkenden Tuche, das ihm von neuem den Dienst geweigert hatte, und fühlte wohl, daß nicht alle Blicke, die auf ihm hafteten, des Spottes entrieten.

Er wandte schmerzvoll das Antlitz gen Himmel, hob die Hände und rief mit lauter Stimme:

„Welche Sünde hat dein Knecht auf sich geladen, o Herr, daß du ihm deine Gnade vor allem Volke entziehst?“

Da trat der Priester Achates hinzu und sprach:

„Mich hätte erstaunt, teurer Meister, wenn du das Wunder heute hättest vollbringen können. Weißt du nicht, daß du in Gottes Haus und während der Auslegung seines heiligen Wortes gelachet hast wie Sara hinter der Türe?“

Entgeistert blickte Sankt Beat den Gefährten an; es währte eine kurze Weile, bis ihm das Unfaßbare faßbar ward, daß er, der so behutsam jede Gedankenfünde mied, sich gegen die Weihe des Gottesdienstes gröblich verstoßen hatte. Schwere Zähren perlten ihm bei dieser Erkenntnis unter den weißen Wimpern; er sank auf die Knie, bekannte laut seine Sünde und erhob sich nicht eher, als bis er die Gewißheit fühlte, sein Fehl sei von ihm genommen.

Ergriffen wie bei einem Sakrament wohnten die Gläubigen dem Reuegebet des Heiligen bei, der sich wegen eines Vergehens, das sie geringfügig dünkte, vor seinem Gott in den Staub beugte, als sei er der Letzte in der Gemeinde. Und wer unter ihnen zuvor das Antlitz verzogen hatte, da er das Gnadenzeichen misslingen sah, der schämte sich jetzt darob in der Seele.

Der Apostel fühlte, daß ihm mit der Vergebung auch die Wunderkraft wieder zuteil geworden, also daß er getrost seinen Mantel auswerfen und auf ihm über das Wasser fahren konnte. Allein er beschloß, seine Sünde von Grund aus zu büßen und den beschwerlichen Weg um den See zu Fuß zurückzulegen. Darum schlug er jedes Geleite aus, und mit schwerem Herzen mußten die Gläubigen den gebückten Greis allein ziehen lassen. Doch siehe: plötzlich erblickten sie zwei lichte geflügelte Gestalten neben ihm, die ihn unter den Armen stützten, also daß er mühelos ausstreiten konnte wie ein Junger.

Da lobte die Gemeinde den Herrn und pries laut seine Güte, die sie heute ein zweites Wunder an seinem Auserwählten hatte schauen lassen.

*

Übermals saß der Heilige vor seiner Höhle und blickte selbstvergessen in die Landschaft, die von der sinkenden Sonnenkugel in rotgoldenen Strahlenschimmer getaucht war.

Betend bewegten sich wiederum seine Lippen:

„Herr, mein Gott, du weißt die Gedanken der Menschen, daß sie eitel sind. Gott, du weißt meine Torheit.

Mein Fuß hat gestrauchelt; aber deine Gnade, Herr, hielt mich.

Sende dein Licht und deine Wahrheit, daß sie mich leiten.“

„Halleluja!“ tönte es leise aus des Engels Mund, und dem Heiligen war, noch nie sei der Wohlklang der himmlischen Stimme so herrlich gewesen. Ihr Klang erfüllte ihn mit einem seligen Frieden, desgleichen er zuvor nie gekostet.

Sehnend hob er sein Auge zu den drei Firntuppeln, die das Volk Jungfrau, Mönch und Eiger nannte und die so hoch über den andern Bergen thronten, wie die Gnade des Gottessohnes über dem Irren der Menschen. Und siehe: ihr ewiger Schnee erglühete purpurn, wie eine lebendige gewisse Verheißung.

Da das Leuchten der Firnen nachließ, erlosch mit ihm mählich auch das Auge des stillen Greises auf der Seefluth; und während die Dämmerung das fahle Antlitz eines Erdenpilgers beschien, der ausgekämpft hatte, wies der Seraph auf beschwingten Fittichen einer Seele den Weg in das ewige Paradies.

T o d u n d E r l ö s u n g

Eine Legende

WILHELM VON SCHOLZ

Man erzählt von einem der frühchristlichen Heiligen, daß er seinen Tod überlebt habe.

Seine Name ist mir entfallen — seine durchleuchtete ewige Wesenheit steht deutlich, geisterfüllte, gefühlte Gestalt, vor mir. Sie ist mehr als der Namensschall, in dem wir noch heut, wie die Magier des Mittelalters, die hingeschwundenen Persönlichkeiten erhalten und eingefangen wähen. In dem Namen ist von den einst Fleisch und Blut gewesenen Menschen nicht mehr gebunden, als sich auch von erdichteten Wesen nur festhalten läßt. Das Vergangene und das Erdichtete steht auf derselben Stufe der Wirklichkeit, der Unwirklichkeit.

Der Heilige hatte einen göttlichen Auftrag in seinem Herzen empfangen — ohne ihm erkennbaren Sinn, wie alle göttlichen Aufträge sind; denn auch die göttlichen Geheiß, durch die wir nachträglich irgendeinen uns erfreulichen irdischen Zweck erfüllt sehen, haben diesen Zweck nicht erstrebt und müssen in der Weite unseres Schauens sinnlos bleiben, wenn sie sollen göttlich gewesen sein.

Der Heilige sah plötzlich in seinem inneren Lichte eine Stelle mitten in dem wilden Walde, an dessen felsigem Rande seine Klausnerhöhle lag: eine Schlange bannte dort mit ihrem Blick einen kleinen Vogel, der sich vor dem Auge der ein wenig über den Boden aufgerichteten Kriecherin auf seinem niedrigen Staudenzweiglein nicht mehr rühren konnte und angsterfüllt den züngelnden Rachen langsam auf sich zu größer werden sah.

Der Heilige, den lange schon Siechtum auf sein Lager von dürren Blättern geworfen hatte, erschrak, als sei der kleine Vogel sein Herz. Er wollte, dem wortlosen Geheiß folgend, sich erheben, als die Stimme der menschlichen Vernunft — die von den Lasten und Leidenschaften noch bis zuletzt sich mit hineindrängt in die Abtötung des Irdischen — ihn zu beruhigen begann und sprach: es sei sinnlos, wenn er einmal den Vorgang, daß die Schlange einen kleinen Vogel bannt und frißt, was sich viele Hunderte von Malen täglich allein nur in diesem Felsenwald begeben möge, aufhalten wolle.

Damit hatte die Vernunft den halb aufgerichteten Oberleib des Heiligen in die raschelnden Blätter zurückgedrückt. Aber der Auftrag kam aus der Tiefe

der Seele stärker und hob den Leib von neuem empor und drängte die Füße vom Lager dem Boden zu. Jetzt meldeten sich Ermattung und Kraftlosigkeit des Leibes wie innenhängende, mit aus dem Liegen erhobene schwere Gewichte, schwankten in ihrer Aufhängung und ließen den Leib des Heiligen wieder zurückgezogen werden auf seine Ruhestatt.

Da riß ihn der Befehl, den der Heilige, immer das Vögelchen und die Schlange vor sich sehend, an seinen Widersachern als göttlich erkannte und nicht mehr bezweifeln konnte, zum dritten Male hoch und stellte ihn vor sein Lager auf die Füße.

Noch ein Gegner stand auf und wollte den Heiligen hindern zu tun, was ihm befohlen. Das war der Tod des Heiligen, der ihm als das Wissen in die Seele trat, daß in seinem langen Siechtum dieser Augenblick als sein letzter gewachsen und herangereift war. Begann ihn im Fieberfrost zu schütteln und ihm den Blick zu verdunkeln.

Schon aber war der Heilige aus dem sterblichen Menschen von Staub so sehr das unirdische Gefäß eines göttlichen Willens geworden, daß seine sterbende, gestorbene und herzsichlaglose Hülle, mit den gebrochenen Augen, auszuschreiten begann. Sie ging frei, wie seit mondenlanger Zeit nicht, denn kein Schmerz und keine Schwäche war mehr in ihr; ging mit sich streckenden Sehnen wie in der Jugendzeit, als der büßende Heilige ein Krieger und Verführer war. Der Fuß trat Gestrüpp und Dornen nieder. Die wachsgelben Hände packten Zweige und dicke Äste, bogen und brachen sie, daß der knackende Gang des Heiligen durch den Urwald war wie das Hindurchbrechen eines Löwen, der sich Bahn schafft, oder eines Sturmes, der sich seinen Weg durch krachende Äste und stürzende Stämme frei macht.

So kam er an die kleine Lichtung, wo die Schlange eben den Vogel verschlingen wollte, griff die Schlange unter dem züngelnden Kopf, zerdrückte sie dort zur Dünne eines schlaffen Darms und schleuderte sie tot ins Dickicht, in dessen der kleine Vogel befreit fortflog.

Dann stürzte die eben noch aufgerichtete und schreitende Hülle des Heiligen, in ihrem Gewand, das sie wie ein graues Bahrtuch überdeckte, verweist, zu Staub geworden, in sich zusammen; der Totenschädel, in den ein Augenblick den Kopf des Heiligen verwandelt hatte, rollte in das Dickicht, in das der Schlangenleib geflogen war. Die kurze Zeitspanne, die der Heilige durch die Gewalt seines mit göttlichem Auftrag erfüllten Willens, wiewohl ohne Herzschlag, seinen Tod überlebt, hatte die Zerstörung, die sonst Monde oder Jahre braucht, in dem Leichnam vollendet. —

Die Andächtigen, die seine Höhle aufzusuchen, in ihrer Nähe zu beten pflegten und die Wohnstatt ihres Verehrten für immer leer fanden, glaubten ihn zu Gott, zu Christus und zur Mutter Maria aufgestiegen und wurden noch inbrünstiger in ihrer Frömmigkeit. War das der Sinn des göttlichen Auftrags, der den Heiligen den Anbetern entschwinden ließ, daß er nicht in der letzten Gebrechlichkeit des irdischen Leibes gesehen werden durfte?

Sollte ihm der Wunsch, den er nie vor sich selber auszusprechen gewagt und der doch in ihm war seit seiner Kriegerzeit, erfüllt werden: daß sein Leib,

ohne die Menschen durch Vertreibung und Zerstörung mit Grauen zu erfüllen, im Augenblick des Todes schon, reiner Staub und fleischlose Knochen, zurückfiel an die Erde und die Natur?

Wollte Gott mit solchem Hinüberleben eines Heiligen über den Tod sich selbst die Gewißheit geben und bezeugen, daß er die Gebundenheit, in der er seine Schöpfung hielt, freiwillig halte und nur die Hand auszustrecken brauche, sie aufzuheben und zu verwandeln?

Kann eines von diesen Sinn eines göttlichen Auftrags sein? Nicht eines! Nicht irgendeines, das ein Mensch sich ersinnen oder, wenn es ihm eingegeben wurde, zu verstehen und auszusprechen vermöchte.

Der tote Bruder

LUDWIG FRIEDRICH BARTHEL

Während Sebastian, aus dem Kriege zurückgekehrt, sich in seinem hilflos gewordenen Vaterland wieder zurechtzufinden versuchte, begab es sich fast von Woche zu Woche, daß ihm sein Bruder, an dem er mit besonderer Liebe gehangen hatte und der zu Beginn des Krieges gefallen war, im Traum begegnete. Wenn jener als ein Toter zurückgekommen wäre, hätte das Sebastian vielleicht hingenommen wie manche schwere Erinnerung an den Krieg, womit die Menschen damals fertig werden mußten.

Es geschah jedoch regelmäßig in den Träumen Sebastians, daß er, spät am Abend in die Straße Bar-le-Duc einbiegend, dem Bruder als einem Lebenden gegenüberstand. Nicht nur Freude, sie mochte so groß sein wie sie wollte, überfiel Sebastian beim Anblick des Bruders — er wußte nun, daß sein Leben wieder in Ordnung und voller Gnade sei, nachdem es ihm durch den Tod Michaels (in diesem Augenblick war das vollends zu fühlen) seit Jahren entglitten und verdorben war.

„Wo bist Du so lange gewesen?“ fragte Sebastian den Bruder und bemühte sich in seiner Stimme keinen Vorwurf aufkommen zu lassen. Michael wies nach einem Haus, das jenseits der Straße lag und dessen Ziegel noch von der Nässe des abendlichen Regens schwermütig glänzten. „Vier Jahre habe ich dort gewohnt.“ — „Hast Du dort gewohnt?“ flüsterete Sebastian verwundert; denn er hätte es nicht gewagt laut zu sprechen in dieser Straße, die ohne

Menschen war und deren Lampen an dünnen Drähten schaukelten, daß Licht und Schatten wie in einem bösen Spiel einander nachhufchten. Und Sebastian grübelte, warum er nicht habe erfahren dürfen, daß der Bruder hier in dieser Straße, hier in diesem Hause alle Jahre des Elends und der Einsamkeit über gelebt habe. Noch bevor ihm aber eine Frage einfiel, die behutsam genug gewesen wäre, den Bruder nicht zu kränken, legte ihm dieser begütigend die Hand auf die Schulter und sagte: „Es mußte so sein, Sebastian. Ich mußte diese Jahre hier leben, ohne daß Du es wissen durftest.“

Sebastian kamen die Tränen, und näher an den Bruder herantretend, hauchte er: „Die Menschen sagen, Du seiest am Berge Kimmel gefallen. Franzosen hätten Dich eingescharrt, als es gegen die Nacht ging.“ – „Ich bin nicht tot“, erwiderte der Bruder und schaute Sebastian fest an. Da berührte Sebastian den Mantel des anderen; das Tuch des Mantels war rauh wie Erde und feucht. „Nein“, sagte Sebastian, „Du bist nicht tot.“

Der Bruder wandte sich um, langsam, als geschehe das nicht mit seinem Willen, und ohne etwas zu sprechen, ging er die Straße Bar-le-Duc hinauf. Diese Straße – Sebastian folgte ihm – war ohne Ende. Immer standen Häuser aus dunkelroten Ziegeln zur Rechten und zur Linken und in der Ferne erhob sich ein geringer Schein. So gingen sie und mit einem Male merkte Sebastian, daß er in der Straße Bar-le-Duc allein war. Er schrie, so laut er konnte, aber es klang nur wie ein Röcheln. Darüber wurde Sebastian wach und diese Augenblicke des Erwachens waren das maßlos Schmerzliche an seinen Träumen. Denn jetzt wußte er freilich mit einem Male wieder, daß der Bruder am Berge Kimmel gefallen sei und niemehr heimkehren werde und daß sein, Sebastians, Leben weder in Ordnung noch voller Gnade, sondern ihm selbst entglitten und verdorben sei. Er hatte geträumt und träumen konnte man, soviel man wollte. Die Tage blieben davon unberührt.

Woche um Woche begab es sich, daß der Bruder auf diese Weise zu Sebastian zurückkam. Die Art der Begegnung und die Gespräche waren fast immer die gleichen, bis endlich Sebastian seine Träume verdroffen, die ihn nach Sekunden äußerster Beglückung jedesmal von neuem zwangen, den Tod des Bruders zu erdulden. Sebastian dachte darüber nach, wie er seiner Träume Herr zu werden vermöge, und wiewohl er keinen Ausweg fand, wuchs doch über dem Nachsinnen seine Abneigung, ja sein Unwille gegen die Erscheinung des Bruders. Dieser Unwille drang bis in das Dunkel des Traumes und befreite Sebastian von dem immer wiederkehrenden Tode, aber auch von dem immer wiederkehrenden Leben des anderen.

Als jener nämlich den Einwand, daß man ihn für tot halte, wie in den früheren Träumen zurückwies, berührte Sebastian den Mantel, und als der Mantel sich wie Erde anfühlte, die Hand, und als sich die Hand wie lebend anfühlte, das Gesicht des Bruders, und als auch das Gesicht wie Fleisch und Blut war, rief Sebastian – er wollte dem Bruder nicht eben wehtun, sondern nur wissen, ob er selber noch bei Sinnen sei: „Aber die Mutter, Michael, ist, während Du in dieser Straße wohntest, vor Kummer über Deinen Tod gestorben!“

„Die Mutter!“ schrie der Bruder, starrte Sebastian an und hielt die Hand über dem Herzen. „Die Mutter?“

„Du hast sie sehr geliebt“, wollte Sebastian tröstend sagen, seine Lippen quälten sich jedoch vergebens um Worte. Darüber begann der Bruder seltsamerweise zu lächeln. Er streckte die Hände gegen Sebastian aus wie um ihn von sich fernzuhalten und meinte, als habe er sich eines anderen besonnen: „Es ist nicht bitter tot zu sein, Sebastian, es ist gar nicht bitter tot zu sein.“

Sebastian, in jäher Angst, alles sei am Ende wieder nur ein Traum, fragte den Bruder von neuem, ob er nicht doch am Berge Kimmel gefallen sei und Franzosen ihn gegen die Nacht eingescharrt hätten; aber der Bruder wandte sich um, langsam, als geschehe das nicht mit seinem Willen, und ohne etwas zu sprechen, ging er die Straße Bar-le-Duc hinauf. Diese Straße – Sebastian folgte ihm – war ohne Ende. Immer standen Häuser aus dunkelroten Ziegeln zur Rechten und zur Linken und in der Ferne erhob sich ein geringer Schein. So gingen Sebastian und der Bruder. Und mit einem Male merkte Sebastian, daß die Häuser Hügel waren und daß auf den Hügeln Kreuze staken und daß auf den Kreuzen die Namen gefallener Soldaten standen. Auf einem der Kreuze stand der Name des toten Bruders. Sebastian begann zu beten. Die Stimme des Bruders aber schrie: „Rameraden, Helm ab!“ Den Hügel herunter kam in Schleier gehüllt die Mutter. Sie ging auf Michael zu und küßte ihm die Stirne.

„Es ist gar nicht bitter tot zu sein, Sebastian“, sagte die Mutter und die Mutter und Michael lächelten ihn an. Sie begannen dabei zu schweben und zerrannen wie Wolken in der Ferne. Von diesem Traum erwachte Sebastian ohne Schmerz. Sobald er sich aber tiefer auf das Geträumte besann, kam es ihm lieblos vor, Michael durch die Nachricht von dem Tode der Mutter erschreckt zu haben. Auch daß er sich entgegenhielt, Michael sei ja gestorben und spüre kein Leid mehr, heilte seine Reue nicht völlig.

Und dann vergingen Wochen, vergingen Monate, ohne daß der Bruder zu Sebastian in seinen Träumen zurückkam. Eine Weile empfand das Sebastian wie eine Befreiung. Bald aber begann er sich nach dem Antlitz und nach der Stimme Michaels zu sehnen, die dem Träumenden wenigstens für eine kurze Weile mit aller Deutlichkeit geschenkt gewesen waren. Es mochte sich Sebastian indes unter den innigsten Gedanken an den Toten zur Ruhe legen, in keinem Traum sah er mehr die Straße Bar-le-Duc, in keinem das Angesicht Michaels, sodaß es ihm endlich wie eine verkannte und darum verlorene Gnade erschien, immer von neuem Leben und Tod des Bruders erduldet zu haben.

Vom trostreichen Auferstehen

WALTER GÄTTKE

Reine Chronik meldet die Legende des Soldaten Zerrseil. Sein Name mochte aus Zufälligkeiten zur lastenden Sinngebung geworden sein. Aber er selbst konnte sie am wenigsten deuten. So blieb er daran gebunden bis zu seiner Himmelfahrt, die durch die Erde und die Hölle führte.

War der Houthouster Wald noch Erde? War er nicht schon die halbe Hölle? Wer nicht dabei war, kann das nicht ermessen. Wer jedoch im Schrapnellregen geifernder Geschüßmünder und im Granatenbersten der feindlichen Riesengeschosse jedes Echo zehnfach und jeden Einschlag wie das Sichauftun gähnender Abgründe erlebt hat, wird nicht von diesen Dingen sprechen wollen.

Der Infanterist Zerrseil war als einer unter Zehntausenden durch Staden gekommen. Er liebte die stillen Kirchtürme flandrischer Städte. Sein Auge glitt auch jest mit unendlicher Sorgfalt über alle die einstmals so traulichen Gassen und Winkel, durch die sich jest die Verdammnis der Vernichtung wälzte. Als er das Gewühl des aufgeschreckten Fleckens verließ, — es war genau zwei Stunden nach seiner Ankunft — stürzte der Glockenstuhl der Kirche von schwärzlichen Rauchfahnen umgeben in zuckende Trümmer schwelender Asche. Nach Bischoote ging der Marsch. Vor Monaten war dieser Name noch ein Begriff für in Frieden gebettete Häuser inmitten von fruchtschweren Feldern. Jest war Bischoote eine Stätte von Ruinen und nicht mehr erkennbaren Wegen, auf denen die Vernichtung mit der Vernichtung spielte und das Zerstampfte noch einmal zerstampfte.

Zerrseil stapfte genau auf Vordermann. Plötzlich gab es keinen Vordermann mehr. Eine graue Kette schwankender Männer wankte wirr auseinander. Ein langer Schrei weitete sich seltsam durch den sterbenden Wald. „Gaaaä! — Gaaaä!“ war sein phantastischer Widerhall. Er fiel zusammen mit den brechenden Baumästen wie splitterndes Glas auf die dumpfe Hohlheit des vermoderten Waldbodens.

Zerrseil sah Gestalten. Aber er erkannte keinen Menschen mehr. Maskentänzer wippen vor ihm auf und nieder. Rückwärts sah er nicht. Plötzlich war er allein. Rund um ihm herum erklang es auf Sekunden wie ein wirres Aufstöhnen aus zerrissener Brust. Es war ein Stöhnen, das verbluten muß und Abschied von dem Land des Lebens nimmt. Zerrseil wußte nicht, daß er seine eigene Stimme gehört hatte. Er wußte nur, daß er schon seit einer nicht mehr zu messenden Zeit in aufgewühlter Erde lag. Ein wohliger Schlummer senkte sich über ihn. Er glaubte, sich immer tiefer in diesen Schoß der Güte einbetten zu müssen. Das Gewehr war seinen bebenden Händen entfallen. Vor seinen

Augen leuchtete ein fahlblaues Glänzen. Er wollte danach greifen. Aber die Hände konnten das eigene Gesicht nicht mehr ertasten. Sie nestelten an fremdem Gewirk, von dem sie nicht mehr die Bedeutung begriffen.

Dann stand der Tod vor Zerrfeil. Der Soldat erkannte ihn nicht. Deshalb konnten sie als Freunde miteinander reden.

„Du bist jung?“ sagte der Tod.

„Ich liebe das Leben!“ antwortete Zerrfeil.

„Du hast einen seltsamen Namen, Freund — —“ zögerte der Tod.

„Der hat keinem etwas zuleid getan“, lächelte der andere.

„Noch eben warst Du mit vielen Kameraden zusammen“, meinte der Knochenmann.

„Und jetzt bist Du bei mir“, äußerte sich der Soldat.

„So erkennst Du mich, Freund?“ frohlockte der Tod.

„Ich fühle — — den Frieden!“ atmete es aus der Brust des Liegenden.

Die Schlacht lag jetzt wie eine riesige Kuppel über dem gequälten Land. Nur Zerrfeil schien nichts davon zu hören. Unausgesetzt lächelte er. Da wußte der Tod, daß er den geheimnisvollen Kreis um ihn ziehen durfte, der Welten schließt und Welten öffnen kann.

Der Tod berührte den Gefallenen. Leise stand er auf und plötzlich waren beide hoch über allen Höhen.

„Weshalb ist die Erde so tief?“ fragte der Gestorbene.

„Weil Menschen wie Du und Millionen andere darauf wandeln müssen.“

„Ich habe dieser Erde nichts getan. Ich liebte sie. Ich habe ihr mit ganzer Pflicht gedient.“

„Pflicht nennen auch die anderen ihr Tun.“

„Aber es kann doch nur eine Wahrheit geben — — !“

„War Dein Name Zerrfeil Wahrheit, Freund?“

„Mein Name?“

„Ja!“

Der Tod reckte sich auf zu furchtbarer Majestät.

„Du hast einmal das Große gewollt. Auch Du wolltest andere vernichten, um auf den Leichnamen der anderen Triumphgefänge anzustimmen. Aber Du hast vergessen, daß kein Staubkorn zur Sonne fliegen kann. Du gingst im Ringe derer, die nichts Eigenes erfüllen konnten. Ein selbst am Seile des Schicksals Gezerrter zerrtest Du auch andere an den ewigen Seilen, die mit Dir gingen!“

Der Tote schlug die Augen auf. Sie weiteten sich in furchtbarem Entsetzen. Eifriger Hohn war aus der Welt erbarmungsloser Richtsprüche an sein Ohr gedrungen. Da erkannte er, daß sich der Weggefährte aus dem Tod in den Teufel verwandelt hatte.

„Ich habe mich nicht erfüllen können, weil ich an die Alltäglichkeit eines klanglosen Namens gebunden schien? Ich soll kein Kämpfer sein, weil ich kampflös fiel? Wo ist der Richter, der solches Urteil fällt? Erbarmungsloser, gib mir noch einmal nur auf Stunden dieses Leben! Gib mir noch einmal alles Leid und Dunkel! Gib mir noch einmal alle kurzen Träume! Und leih mir auch die Hand zu einer Tat!“

Hoch in die Sterne hatte der Tote die weltenden Hände gebreitet. Da aber war es, als wollte alles Licht aus den Schleusen der Nacht auf ihn herabstürzen, und eine Stimme sprach:

„Du bist mein kleinster und mein größter Knecht. Dein Weg war Glaube an den Sinn des Opfers. Wer so wie Du stirbt, lebt im Gedenken an die Tat der Ereue. Mit neuem Namen sollst Du auferstehen. Du bist mein Volkmann! Als Mann des Volkes wirst Du immer leben. Gib mir Deine Hand, ich will Dich reich belohnen — —!“

Und Zerrseil dachte nicht mehr an seinen Namen. Er sah auch nicht, daß er im Trichterschlamm schon mehr und mehr erbarmungslos versank. Er lächelte und starb mit diesem Lächeln. Zum ersten Male war ihm Gott erschienen. Ein junges Leben, eingereicht in eine Kette unbegriffener Pflichten, erfüllte sich zum Sinnbild ohnegleichen und das Bewußtsein wurde immer heller, je mehr der Tod sein Augenlicht begrub.

L a z a r u s

ERICH BRAUTLACHT

Christus war von Judäa fortgegangen, da die Juden ihn steinigen wollten und hatte den von den Toten erweckten Lazarus bei seinen Schwestern zurückgelassen.

Lazarus verließ das Haus kaum. Mit einem Blick, der immer nur in ihn selbst hineinzuschauen schien, aus dem aber eine tiefe Ruhe strahlte, saß er ruhig da und redete nichts.

„Der Himmel ist in ihn hineingefallen“, sagte Maria. „Er weiß nicht, warum er wieder auf der Erde ist.“

Die Verwandten kamen, die das Wunder nicht glauben wollten. Sie waren bei seiner Beerdigung zugegen gewesen und hatten voller Zweifel die Nachricht von seiner Erweckung vernommen. Auch Freunde kamen, saßen schweigend im Zimmer und schauten ihn an.

Ihre Blicke fragten immer dasselbe, war er doch durch das dunkle Tor hindurchgeschritten, das ins Jenseits führt. Er mußte das Geheimnis wissen, dessen Kenntnis den Weg über die Brücke in das Jenseitige leichter machen mußte.

Warum sprach er nicht davon? Warum behielt er voller Eigennutz das Geheimnis für sich?

Niemand wagte, ihn zu fragen. Manchmal aber schien es, als wolle Lazarus zu sprechen beginnen. Aber dann, bevor das erste Wort über seine Lippen gekommen war, schloß er seine Augen, legte die Hände ineinander und schien in sich hinein zu sprechen.

Draußen drängten die Verwandten und Freunde sich um Maria und Martha: Warum sagt er nichts? Warum fragt ihr ihn nicht?

Martha zuckte die Schulter. Maria lächelte und meinte, man solle nicht erfahren wollen, was verborgen sei.

Ein großes Geheimnis umschwebte den gestorbenen lebenden Mann. Manchmal hörten die Schwestern in der Nacht, wie er leise in seiner Kammer sprach. Er schien mit unsichtbaren Besuchern zu verkehren, vielleicht mit seinen Gefährten der Tage, in denen er im Jenseits geweilt hatte.

Nur ganz allmählich begann Lazarus, sich seinem Tagewerk wieder hinzugeben und ein wenig im Garten oder im Weinberg zu arbeiten.

Als er von Christi Tod vernahm, äußerte er sich nicht, während Maria und Martha in lautes Wehklagen ausbrachen. Es war, als habe er schon alles gewußt, was geschehen werde.

Es gab nichts auf der Erde, was ihn in Erstaunen versetzen konnte. Eines Tages aber kam ein berühmter Gelehrter zu ihm. Er war tagelang unterwegs gewesen, um den Erweckten zu sehen. Die ersten Boten des jungen Christentums waren zu ihm gedrungen. Er hatte sich ganz der neuen Lehre hingegeben, in der Erkenntnis der Nichtigkeit aller mit der Vernunft zu erfassenden Weisheit.

Als er von dem Wunder gehört hatte, das an Lazarus geschehen war, hatte der Zauber des Geheimnisses ihn ganz erfaßt. Nun saß er ihm gegenüber, dessen Leichnam der Kraft des Wortes des Menschensohnes hatte gehorchen müssen, der aus einer anderen Welt herabgestiegen war und alle Geheimnisse kannte, der alles wissen mußte, was je ein Menschenhirn für wissenschaftlich gehalten hatte und in Zukunft halten konnte. Die beiden saßen sich lange gegenüber, bis spät in der Nacht. Es war halbhell in dem von einem Öllicht erleuchteten Raum. Der Forscher hatte nur eine Frage auf den Lippen, aber er wagte nicht, sie zu stellen. Plötzlich tat, der aus dem Jenseits gekommen war, den Mund auf. Er rang mit sich, als wolle er sich von einer großen Last befreien, die er lange mit sich herumgetragen hatte.

Gespannt sah der andere ihn an. Es ging um Himmel und Hölle, um das Wissen aller Vergangenheit und aller Zukunft.

Da hob der Weise hastig die Hand hoch. Er wußte selbst nicht, wie es geschah. Es kam unbewußt tief aus seinem Inneren. Es war, als wolle er den Tod abwehren. Ein aus Furcht und Grauen gemischtes Gefühl stand in ihm auf.

Er ahnte: das Wissen um den Tod bedeutete den Tod!

Aber der andere bemerkte die abwehrende Geste nicht. Er sah die Gelegenheit, einen Würdigen an die Kette der Freuden und Wonnen zu fesseln, die in ihm nachzitterten.

Ganz weit öffnete er den Mund. Aber es kam kein Laut heraus. Lautlos sank Lazarus zu Boden.

Erschreckt beugte der andere sich über ihn. Maria und Martha, die den Sturz gehört hatten, eilten herbei.

Auf dem Gesicht des Bruders ruhte ein zufriedenes Lächeln, als sei er froh, eine nochmalige Erweckung aus dem glücklicheren Reich nicht mehr fürchten zu brauchen, denn Christus, der Herr, zu dem er endgültig heimgekehrt war, war bei seinem Vater, der im Himmel ist.

Und der Gelehrte fühlte nicht einmal mehr Trauer, daß der Tote das große Geheimnis endgültig mit sich genommen hatte.

G e h e i m n i s d e s G e i n s

Die sieben Worte am Kreuz

KURT ARNOLD FINDEISEN

Die sieben Worte, die Christus gesprochen hat, als er am Kreuze litt, irren und schweifen, verstrickt in Millionen Menschennöte, immer noch umher auf der Erde. Und so lange sie herumirren, sagt die Sage, kann die Welt nicht erlöst werden. Nun ist aber der Menschheit eine Antwort gegeben, daß der Heiland, der alle hundert Jahre einmal wiederkommt, auch diesen Fluch noch von ihr nehmen werde. Wenn er nämlich zum siebenzigmalstebenten Male zu einem armen Sünder das Wort gesprochen haben wird, das er dereinst zu dem Schwächer sprach, der neben ihm am Kreuze hing, dann sollen die übrigen sechs Seufzer bei den Menschen zur Ruhe kommen und aller Jammer und aller Schmerz vorüber sein. —

In der dritten Stunde der Karfreitagnacht sahen sie ihn über das Schlachtfeld wandeln.

Die Kugeln, die ihn umschwirrten, strich er beiseite wie dreiste Bienen.

Die Posten heischten Losung und Feldgeschrei. Er antwortete: Bethlehem und Golgatha und schritt vorüber.

Als er in die Nähe der Granattrichter kam, um die noch vor Stunden die große Schlacht getobt hatte, lagen Freund und Feind zu Hügeln getürmt beieinander, die meisten stumm wie ausgebrannte Feuer, manche im Verlöschen begriffen, verröchelnden Lebens. „Durst, Durst!“ keuchte ein Franzose und krümmte sich.

„Warum hast du mich verlassen, mein Gott!“ stöhnte ein Russe, und seine Finger umkrampften ein durchlöchertes Heiligenbild.

Ein Kriegsfreiwilliger, blond und blaß, fast noch ein Knabe, lag da mit aufgerissener Körperhöhle und griff vor Schmerzen in die Grasbüschel. Dann zuckte er, streckte sich lang und röchelte: „Vollbracht —“.

Christus verhüllte sein Angesicht.

Da geschah dies: Ein deutscher Soldat kroch aus einem Granatloch und hob die Waffe gegen einen verwundeten Engländer, der neben dem Trichter wimmerte. Er hob die Waffe und ließ sie nicht niederschmettern. Er schleuderte sie beiseite,

kniete zu dem Engländer und faßte ihn an, um ihn in den Schuß des Trichters zu schleppen.

Christus trat zu ihm und sprach: „Du wolltest ihn töten?“ Er sprach: „Das hielt er mir entgegen, da konnte ich's nicht!“ Es war das Bild einer alten Frau mit mütterlichen Augen. Indem er das sagte, traf ihn ein Schuß. Er taumelte und stürzte mit seiner Last vornüber.

Er spähte und fand nur sich getroffen, nicht den anderen. Da lächelte er und sank zurück, und über seiner Stirn war der Schein des guten Feierabends, der da spricht: In deine Hände —

Christus aber legte ihm die Hand aufs Herz, tat das seine auf, weit wie eines Königs Türe, und sprach: „Wahrlich, ich sage dir, heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein“ —

Zum wievielten Male er dies Wort sprach, das wissen wir freilich nicht. Nur, daß er es nicht schon zum siebenzigmaliebenten Male sprach, das ahnen wir.

W a s i s t W a h r h e i t ?

BARTHOLD BLUNCK

3wei Soldaten, die schon in manchem Gefecht Schulter an Schulter gestanden hatten und des Kriegshandwerks müde geworden waren, auch in klingenden Dukaten genug Erlös aus der Beute erspart hatten, um sich einen Urlaub zu gönnen und in die Heimat zurückzukehren, wanderten durch das gesegnete Land Flandern dem freien Meere zu. Ein köstlicher, frischer Frühlingswind weitete ihre Lungen und trug ihnen den Geruch der Erde, den Duft der ersten zarten Blumen, die auf den Feldern sprossen, zu.

Sie hatten einen Flecken hinter sich gelassen, in dem die Bewohner sich scheu vor ihnen verkröchen, als sähen sie in ihnen Soldaten der Inquisition. Als sie eine Weile wortlos nebeneinander gegangen waren, begann aufmunternd Jakobus, der ältere: „Bruder, wir wollen den schönen Tag nützen und wacker ausschreiten, damit wir Huizendam erreichen, dort weiß ich ein Wirtshaus, wo ich einst einen herrlichen Frankentwein getrunken habe.“ Der Jüngere nickte wortlos, wie abweisend. Er stammte aus Gent und hatte von Predigern, die das Land durchstreiften, um die neue, gereinigte Lehre zu verbreiten, gehört, daß

man seinen Jugendfreund in der Heimat gefangen gefest habe. Er sei als Ketzer verhaftet worden, hieß es, und da er nicht widerrufen wolle, sei ihm ein schlimmes Schicksal gewiß.

Willem, dies war der Name des anderen, wurde, je weiter sie ins Land kamen, von Zweifeln geplagt; er sprach viel mit seinem Kameraden über den neuen Glauben. Beide suchten sie eifrig Sinn und Wesen der Predigten zu erfassen, die sie heimlich gehört hatten, konnten aber keinen Weg zu einem Ziele finden. Zudem wurde das Land überzogen mit einer Schar von Häschern und Angebern, die um schnöden Lohnes willen manchen Redlichen unverdient ins Unglück brachten. Ein Wort ging von Mund zu Mund; die Menschen sagten es leise und voller Entsetzen, wie wenn man vom Teufel spricht: Herzog Alba, raunte man, sei nach Flandern gekommen. Und bald wurde das Wort zur Gewißheit, denn überall rauchten Scheiterhaufen — zur Ehre Gottes.

In Huizendam fanden die Soldaten gutes Quartier und blieben dort geraume Zeit. Sie sahen, daß die neue Lehre viel Zulauf hatte; oft hörten sie den verbotenen Predigten zu. Und bald erkannten die Freunde mit Betrübnis, obschon sie es sich nicht zu gestehen wagten, daß sie eines Tages wegen des Glaubens uneins werden würden. Jakobus blieb der alten Kirche treu, während Willem den Calvinisten zuneigte. Da ihre Freundschaft aber stark und lange bewährt war, beschloßen sie, auf ein Zeichen zu warten und danach zu handeln.

Es war Sommer geworden, als sie ans Meer kamen, das sie liebten, und eines Tages vereinbarten sie, den Himmel selbst über ihren Streit zu befragen und darüber, welchen Weg sie gehen sollten. In einem Fischerdorf hatten sie Quartier gefunden, und Jakobus, der als erster in der Kapelle in heißem Gebet sich wohl vorbereitet hatte, ging am Abend an den Strand, um Gottes Willen zu hören.

Er stand an der Spitze des hohen Ufers. Der heiße Tag war müde geworden, und im Westen tauchte die blutrote Scheibe der Sonne ins Wasser. Langsam wandelte sich das helle Blau des Himmels in dunkel schimmernden Samt, über den eine zaghafte Brise rosa Wölkchen hauchte. Unaufhörlich wechselten die Farben am Himmelsbogen, bis endlich in der Rimmung sich Meer und Himmel vermählten. Am fernen Horizont schob sich aus dem Wasser ein wuchtiges Wolkengebirge, daraus wuchs ein ragendes Kreuz heraus; es war anzusehen, als trage ein Riese auf seinem Nacken das Zeichen zum Throne des Ewigen empor. Klar zeichnete sich der Rand des Kreuzes vom Violett des Äthers ab, und auf der glatten Wasserfläche spiegelte das Bild im schwachen Glanz des verdämmernden Lichtes wider. Die Brust des Meeres aber senkte sich, von warmer Luft gefächelt, unendlich langsam nach dem Geses urrewiger Gezeiten. Jakobus war ins Knie gesunken und verharrte in andächtigem Schauen, bis ihn der schwarze Mantel der Nacht umfing.

Als er gegen Mitternacht heimkehrte, sagte er dem Freunde von dem Zeichen und bat ihn, ein gleiches zu suchen. Der ging am nächsten Abend ans Meer. Das Wetter hatte sich aber am Morgen plötzlich verändert: Über die Dünen raste ein furchtbarer Sturm. Wild und voller Ungeßüm fuhr der über das brausende Wasser einher, tobte durch den Strandhafer und zerpeitschte den auf-

wirbelnden Sand. Da sah Willem Feuer und Rauch am Himmel, hörte Schreie der Sterbenden und Klagen der Wittwen und Waisen. Und er litt alle Not des Landes, dessen geheiligter Boden von Fremden mit Füßen getreten wurde. Voll Trotz stemmte er sich gegen den Sturm, der seinen Mantel zerflatterte, und rief: „In mir ist Gott und die Kraft!“ – Tief unter ihm jagten in unendlichen Scharen weiße Reiter des Meeres dem Ufer entgegen. Mutig sprengten sie heran, ihre Rosse bäumten sich in kühnem Saß, dann stürzten sie, im Sprung vergehend, an den Strand und fluteten sterbend zurück. Aber immer neue Linien, unabsehbar, jagten aufschäumend hinter ihnen her, den Sand mit Gischt überschüttend. Und eine Melodie sprang auf und mischte sich dröhnend mit dem Brausen des Meeres: Es war das Lied des Volkes der freien Bettler, das er oft im Lande gehört hatte . . .

Am nächsten Morgen gab Willem seinem Freunde zum Abschied die Hand. „Bruder“, sagte er, „auch ich bekam ein Zeichen.“ Er umarmte den andern, und in seinen Augen leuchtete das Feuer des Gottesstreiters. Jakobus wurde betrübt und weinte männlich um ihn.

Beide aber hatten in Verblendung nicht erkannt, wie schön ihr Land Flandern war . . .

Seltame Begegnung

HANS FRIEDRICH BLUNCK

Als der Bauer in allerlei Gedanken am Wegrain entlang tappte, die Kuh an der Leine, wollte das Tier im Wandern grasen, rutschte ab und stand auf einmal bis zum Bauch im tiefen Graben.

„Jesus Christ“, rief der Bauer, und gleich darauf: „Wode, kumm raff, trect mien Roh ut de Graff!“

Im nächsten Augenblick standen zwei Fremde bei ihm. Der eine war ein hoher Greis; einen Eisbart trug er im verwitterten Gesicht, und sah doch so edel aus, daß der Bauer gleich seinen Hut zog, um dem Herrn für sein Kommen zu danken. Der andere hatte noch helles Haar, das sein liebes gütiges Gesicht umrahmte. Sie gingen gleich beide ohne Wort daran, dem Bauern zu helfen, und es dauerte nur einen Augenblick, da hatte er die Kuh wieder auf dem

Trockenen. Der Mann rieb das Tier flink ab, dankte und machte sich auf den Weg heimwärts.

Die beiden Gerufenen waren stehengeblieben und sahen einander an.

„Du bist es?“ sagte der Eisbart endlich, und seine Stimme bebte vor Anmut. „Du bist es, in dessen Namen die Völker sich erwürgen?“

„Du bist es?“ fragte der Jüngere, „der den Menschen die Tat pries, auch wenn das Blut von ihr niederströmt?“

Der Alte neigte das Haupt. „Ich werde sie ins Helle treiben aus ihrer Enge.“

„Ich werde ihnen Glück bringen, ach, Glück über alle Erde!“

Sie schwiegen beide wartend. „Gibt es ein Glück ohne Wissen?“ fragte der Wohljäger dann.

„Gibt es ein Aufwärts ohne Glückseligkeit?“

„Wo blieb die Liebe, die du wolltest?“ drohte der Ältere. „Und wo ist heute deine Herrlichkeit?“

Der Jüngere ließ das Haupt sinken. „Wo ist das gerechte Gesetz, das du suchst?“ fragte er leise, „was wurde aus deiner Unfehlbarkeit, Richter?“

„Fremder, deine Liebe ist süß, aber der schöpfende Geist ist gewaltiger denn die Liebe allein.“

„Laß Gott schöpfen! Was hat die Menschheit gewonnen, da sie zu schöpfen suchte?“

Während sie aber so sprachen, waren sie eine Weile Wegs zusammengegangen und wunderten sich.

„Wenn die Menschen uns sahen,“ staunte der Wohljäger, „sie würden duldsam sein, wie ich's ihnen riet.“

„Predigte ich nicht die Liebe?“ seufzte der andere. „Liebe zu Feind und Freund?“

„Mitleid predigst du. Hilf den schöpfenden Meistern, das ist Liebe zu Gott!“

„Aus Liebe zu Gott hieß ich sie schaffen.“

Sie schwiegen. „Sag“, fragte der Wohljäger dann mit Beben, „sag, wann sahst du ihn, von dem du redest?“

„Freund“, fragte der andere, „wer schuf dich, daß du zu fragen wagst?“

„Wer anders als Gott, das ist der leuchtende Himmel. Nenn mir deinen Vater!“

„Wen anders als Gott, das ist die leuchtende Hand in der Höhe!“

Als sie aber so sprachen, sahen sie einander staunend an. „Bruder“, sagten sie aus einem Mund. Und sie lächelten und wunderten sich, wie nah sie sich waren in Güte und reiner Klarheit. Und sie staunten, wie viele Leute sich hinter ihnen erhoben und wie viele ihnen nachfolgten, da sie noch fragend über die Heide weiter schritten. Sonne und Wind lagen über beiden und leuchteten.

Ein Jüngling unserer Zeit hört Altväter reden

KARL-BORROMÄUS HEINRICH

Mag N. wäre ohne Zweifel Weltmeister im Skisprung geworden, denn er hatte es schon auf 93 m stehend gebracht. Aber am Tag vor der großen Entscheidung tat er — wie es kam, wußte er selbst nicht — beim Absprung von einem ganz unbedeutenden Buckel einen bösen Sturz, verletzte sich innerlich, wurde heimgebracht in die Stadt, und lag dann lange Zeit zu Bette.

In den ersten Wochen hoffte er trotz Schmerzen das Beste. Als aber ein Kollege von der Kreditbank, der ihn besuchte, so nebenbei einmal sagte: „Du bist immer ein guter Kamerad gewesen, gestohlen hast du auch nichts, wer kann dir etwas nachsagen?“ — kam ihm die Sache verdächtig vor. Als das Siechtum fort dauerte, suchten ihn Gedanken heim, mit denen er sich als Gesunder wenig abgegeben hatte; und eines Tages erbat er sich von seiner Mutter die heilige Schrift. Als er die Psalmen und das Neue Testament gelesen hatte, las er alles noch einmal. Es befiel ihn eine gewisse Verlegenheit. Er fragte seine Mutter: „Was mag wohl aus unserm Vikar geworden sein?“ Er meinte den Vikar, der ihn seinerzeit unterrichtet hatte. „Er ist seit zehn Jahren unser Pfarrer“, antwortete die Mutter. „Sieh da“, sagte Mag überrascht — „nun, um so mehr könnte er mich jetzt auch einmal besuchen, wie? ich habe nie etwas gegen ihn gehabt.“

Dieser Pfarrer — er kann hier ungenannt bleiben, übrigens ist er vor wenigen Wochen selber gestorben, auf offener Straße, nachdem er einen anderen Kranken, irgendwo sieben Treppen hoch, besucht hatte, was diesmal für sein altes Herzleiden zuviel war —, dieser Pfarrer war einer der unbekanntenen Heiligen der Kirche Christi. Und mit dem Herzleiden verhielt es sich von Anfang an so, daß er es sich durch die Familiensorgen anderer Leute zuzog, weshalb bei den jetzigen Zeitläuften keine Aussicht auf Heilung bestand. Eine Kur konnte er sich mit dem Pfarrersgehalt nicht leisten, weil dessen Empfänger weitum in seiner Pfarrei verstreut waren; allerdings hätte mancher von ihnen gern eine ausreichende Anzahl eigener Lebensstage geopfert, wenn damit das Leben dieses Dieners Gottes und der Menschen hätte verlängert werden können. Aber dies nebenbei. Mag hatte ja auch nichts gegen ihn, wie natürlich, denn es war ein unscheinbarer, verschliffener Mann, außerdem hatte Mag seinen Lebensgang während der letzten zehn Jahre nicht mehr verfolgt.

Der Pfarrer trat bei Mag ein, gab ihm die Hand und sagte: „Nichts für ungut, die Pfarrei hat eben neuntausend Seelen, aber jetzt, da ich Dich wieder-

sehe, kann ich mich auch wieder ganz gut an Dich erinnern.“ Mar war es zu-
frieden, daß ihn jener noch duzte, so ließ es sich — ungeachtet der Schmerzen —
viel leichter reden. „Ich habe Sie“, sagte er, „schon mit Sehnsucht erwartet.
Ich habe nämlich Zeit gehabt, die Schrift zu lesen. Liest man die Schrift, so
findet man, daß wir uns zwar Christen nennen, aber es nicht sind.“ — Da nun
der Pfarrer wirklich ein Christ war, antwortete er: „Du hast Recht, nur zu sehr
hast Du Recht, wir nennen uns Christen und sind es nicht.“

„Der Schrift nach“, fuhr Mar fort, „müßte bei uns alles ganz anders sein,
als es in Wirklichkeit ist. Wir hören das Wort, wir lesen das Wort, aber dann
vergessen wir es. Ich lese es auch jetzt, und sogar gern. Aber wenn ich dann
seinen Sinn tiefer erforschen und auf mich anwenden will, habe ich alles ver-
gessen. Ist es also nutzlos, daß ich es lese, oder wie ist das?“ —

Der Pfarrer sagte: „Durchaus nicht nutzlos. Dafür weiß ich Dir ein kleines
Trostbeispiel aus den Altvätern.“

Der Jüngling antwortete: „Das mit den Altvätern ist freilich lange her,
ich denke, es fällt in die Anfangszeit unseres Glaubens, und wird wohl im
Morgenland spielen? Wissen Sie mir nicht ein Beispiel aus unserer Zeit und
Umgebung?“

„Im Augenblick nicht“, sagte der Pfarrer. „Aber laß Dir doch das von den
Altvätern erzählen.“

„Wie war das?“ fragte Mar.

Der Pfarrer erzählte:

„Es war da ein frommer Bruder, der bei den Altvätern lebte, in der Wüste.
Und einmal sagte er zu einem dieser Väter: Sieh, ich bitte euch ältere Väter so
oft, mir etwas zum Heil meiner Seele zu sagen, aus der Schrift oder aus eurer
Lebenserfahrung; aber was immer mir alsdann gesagt wird — ich kann nichts
davon behalten. Ist es also nutzlos, daß ich euch darum bemühe, oder wie ist
das? — Es hatte aber der Altvater zwei leere Geschirre und sagte zu jenem
Bruder: Geh und bring mir eines von diesen Geschirren, gieß Wasser hinein,
und wasche es; dann gieß das Wasser wieder aus und stelle das Geschirr wieder
an seinem Ort. — Der Bruder tat so. Alsdann fragte der Altvater: Welches
von den zwei Geschirren ist jetzt reiner? Der Bruder antwortete: Dasjenige,
worein ich Wasser geschüttet und das ich gewaschen habe. Da sagte der Altvater:
So ist es auch mit der Seele, mein Sohn. Wenn eine Seele oft das Wort
Gottes hört, wird sie, auch wenn sie nichts behält von dem, wonach sie forscht,
doch mehr gereinigt als eine andere, die dem Göttlichen nicht nachforscht.“ —

„In der Tat“, bemerkte jetzt Mar, „das ist tröstlich, und behält auch im
Abendlande Sinn.“ Der Pfarrer aber versprach, ein andermal wiederzukommen.

Als der Pfarrer das andere Mal kam, fragte ihn der Jüngling: „Müßte
nicht alles ganz anders sein, wenn wir im Ernst eine christliche Gesinnung hätten?
So aber hat man nicht einmal im Bett seinen Frieden, erst gestern bin ich hier
als Zeuge vernommen worden, weil zwei um das Eigentum von Papieren
streiten, noch dazu solchen, die mehr oder weniger schon unserer Bank gehören,
nachdem sie sie mächtig belehnt hat. Wir nennen uns Christen, aber streiten um
jeden Pfifferling. Wie geht es denn zu, daß wir fortwährend zanfen?“ — Der

Pfarrer, der noch nie einen Streit wegen Eigentums gehabt hatte, pflichtete gleichwohl bei und sagte: „Recht hast Du, und hätten wir eine christliche Gesinnung, so müßte alles ganz anders unter uns sein. Dafür weiß ich Dir übrigens ein kleines Beispiel aus den Altvätern . . .“

„Wieder von so weit her, so völlig aus der Fremde? warum nicht aus unserer näheren Umgebung?“

Der Pfarrer hätte gar wohl von sich selber berichten können, aber daran dachte er nicht, sondern sagte: „Im Augenblick fällt mir nichts anderes ein, aber laß Dir doch das von den Altvätern erzählen.“ —

„Wie war das?“ fragte Max.

Der Pfarrer erzählte:

„Da waren ihrer zwei, die unter sich nie den geringsten Streit hatten, und sie wohnten in einer Zelle zusammen. Einstmals aber sprach der eine zum andern: Laß uns auch einmal einen Zank oder Streit führen wie andere Menschen. Der andere sagte: Ich weiß nicht, wie ein Streit anfängt. Nun schau, erwiderte jener, hier lege ich in die Mitte einen Ziegelstein und sage, er gehört mir. Du aber mußt sagen: Nein, er gehört nicht dir, sondern mir. Daraus entsteht dann Zank oder Streit. Als sie den Ziegelstein mittenhin gelegt hatten, sagte der eine: Er gehört mir. Der andere aber antwortete: Ich hoffe, daß er mir gehöre. Da jedoch jener wiederum sagte: Er gehört nicht dir, sondern mir — erwiderte dieser: Wenn er dir gehört, so nimm ihn eben! — Solchermaßen wußten sie nicht, wie sie miteinander streiten sollten.“

„In der Tat“, bemerkte Max, „das ist tröflich, zudem hat es auch hierzulande und für unsereins Sinn.“ Dies sagte er, weil er jetzt zuweilen an den Tod dachte und daran, daß man dabei nichts Eigenes mitnehmen könne.

Als der Pfarrer das andere Mal kam, litt Max gerade bittere Schmerzen und er sagte: „Ich leide auch darunter, daß ich so spät daran gedacht habe, ein Christ zu werden. Natürlich, Sie haben es viel leichter gehabt, es war nun einmal Ihr Beruf. Aber wir ändern, die wir mitten im Weltleben stehen müssen, im Handel und Wandel, wie sollten wir es anstellen, es gibt uns ja niemand ein christliches Beispiel?“ Der Pfarrer, dem gegenüber die letztere Klage fehl am Ort war, sagte gleichwohl: „Recht hast Du, am Beispiel fehlt's. Aber ich weiß Dir, was die christliche Gesinnung im Weltleben betrifft — auf die es ja ankäme — ein kleines Beispiel aus den Altvätern.“

„Ja sehen Sie, wieder nur aus den Altvätern! Aber nicht aus der näheren Umgebung, in der unsereins leben muß.“

„Trotzdem, Max, laß es Dir doch erzählen, im Augenblick fällt mir kein anderes ein.“

„Wie was das?“ fragte der Jüngling.

Der Pfarrer erzählte:

„Da war der heilige Antonius, bei den Altvätern wie auch bei den Weltleuten als ein sehr heiliger Mann bekannt, aber als er einstmals in seiner Zelle betete, erscholl eine Stimme, die zu ihm sprach: Antonius, du bist noch nicht zu der Vollkommenheit eines Berbers gekommen, der in der Stadt Alexandria wohnt. — Als der Altvater diese Stimme gehört hatte, stand er auf, nahm

feinen Stab, und ging eilends in die Stadt Alexandria, zu dem bezeichneten Gerber. Dieser erstaunte nicht wenig über die Ankunft des großen heiligen Antonius. Antonius aber sprach zu ihm: Erzähle mir von deinen guten Werken; denn deinetwegen habe ich die Wüste verlassen und bin hierher gekommen. Der Gerber, höflich befremdet, antwortete ihm und sagte: Ich kann mich nicht erinnern je etwas Gutes getan zu haben. Deshalb sage ich mir, wenn ich des Morgens zu meiner Arbeit aufbreche: Alle Menschen dieser Stadt, vom Größten bis zum Geringsten, kommen wegen ihrer Gerechtigkeit in den Himmel, ich aber würde, wenn sich Gott nicht meiner erbarmt, gleich einem unfruchtbaren Holz in das ewige Feuer geworfen werden. Dasselbe sage ich mir abends, wenn ich zur Ruhe gehe. Wie sollte es anders sein? — Als der heilige Antonius diese Worte vernahm, rief er aus: In Wahrheit, mein Sohn, du sitzest wie ein guter Goldarbeiter in deinem Hause und erlangst mit Seelenruhe das Reich Gottes; ich aber, dem die Vollkommenheit Beruf sein sollte, bin noch nicht zu dieser heiligen Demut gelangt, die du mir offenbarst.“

Diesmal verstand der Jüngling, daß sich auch der Pfarrer vor ihm gedemütigt hatte, eben durch die Wahl eines solchen Beispiels, und er sagte: „In der Tat, das ist tröstlich, und die Gesinnung des besagten Gerbers hängt weiter nicht vom Morgenland ab. Nun aber, wenn jemand, und wäre es auch erst auf dem Krankenbett, sich zu dieser Gesinnung durchringen könnte — wie würde es einem solchen Menschen ergehen?“

„Untrüglich gut!“ antwortete der Pfarrer, „denn in dieser Gesinnung erfaßt der Kranke seine Krankheit als seinen derzeitigen Beruf, ist also nicht mehr ein kranker Christ, sondern ein christlicher Kranker.“

Als der Pfarrer das andere Mal kam, gewahrte er, daß Max dem Tode schon näher war als dem Leben.

Der Jüngling begann zu sprechen und sagte mit langsamer Stimme: „Ich habe noch einmal die Bergpredigt gelesen. Aber nun ist es zu spät, auch nur eine der sieben Seligkeiten zu üben. Jetzt hätte ich wohl etwas Liebe, doch bleibt sie ungeübt. Es ist zu spät — mit dem Nichts, das ich habe und bin, werde ich vor Gott stehen.“

„Du gesegneter Mensch!“ rief der Pfarrer, „und wie Unrecht hast Du, zu bangen! Wenn ich mich einmal wahrhaft als ein Nichts erkennen werde — als das Du Dich soeben bekannt hast —, dann wahrlich werde ich wissen, daß es gut mit mir steht.“

„Ach“, seufzte der Jüngling, „reden Sie doch nicht so, meine Mutter hat mir gestern vieles von Ihnen erzählt — aber ich, hätte ich doch wenigstens noch ein Jahr Zeit!“

„Lieber Max, was die Zeit anbetrifft, die für das Heil vonnöten ist, so weiß ich Dir dafür ein kleines Beispiel . . .“

„Aber dies eine Mal doch aus der Gegenwart und näheren Umgebung? Denn wie es jetzt mit mir steht, was soll mir da ein Beispiel aus der fernen Fremde?“

„Im Augenblick fällt mir nur eines von den Urvätern ein — und wirklich paßt es nicht im einzelnen, sondern nur in der Hauptsache auf Dich, wegen der Zeit, die es braucht für das Heil. Immerhin, laß es Dir doch einmal erzählen.“

„Wie war das?“ fragte der Jüngling.

Der Pfarrer erzählte:

„Da war eine öffentliche Sünderin, und als solche stadtbekannt in Alexandria. Dreißig Jahre alt, wurde sie von einer wilden Krankheit erfaßt, und begann plötzlich dahinzuwelken. Da ging sie in sich und sagte: In meiner Sünden Maienblüte verwelke ich nun plötzlich und unaufhaltsam. So will ich denn wenigstens fern dieser Stätte meiner Leidenschaften sterben. — Und sie schleppte sich in die Wüste, indem sie dachte, wenn sie den heiligen Altvätern nahe sei, werde sie vielleicht noch einigen Frieden finden. Des Abends kam sie an die Kirche, in der sich die Altväter zu versammeln pflegten, aber sie wagte nicht, hineinzugehen. Der Schmerz über ihr Leben ergriff sie zu Tränen, und sie rief aus: Weh mir, daß ich so vor den Herrn treten soll, der mich richten wird in seiner Herrlichkeit, mich, die ich ihm nichts bringe als die Sünden, womit ich ihn gekreuzigt habe! weh mir, daß ich ihn zu spät liebe! — Von ihrer Reue ebensosehr wie von dieser, erst jetzt erwachten Liebe zum Herrn überwältigt, brach ihr dann das Herz, so daß sie in einem einzigen Augenblick hinstarb. Und es war niemand bei ihr.

In der gleichen Nacht aber hörte der Altvater Markus eine Stimme, die zu ihm sprach: Im Morgengrauen wirst du vor der Kirche ein Weib finden, und dieses Weib ist in einem einzigen Augenblick heiliger geworden als alle Altväter, die sich in der Kirche versammeln werden; denn es ist am Schmerz über seine Sünden und an seiner Liebe zum Herrn gestorben. — Als der Altvater im Morgengrauen vor der Kirche erschien, fand er schon andere Väter um die Tote versammelt, und einer, der aus Alexandria war, wußte, daß sie eine öffentliche Sünderin gewesen. Soeben sagte er es den anderen. Da aber trat Markus hinzu und sprach: Ich habe des Nachts eine Stimme gehört, daß dieses Weib in einem einzigen Augenblick heiliger geworden ist als alle, die sich in der Kirche versammeln werden; denn es ist am Schmerz über seine Sünden und an seiner Liebe zum Herrn gestorben. Da priesen alle Altväter Gott, der allein alle Heiligkeit wirkt und hierzu weder eine lange Zeit gebraucht noch Mühe, sondern allein seine Barmherzigkeit, womit er den guten Willen erweckt in dem Menschen, wenn es sein soll, in einem einzigen Augenblick der Reue und Liebe.“

Der Jüngling lächelte in seinen Schmerzen und sagte: Nun weiß ich vollends, daß es nur auf die Liebe ankommt und daß es dafür nicht zu spät ist. Auch weiß ich, daß der Herr einer ist in der Anfangszeit des Glaubens wie heute und allezeit, in allen Gegenden und Völkern und in jedem Menschen, den er in einen Christenmenschen umwandelt. In ihm wird das Ferne nah und das Fremde vertraut; denn alle tragen wir seine Züge und werden eins in ihm. — In der That ist mir dieses Beispiel das tröstlichste von allen gewesen.“

Nach diesem kam der Pfarrer das letzte Mal, es war, um dem Jüngling sterben zu helfen. — Inzwischen aber, vor einigen Wochen, haben sie sich wieder-gesehen.

Legende von den Säcken

KARL BRÜGER

Im Paradiese
steht Franziskus, spiß den Mund,
auf seiner ewig blühenden Wiese.
Um den Heiligen flattern die Vögel rund,
daß er das Ave Maria bliese
und die Sonne recht lobte aus Herzensgrund.

Zieht Franziskus die Wolken fort,
wirft gute Augen zur Erde und erschrickt ungeheuer.
Auf seiner Wange das selige Lächeln dorrt
wie Gras im brausenden Steppenfeuer.

Drunten krümmen sich Städte im Land,
hungern und frieren Kinder, Mütter, Greise . . .
Franziskus streift sanft den Beißig von seiner Hand,
greift nach dem Stab, hebt den Fuß zur Reife
und tritt vor Gott.

„Herr, dein Paradies ist nur Spott,
und ziemt unser keinem die ewige Seligkeit,
solang drunten ein Kind vor Hunger und Kälte schreit.
Ich mag die goldnen Hallen nicht länger sehn.
Laß mich wieder um Liebe auf Erden betteln gehn!“

Greift Gottvater in eine dunkle Ecke,
holt hervor zwei graue, härene Säcke,
reicht sie Franziskus hin und spricht:
„Zieh, lieber Bruder, ich halte dich nicht.
Sammle Liebe in diese zwei Säcke ein!
Du siehst: groß ist der eine, der andre klein.
Bring sie gefüllt zurück um die gleiche Stunde morgen.
Wollen doch schauen, was sich die Menschen heute für Liebe borgen.“

Franziskus wandert durch Weiler, Dorf und Stadt.
Jeder den heiligen Bettler der Liebe gesehen hat.
Viele knien am Wege hin, wenn Franziskus vorübergeht,
schlagen das Kreuz, murmeln und werfen schnell ein Gebet
in den großen Sack.

Der Heilige leucht an solchem Sackepack,
doch schlaff hängt der kleine Beutel von seiner Linken.

Auf dem Heimweg sieht Franziskus ein Händchen winken,
und ein Kind rennt in vollem Lauf
hinter ihm her. Es steckt im Nu
sein Vesperbrot dem Heiligen zu.
Im Osten geht herrlich die Sonne auf.

Steht Franziskus wieder im Himmel und schüttet die Säcke aus,
kollern viele hundert Rosenkränze und Ave Marias heraus
und die schönsten Gebete von allen Sorten.

Sinnernd stockert Gottvater in den Haufen von Worten
und sagt:

„Schau, Franziskus, du hast dich umsonst geplagt.
Gebete haben sie dir in den Sack gestammelt.
Worte hast du für Liebe eingesammelt.“

Beugt sich Franziskus und gräbt das Stücklein Brot
aus dem Haufen heraus, hebt es ins Abendrot
und lächelt verklärt in seinem Angesicht.

„Siehe dies Zeichen, Herr! Umsonst ging ich nicht.“

Gott hebt beide Hände und segnet den Bissen.

Doch den Sack voll Gebete hat er in tausend Fesen zerrissen.